

Sprache und Sprechen in der Sozialen Arbeit

Manfred Kappeler

Historische und gesellschaftliche Bedingungen der Sprachkritik in Deutschland – Die Auseinandersetzung um die Sprache im Nationalsozialismus

Manfred Kappeler

Sprachkritik in der Sozialen Arbeit

Helga Cremer-Schäfer

Wieder gelesen: Heinz Steinert (1942–2011): „Widersprüche, Kapitalstrategien und Widerstand oder: Warum ich den Begriff „Soziale Probleme“ nicht mehr hören kann“ (1981) und „Über den Import, das Eigenleben und mögliche Zukünfte von Begriffen: Etikettierung, Devianz, Soziale Probleme usw.“ (2006)

Gloria Schmid

Ansätze einer feministischen Sprachkritik in ihrer Bedeutung für die Soziale Arbeit

Michael May

Die Bedeutung non-verbaler Kommunikationsformen für personenbezogene soziale Dienstleistungen

Forum

Günter Pabst

Rückblick auf die Geschichte des Sozialistischen Büros

Egon Becker

Das Sozialistische Büro – ein unvollendetes Projekt?

Kompetenzzentrum Pflegekinder e.V.

Fachtagung: Pflegefamilie – und dann? Careleaver im Übergang



Widersprüche

Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich

37. Jahrgang, März 2017

Herausgegeben vom Widersprüche e.V.

Verein für kritische Analyse und Bildung im Sozial-, Gesundheits- und Bildungsbereich

Redaktion: Manfred Kappeler, Friedel Schütte, Arne Sprengel (Berlin); Christof Beckmann, Holger Ziegler (Bielefeld); Henning Schmidt-Semisch (Bremen); Friedemann Affolderbach, Uwe Hirschfeld (Dresden); Anne van Rießen (Düsseldorf); Fabian Kessl (Essen); Karl August Chassé, Helga Cremer-Schäfer, Kirsten Huckenbeck (Frankfurt); Frank Düchting, Timm Kunstreich (V.i.S.d.P.), Annita Kalpaka, Michael Lindenberg, Tilman Lutz, Barbara Rose, Wolfgang Völker, Heiner Zillmer (Hamburg); Dietlinde Gipsner (Hannover); Ellen Bareis, Thomas Wagner, Kerstin Herzog (Ludwigshafen); Joachim Weber (Mannheim); Maria Bitzan, Eberhard Bolay (Reutlingen); Günter Pabst (Schwalbach/Ts.); Holger Adam, Michael May, Arne Schäfer, Marcel Schmidt (Wiesbaden); Gertrud Oelerich, Andreas Schaarschuch, Heinz Sünker (Wuppertal).

Die Schwerpunkte der nächsten Nummern sind:

Widersprüche 144 „In and against the State!“ – Aktuelle staatstheoretische Perspektiven für eine Politik des Sozialen (Juni 2017)

Widersprüche 145 Arbeitskämpfe, Konfliktbereitschaft, (Selbst)Organisation im Care-Sektor (September 2017)

Widersprüche 146 Am Ende Inklusion? „Reform“ der Kinder- und Jugendhilfe (Dezember 2017)

Die **Widersprüche** erscheinen regelmäßig mit vier Nummern im Jahr mit einem Gesamtumfang von mindestens 520 Seiten. Einzelheft € 15,00. Jahresabonnement € 42,00; StudentInnenabonnement (Studienbescheinigung beilegen) € 27,00; Preise jeweils zzgl. Versand. Das Abonnement kann mit einer Frist von acht Wochen zum Jahresende schriftlich gekündigt werden.

Hinweis der Redaktion: Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder. Manuskripte zur Veröffentlichung nimmt die Redaktion gerne entgegen. Für eingesandtes Material wird keine Haftung übernommen.

Redaktionsadresse: Widersprüche, Nicoletta Rapetti c/o Redaktion express/AFP e.V., Niddastraße 64, 60329 Frankfurt a.M., Tel.: (0 69) 67 99 84, E-Mail: widersprueche@gmx.de

Verlagsadresse: Verlag Westfälisches Dampfboot, Hafenweg 26a, 48155 Münster, Tel.: (02 51) 39 00 48-0, FAX (02 51) 39 00 48 50, E-Mail: info@dampfboot-verlag.de, Internet: <http://www.dampfboot-verlag.de>

Vertrieb an Einzelkunden: Germinal GmbH, Siemensstr. 16, D-35463 Fernwald, Tel.: +49 (0) 641 / 4 17 00, E-Mail: bestellservice@germinal.de

Vertrieb an Institutionen/Buchhandlungen: ProLit Verlagsauslieferung, Siemensstr. 16, D-35463 Fernwald, Tel.: +49 (0) 641 / 9 43 93 33, Fax: +49 (0) 641 / 9 43 93 39, E-Mail: R.Eckert@prolit.de

© 2017 Verlag Westfälisches Dampfboot. Alle Rechte, auch das der Übersetzung vorbehalten
Druck und Bindung: Rosch-Buch Druckerei GmbH, Scheßlitz

Dieser Ausgabe liegen Prospekte des „Informationszentrum 3. Welt“ sowie der Zeitschrift „Politikum“ bei.

ISSN 0721-8834 ISBN 978-3-89691-013-4

Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich

143



Widersprüche

Knochenbrüche
Z'sammenbrüche
Bibelsprüche
Lehrerflüche
Mutters Küche
sind 'ne Menge
Widersprüche
(Volksmund)

Sprache und Sprechen in der Sozialen Arbeit

Zu diesem Heft. 3

Schwerpunkt

Manfred Kappeler

Historische und gesellschaftliche Bedingungen der Sprachkritik in
Deutschland – Die Auseinandersetzung um die Sprache im
Nationalsozialismus 11

Manfred Kappeler

Sprachkritik in der Sozialen Arbeit. 41

Helga Cremer-Schäfer

Wieder gelesen: Heinz Steinert (1942–2011): „Widersprüche,
Kapitalstrategien und Widerstand oder: Warum ich den Begriff „Soziale
Probleme“ nicht mehr hören kann“ (1981) und „Über den Import, das
Eigenleben und mögliche Zukünfte von Begriffen: Etikettierung, Devianz,
Soziale Probleme usw.“ (2006) 73

Gloria Schmid

Ansätze einer feministischen Sprachkritik in ihrer Bedeutung für die
Soziale Arbeit 87

Michael May

Die Bedeutung non-verbaler Kommunikationsformen für
personenbezogene soziale Dienstleistungen 97

Forum

Günter Pabst

Rückblick auf die Geschichte des Sozialistischen Büros 123

Egon Becker

Das Sozialistische Büro – ein unvollendetes Projekt? 127

Rezensionen

Michael May

„Die Beteiligten zu (potentiell) Betroffenen machen“

Über: *Simone Danz: Vollständigkeit und Mangel. Das Subjekt in der*

Sonderpädagogik..... 151

Kritische Soziale Arbeit: Eingriffe und Positionen

Kompetenzzentrum Pflegekinder e.V.

Fachtagung: Pflegefamilie – und dann? Careleaver im Übergang 157

Zu diesem Heft

In der „Zeitschrift für Pädagogik“ (2/1999) veröffentlichte Roland Merten den Beitrag „Verständigungsprobleme? Die Sprache der Sozialpädagogik im Spannungsfeld zwischen wissenschaftlicher und professioneller Praxis“. Das Resümee seiner Ausführungen lautete: „Sprache ist der Sozialpädagogik bisher kaum ein Thema, geschweige denn ein Problem geworden.“ Offenbar war ihm nicht präsent, dass bereits dreißig Jahre zuvor die marxistische Analyse der gesellschaftlichen Funktionen der Sozialen Arbeit in Verbindung mit der Kritik der „Totalen Institutionen“ (Erziehungsanstalten, Psychiatrie, Knast) zu einer ideologiekritischen Untersuchung des Gebrauchs zentraler Begriffe und Sprachregelungen in Theorie und Praxis geführt hatte. Ein Schwerpunkt der „Heimkampagne“ war die Auseinandersetzung mit dem Vokabular der Jugendhilfe (damals „Jugendwohlfahrtspflege“). In den Büchern „Gefesselte Jugend – Fürsorgeerziehung im Kapitalismus (Autorenkollektiv, 1971), „Bambule“ (Ulrike Meinhof, 1971) „Da weitere Verwahrlosung droht ... – Fürsorgeerziehung und Verwaltung (Prodosh Aich, 1973), „Fürsorgeerziehung – Heimterror, Gegenwehr, Alternativen“ (Peter Brosch, 1975) (um hier nur die u.E. Wichtigsten, mit Auflagen zwischen 50.000 und 70.000 Exemplaren, zu nennen) wurden Leitbegriffe wie „Verwahrlosung“, „Schädliche Neigungen“, „Schwachsinn“ und der zu ihnen gehörende Hilfe-Jargon (Erziehungsideologien, Jugendstrafrechtspflege und Kriminalitätstheorien, psychiatrische Diagnostik) in allen ihren Dimensionen untersucht, von der stigmatisierenden/diskriminierenden Wirkung ihrer Anwendung durch Fachkräfte auf Kinder und Jugendliche bis hin zu ihrer Bedeutung als zentrale Rechtsbegriffe im Jugendrecht (JWG und JGG). Mit der Fragestellung: „*Wer* (d.h. von welchem Klassenstandpunkt) in Bezug auf *wen* (den proletarischen oder bürgerlichen Jugendlichen) *wann* (unter welchen historischen Bedingungen der Kapitalverwertung und des Klassenkampfes) *welche* Verhaltensmerkmale mit *welcher Begründung* als ‚verwahrlost‘ definiert“, (Gefesselte Jugend, S. 73 f.) stand im Mittelpunkt der historisch-materialistischen Untersuchungen die Frage, welchen Interessen das „Hilfe“-System in der kapitalistischen Gesellschaft dient und welche Auswirkungen diese „Hilfe“ auf die von ihr betroffenen Menschen hat. (Die zentrale Frage des „Jugendpolitischen Forums“ in den Jahren 1970 bis 1980 lautete „Jugendhilfe – Hilfe für wen?“). Der Kampf gegen

den „Verwahrlosungsbegriff“ und ähnliche Klassifizierungen von proletarischen Kindern, Jugendlichen und Familien erschöpfte sich nicht in linguistischer Kritik fachspezifischer Semantiken. Er hatte die Abschaffung des mit diesen Begriffen operierenden Disziplinar- und Kontrollsystems zum Ziel – und wenigstens zur Reform des Jugendhilferechts, die zur Streichung des Verwahrlosungsbegriffs, der Abschaffung der Fürsorgeerziehung einschließlich der Geschlossenen Unterbringung im KJHG/SGB VIII führte, hat er entscheidend beigetragen. Auch in den linken Zeitschriften „Info Sozialarbeit“ und „Erziehung und Klassenkampf“ wurde in diesem Sinne Sprachkritik, immer in Verbindung mit Ideologiekritik, geleistet. Die „Widersprüche“ haben sich zeitlich unmittelbar an die implizite Sprachkritik der o.g. Publikationen angeschlossen und sie bis heute weitergeführt. Die Redaktion hat sich zwar bisher nicht explizit sprachkritisch mit Sprache und Sprechen in der Sozialen Arbeit befasst. In vielen Beiträgen der Zeitschrift wurde aber der Mainstream des Gebrauchs und der Bedeutung zentraler Begriffe ideologie- und herrschaftskritisch, und damit implizit auch sprachkritisch, untersucht. Heft 1/September 1981 hatte den Titel „Hilfe und Herrschaft“. Es folgten Auseinandersetzungen mit weiteren zentralen Begriffen bzw. Begrifflichkeiten wie „Prävention“, „Diagnose“, Geschlossene Unterbringung“, „Wohnen“, „Sesshaftigkeit“, „Arbeit“, „Klientel“ etc. und in der gerade erst erschienenen Nr. 142 mit „Inklusion“, „Freiheit“ und „Macht“. In diesem Sinne ist die Sprache seit Jahrzehnten immer ein wichtiger Bezugspunkt unserer gesellschaftskritischen Auseinandersetzung mit Sozialer Arbeit geblieben. Diese Auseinandersetzung beschränkte sich nicht auf das „Spannungsfeld zwischen wissenschaftlicher und professioneller Arbeit“ (Merten), in dem sich die „Widersprüche“ freilich auch befinden.

Etwa seit Mitte der 90er Jahre ist ein sich ausweitender spezifischer Diskurs über „Sprache in der Sozialen Arbeit“ zu beobachten, der weitgehend von dem gleichen Verlust an historischem Gedächtnis gekennzeichnet ist, wie die Ausführungen von Merten 1999. Diese Sprachkritik hat viele interessante Varianten, die wichtige Aspekte eines „selbst-reflexiven“ Umgangs mit Sprache in „Disziplin und Profession“ der Sozialen Arbeit thematisieren. Sie hat aber oft einen identitätspolitischen Subtext. Schon die Unterstellung, dass es *eine* Sprache in *der* Sozialen Arbeit gäbe bzw. die Forderung, dass mit Hilfe der „Methode Sprachkritik“ eine solche angestrebt werden müsse, weist auf diese Zielsetzung hin. Ausgangspunkt dieser „neuen“ kritischen Beschäftigung mit „Sprechen und Sprache“ waren die Folgen der Einführung der betriebswirtschaftlich geprägten Prinzipien der „Neuen Steuerung“ in die Soziale Arbeit. Der zunächst raschen Zustimmung in Teilen der Theorie und vor allem in Praxiszusammenhängen zu den neuen betriebswirtschaftlichen Begrifflichkeiten/Sprachregelungen, oder besser: Jargon,

wurde von Seiten der Widersprüche mit den Heften 52 und 53 unmittelbar – und sodann noch einmal in Heft 77 reflexiv – mit einer intensiven kritischen Auseinandersetzung mit dem auf professionelles Handeln bezogenen Zentralbegriffen des „Unternehmens“, des „Management“, des „Kunden“ und der „Dienstleistung“ begegnet. Diese Auseinandersetzung betraf nicht nur die semantische Ebene, sondern auch den damit orchestrierten Umbau des Sozialstaates. Zwar bestand auch die Befürchtung, die „eigene Sprache“ werde von der Logik eines fremden Systems dominiert oder gar „geschluckt“, mit weitreichenden Folgen für das Denken und Handeln der Professionellen. Zugleich aber wurde diese Kritik auch auf die reale Verfasstheit des tradierten, auf das „Normalarbeitsverhältnis“ ausgerichteten Sozialstaates und „seiner“ Sozialarbeit bezogen, die den Adressaten gegenüber nach dem Modus der „Normalisierungsarbeit“ mit autoritären, klientifizierenden Mustern verfuhr. In der Folgezeit verband sich der Diskurs über die Auswirkungen der „neo-liberalen Wende“ im Sozialstaat auf Denken, Sprechen und Handeln in der Sozialen Arbeit (man kann die Reihenfolge ebenso gut mit jeder dieser Tätigkeiten beginnen lassen, da es sich nicht um eine kausal bedingte „Abfolge“ handelt, sondern um ein dialektisches Verhältnis) mit dem Diskurs über gesellschaftliche Entwicklungen, die in den Begrifflichkeiten von „Exklusion-Inklusion“ gefasst wurden. Die an diesem Diskurs beteiligten AutorInnen gehen fast alle davon aus, dass die Soziale Arbeit im Zuge ihrer Professionalisierung in den Jahren des „Sozialstaates“ ihre „eigene“ Sprache entwickelt und damit zu sich selbst gefunden habe. Diese historische Errungenschaft gelte es gegenwärtig mit dem Mittel der Sprachkritik zu verteidigen. In dieser Sichtweise wird der „Sozialstaat“, wenn überhaupt, allenfalls abstrakt-formal als Organisationsform der kapitalistischen Wirtschaftsordnung beschrieben, aber nicht wirklich analytisch aus ihr hergeleitet und begriffen. Retrospektiv wird die Soziale Arbeit im „Sozialstaat“ idealisiert und mit ihr auch ihre Sprache, ihre Begrifflichkeiten und Sprachregelungen, die als Ausdruck des „Eigenen“ nicht sprach- und ideologiekritischen reflektiert werden. Die in den 80er und 90er Jahren mit Akribie betriebene sprachliche Camouflage (Sprachkosmetik) durch die Anwendung eines angeblich „nichtdiskriminierenden“ bzw. „neutralen“ Vokabulars auf weiterhin ausgrenzende und unterdrückende Strukturen, Methoden und Verfahrensweisen – die es mal mehr mal weniger freilich schon immer gegeben hat und immer noch gibt (aktuelles Beispiel: „verbindliche“ statt „geschlossene“ Unterbringung oder „pädagogisch-therapeutische Intensivmaßnahme“) ist beispielsweise kaum kritisiert worden.

In den „Widersprüchen“ gilt es, die Anlässe, die Reichweite und die Zielsetzungen der gegenwärtigen Sprachkritik in der Sozialen Arbeit zu analysieren und historische Ansätze einer sich nicht nur berufspolitisch verstehenden historisch-

materialistischen Sprachkritik aufzunehmen und weiter zu entwickeln. Die oben zitierten Fragen aus der „Gefesselten Jugend“/1971 haben nach wie vor ihre Berechtigung.

Mit Bezug auf den Sprachwissenschaftler Ferdinand de Saussure (1857-1913) schrieb Henri Lefebvre, die Sprache habe einen paradoxen Existenzmodus:

„Sie existiert nicht ohne die Sprechakte, und das Erkennen muss sie von diesen Akten trennen, um sie zu erfassen. Sie kann nicht mit einem Objekt verglichen werden, und nur als Objekt kann die Sprache analysiert werden. Sie ist zugleich das, was dem menschlichen Bewusstsein, den menschlichen Handlungen am innerlichsten und äußerlichsten ist. Sie hat die Eigenschaften einer Institution und scheint spontan zu sein.“¹

Mit diesem Heft haben wir uns demnach ein sehr komplexes Thema vorgenommen, dem wir nur etwas abgewinnen können, indem wir uns auf einige uns zentral erscheinende Aspekte konzentrieren wie den Zusammenhang von Sprache und Gesellschaft.

In den Beiträgen dieses Heftes wird Sprache und Sprechen in der Sozialen Arbeit überwiegend sprachkritisch und nicht sprachphilosophisch, linguistisch, semiotisch etc. untersucht. Dass die AutorInnen dabei Ergebnisse der Sprachwissenschaften kritisch und/oder bestätigend aufgreifen, ist selbstverständlich.

Dieses Heft der „Widersprüche“ erscheint zu einem Zeitpunkt heftiger Debatten über die „political correctness“ von in der medialen Öffentlichkeit gesprochenen und geschriebenen Worten/Begriffen. Während wir dieses Editorial schreiben, läuft in den Medien die Auseinandersetzung um die von der Kölner Polizei in der Silvesternacht 2016 gebrauchte Be-Zeichnung „Nafris“, einer „Abkürzung“ für „Nord-Afrikanische Intensivtäter“. Verweist dieses Wort, das zweifellos zu denen gehört, die einen komplexen Zusammenhang „schlüssig auf den Begriff bringen“ sollen, auf einen rassistischen Polizeijargon oder ist es nur ein polizeilicher Terminus technicus? Die „Sprachgesellschaft“ im wiedervereinigten Deutschland ist bezogen auf eine politisch „korrekte“ Sprache gespalten: Die einen, zu denen auch wir gehören, halten einen nicht-diskriminierenden und historisch bewussten Gebrauch der Sprache, nicht nur in der Öffentlichkeit, für unverzichtbar, die anderen möchten, wie der EU-Kommissar Oettinger „endlich mal wieder reden können, wie einem der Schnabel gewachsen ist.“ Für sie ist die political correctness eine moralisierende Forderung sprachpuristischer „Gutmenschen“. Dass die „frei von der Leber weg“ Redenden gleichzeitig vor der „Verhöhnung“ der „deutschen“ Sprache durch Anglizismen und andere sog. Fremdworte (fremde Worte – Worte

1 Lefebvre, Henri, 1973, Sprache und Gesellschaft, Düsseldorf, S. 197.

der Fremden) warnen und von sich behaupten, für die „Reinheit des Deutschen“ zu kämpfen, ist ein eigenartiger, aber nicht untypischer Widerspruch.

Zu den Beiträgen im Einzelnen

Im ersten Beitrag von *Manfred Kappeler* werden am Beispiel der Auseinandersetzung mit der Sprache im Nationalsozialismus die historischen und gesellschaftlichen Bedingungen von Sprache thematisiert und zugleich wesentliche Aspekte der Sprachkritik aufgezeigt. In seinem zweiten Beitrag wird auf der Grundlage des ersten der o.g. aktuelle Sprach-Diskurs in der Sozialen Arbeit im Hinblick auf seine Bedeutung für Theorie und Praxis reflektiert.

Helga Cremer-Schäfer nimmt die von Heinz Steinert geleistete Kritik an der Verwendung des Begriffs „Soziale Probleme“ in der Sprache der Sozialwissenschaften auf. In Selbstbeschreibungen, welchen Gegenstand Soziale Arbeit (als wissenschaftliche Disziplin und Profession) bearbeitet, hat sich die Formel durchgesetzt, es gehe um die Analyse, Bearbeitung und die Verwaltung sozialer Probleme. Ihr „Dringlicher Vorschlag, endlich vom sozialpathologischen Vokabular der ‘sozialen Probleme’ Abstand zu nehmen“, erinnert an die Kritik, mit der Heinz Steinert die Durchsetzung einer „Soziologie sozialer Probleme“ als einen eigenen sozialwissenschaftlichen Gegenstands- und Forschungsbereich „in zunehmender Unduldsamkeit“ konfrontiert hat. Das war im Jahr 1981. Soziale Probleme, das sind nicht nur Worte, sondern Denkschemata und eine (Gesellschafts-)Diagnose mit besonderen blinden Flecken für die Widersprüchlichkeit wohlfahrtsstaatlicher Politiken. Angemessenere Begriffe das Verhältnis von „Hilfe und Herrschaft“ zu analysieren, stehen der Reflexion von Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit zur Verfügung.

Gloria Schmid schreibt über Ansätze einer feministischen Sprachkritik in ihrer Bedeutung für die Soziale Arbeit. Ihre Kritik an Sexismus, Genderismus und Rassismus in der Sprache von Professionellen zielt auf die Entwicklung eines sensiblen, selbst-reflexiven Gebrauchs des gesprochenen und geschriebenen Wortes.

Dass die Art und Weise von Sprache und Sprechen in der beruflichen Kommunikation von Fachkräften der Sozialen Arbeit eine große Bedeutung hat, wird niemand bestreiten. Dies gilt vor allem für das Sprechen von Professionellen mit Menschen, die auf den Kontakt mit ihnen angewiesen bzw. verwiesen sind. Dieser Dimension unseres Themas widmet sich in seinem Beitrag *Michael May*. Er schreibt über die „Bedeutung non-verbaler Kommunikationsformen“ für das professionelle Handeln. Er kritisiert, dass non-verbale Ausdrucks- und Verständigungsweisen „in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Verständigungsprozessen in der Sozialen

Arbeit, ebenso wie in der Methodenliteratur“, bisher kaum Aufmerksamkeit gefunden haben. Die Tatsache, dass „viele derjenigen, die Soziale Arbeit zu erreichen versucht“ aus einem anderen soziokulturellen Milieu kommen als die Professionellen, müsste bei diesen zu Aufmerksamkeit und Wertschätzung für das anders differenzierte Ausdrucksvermögen jener führen, in dem die „Körpersprache“ eine große Rolle spielt. Schon in den 70er Jahren hatten Basil Bernsteins Arbeiten über „elaborierte“ bzw. „restringierte“ Sprachcodes darauf hingewiesen, wie wichtig die Sensibilität und Wertschätzung eines anderen „Sprach-Codes“ gerade dort ist, wo die zueinander Sprechenden nicht über ein „geteiltes Wissen“ verfügen, wie es in „personenbezogenen Dienstleistungen“ Sozialer Arbeit ganz überwiegend der Fall ist. Bernsteins Kritik am „elaborierten Sprachcode“ wurde in der Erziehungswissenschaft bezogen auf die Schulpädagogik und die Kinder- und Jugendarbeit stark diskutiert. Ulrich Oevermanns Untersuchung „Sprache und soziale Herkunft“², die in der „edition suhrkamp“ (Nr. 519) zeitlich im Anschluss an die „Gefesselte Jugend“ (Nr. 514) veröffentlicht wurde, bestätigte weitgehend Bernfelds Befunde, setzte sich mit ihnen aber auch kritisch auseinander. Diese Texte gehörten zur Standardliteratur in sozialpädagogischen Ausbildungs- und Studiengängen.

Mit einem fest eingeplanten kritischen Beitrag zur Theorie und Praxis der Kommunikationsanalyse sollte dem „Sprechen“, zusammen mit den Beiträgen von Gloria Schmid und Michael May, die gleiche Aufmerksamkeit gewidmet werden wie der „Sprache“. Leider wurde dieser Beitrag kurz vor Redaktionsschluss abgesagt, so dass es in diesem Heft schwerpunktmäßig um Sprache und Sprachkritik geht. Aus diesem Defizit sollte nicht geschlossen werden, dass wir die in den letzten Jahren vermehrt durchgeführte Forschung zur Kommunikation zwischen Professionellen und AdressatInnen Sozialer Arbeit geringerschätzen.

Im „Forum“ erinnert *Egon Becker* (80) als „Zeitzeuge“ an die Gründung und die Arbeit des „Sozialistischen Büros Offenbach“ (SB) in den Jahren 1969 bis 1997, sowie an seinen Mitbegründer Arno Klönne. Die Vorläuferin der „Widersprüche“, das „Info-Sozialarbeit“, war ein Projekt des SB. Aus ihm sind die „Widersprüche“ hervorgegangen. Einige Redaktionsmitglieder unserer Zeitschrift haben aktiv im SB mitgearbeitet und andere waren ihm politisch und in gemeinsamen Aktionen verbunden, z.B. im „Jugendpolitischen Forum“ in den 70er Jahren. Insofern ist die Geschichte der „Widersprüche“ zu einem nicht geringen Teil mit der des SB verbunden.

Die Redaktion

2 Oevermann, Ulrich, 1972, Sprache und soziale Herkunft, Frankfurt/M.



in 4|2016 „*tatsächliche Fluchtursachen I*“ schreiben u.a.

Thomas Gebauer: Globalisierung von unten – Migration als Antwort auf die neoliberale Krisendynamik | *Hafsat Abiola-Costello*: Westafrika. Europa erzeugt die Flüchtlinge selbst | *Clemens Ronnefeld*: Krieg in Syrien – worum es geht | *Hartmut Dreier*: Hirtenjunge und Analphabet | *Gebremeskel Fesseha/Johanna Fleischhauer*: Fluchtgründe sind komplex | *Stephan Müller*: Roma aus dem westlichen Balkan: Fluchtursachen | *Ingrid Just*: Kein Ort. Nirgends | *Ramona Lenz/Christian Sälzer*: Arm und krank – Migration und Flucht und Warum Mali trotz großer Nachfrage nach Baumwolle arm ist | *Rolf Euler*: Fluchtgründe, Umwelt und ich | *Olaf Bernau*: Kooperation statt Interessenpolitik | *Ingeborg Poerschke*: Nicht Wahl- sondern Scherzverwandtschaften sichern den Frieden

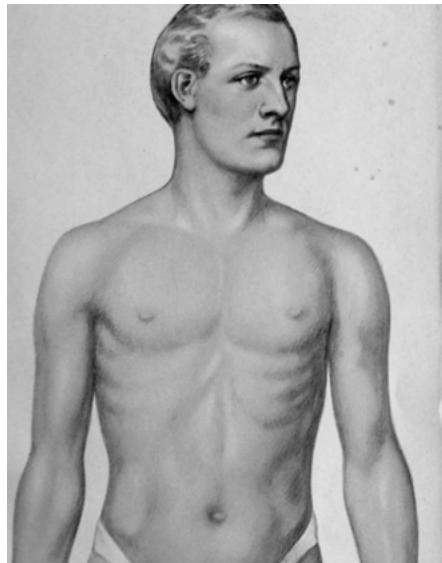
ABO 20 € jährlich mit 4 Ausgaben
Kostenloses Probeexemplar oder Abo
bestellen bei: AMOS-Redaktion, c/o
Hartmut Dreier, Schumannstr. 6,
45772 Marl. www.amos-zeitschrift.de

AMOS erscheint aus guten Gründen
seit 1968 im Ruhrgebiet

in 1|2017 „*tatsächliche Fluchtursachen II*“ schreiben u.a.

Robert Bosshard: „Hilfe!“ | Ulrich Brand/Markus Wissen: Die autoritäre Stabilisierung eines Wohlstandsmodells. Zum Zusammenhang zwischen imperialer Lebensweise, Flucht und dem Aufstieg der Rechten | Ingrid Just: Ein Mensch – eine Ware? | Hans-Joachim Schwabe: Deutschland und die anderen reichen Länder verweigern der UNO Geld für die Flüchtlingslager und treiben damit insbesondere die syrischen Flüchtlinge nach Europa | Christoph Marischka: Krieg in Mali: Deutsche Präsenz stark wachsend, Uranabbau schützend, Migration und Flucht verhindernd | Wolf-Dieter Just: Das Dublin-System der EU und Kirchenasyl | David Nelson: Kinderrechte für geflüchtete Kinder stärken! | Jens Flachmeier: Veränderungen in der Flüchtlingsarbeit | Tareq Alaows: zum ‚refugee strike‘ in Bochum | Dieter Alexander Behr: Emmanuel Mbolela. Zwischen Widerstand, Flucht und Exil | Willi Hajek: Cedric Herrou, | Koray Berat Sari: „Okyanus Concerto“ für Bağlama, 2 Gitarren und Sinfonieorchester | Heiko Koch: Bilder der Migration in der Karikatur

AMOS wird
herausgegeben von Wolfgang Belitz,
Benjamin Benz, Robert Bosshard,
Robina Cronauer, Hartmut Dreier, Rolf
Euler, Friedrich Grotjahn, Rolf Heinrich,
Ute Hüttmann, Wolf-Dieter Just,
Jürgen Klute, Carl-D.A. Lewerenz,
Axel Lippek, Heinz Listemann, Anna
Musinszki, Hermann Schulz, Peter
Strege, Manfred Walz, Renate Wangelin



Sippenstafel, die alle möglichen Stämmen (Personenbeziehungen) aus Verästelungen (Sippenstafel), bezogen auf einen bestimmten Menschen, darzustellen bezweckt.

Schrifttum

Kollektivegebungen

Cheser-Koch, Bernhard u. **Cheser-Koch, E.** Die Väterberger Reihe 3. Aufl. Verlag (von) Berlin, Berlin 1929, Kart. 3,00 RM, geb. 4,00 RM.

Koch, Friedrich u. **Reichardt** und **Reichardt** der Abstammung. Verlag Franz Schöner, Berlin 1929. Geb. 3,00 RM.

Stein, v. Himmelfeld, Der Abstammungslehre, 4., neu bearb. u. erweit. Aufl. Verlag für Standesamtswesen, Berlin 1928. Geb. 3,00 RM.

Sippenkunde

Reichardt, Friedrich. Einführung in die Familienkunde. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1924. (= Väterkunde und Sippenkunde) Geb. 1,80 RM.

Reichardt, Friedrich. Taschenbuch für Familienkunde. Verlag Degener & Co., Darmstadt 1927. 5. Aufl. Geb. 4,50 RM.

Reichardt, Friedrich. Einführung in die praktische Genealogie. Verlag für Sippenkunde und Sippenkunde. E. H. Starke, Bielefeld 1924. 2. Aufl. (= Sippenkunde Band 1). Kart. 2,70 RM, geb. 3,30 RM.

Seitenschriften

Familie, Sippe, Volk. Monatschrift für Sippenkunde und Sippenkunde. Verlag Meyer Verlag, Bielefeld. Verlag für Standesamtswesen, Berlin SW 61.

Recht für Sippenkunde und alle verwandten Gebiete. Verlag G. H. Starke, Bielefeld.

Familienrechtliche Blätter. Verlag der Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familienangelegenheiten, Leipzig.

Die amtlichen Nachrichten sowie Suchanzeigen veröffentlicht: Allgemeines Suchblatt für Sippenkunde herausgegeben für den Reichsarchiv der Reichsarchivdirektion Berlin (1921) v. H. v. Reichsarchivdirektion Dr. Reichsarchiv (jüngere Beilage von „Familie, Sippe, Volk“ (i. d. S.).

Erbbiologische Winke zur Ehegattenehe
(Ein Briefwechsel)

Lieber Onkel Raci!

An einer großen Sorge erinnere ich mich Deiner. Sicher hast Du ja nur durch Deiner Deiner geteilt mit mir gehört und nicht hast auch wissen, daß ich nun nach beinahe 20-jähriger meine Einstellung habe und zu Deiner letzten wollte. Ich hatte ein geliebtes, lebensfähiges Mädchen aus einer alten, guten Bürgerfamilie kennengelernt, das auch in ihrem Leben und ihrer Weltanschauung gut zu mir paßte. Wir hatten

Manfred Kappeler

Historische und gesellschaftliche Bedingungen der Sprachkritik in Deutschland – Die Auseinandersetzung um die Sprache im Nationalsozialismus

„Die Sprache widerfährt ihr Unheil nicht bloß in ihren einzelnen Worten und ihrem syntaktischen Gefüge. Viele Wörter backen im Sog der Kommunikation, vor allem Sinn und wider ihn, in Klumpen sich zusammen. [...] Vermutlich ist der sprachliche Mißbrauch zu Eingefleischt, als daß der objektive Geist ihn sich abgewöhnen ließe. Wohl aber ist beim Wort zu nehmen, was den Worten geschah. [...] Dafür drängte ein Stichwort sich auf [...]: das verdinglichte Bewußtsein, in das die Aufsätze eingreifen mögen. [...] Diese Einheit schreibt zugleich die Grenze vor: das Bewußtsein kritisiert wird, wo es nur Reflex der Realität ist, die es trägt.“¹

Theodor W. Adorno

Seit Jahrtausenden denken Philosophen und Theologen, seit ca. 150 Jahren Soziologen und Psychologen über „Ursprung“, „Wesen“ und Funktionen der Sprache nach. Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert etablierte sich schließlich eine eigene Sprachwissenschaft, die sich schnell in verschiedene „Schulen“ (Linguistik, Semiotik, Sprachphilosophie etc.)² ausdifferenzierte. Die wegweisenden sprachwissenschaftlichen Werke wurden in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert

1 Adorno, Theodor W., 1963, Eingriffe – Neun kritische Modelle, S. 7.
2 Alle Wörter/Begriffe die zum Vokabular der Sprachkritik gehören, wie die hier genannten, sind im Text kursiv gekennzeichnet. Das ermöglicht, sich mit ihrer Bedeutung in der Sprachkritik und mit ihrem sprachkritischen Gebrauch im laufenden Text während der Lektüre vertraut zu machen. Einige Hervorhebungen in Zitaten haben unabhängig davon ihre eigene Bedeutung. Die Kennzeichnung erfolgt i.d.R. nur bei der ersten Nennung des Wortes/Begriffes. Die Rechtschreibung in den Zitaten entspricht der im jeweiligen Originaltext verwendeten, wie z.B. bei „Notwendigkeit“.

veröffentlicht, das mit guten Gründen das „sprachwissenschaftliche“ genannt werden kann.

In Deutschland setzte der Nationalsozialismus 1933 für die junge Sprachwissenschaft eine Zäsur. Die bedeutendsten Sprachwissenschaftler³ und andere WissenschaftlerInnen, denen die Auseinandersetzung mit Sprache und Sprechen wichtig war⁴, flohen vor dem NS-Terror. In ihren während des Exils entstandenen Werken setzten sie sich mit der nationalsozialistischen „Propagandasprache“⁵ und der „Alltagssprache“ im NS-Deutschland auseinander. Dabei ging es um die „Mächtigkeit des Wortes“, um die nicht zu leugnende Tatsache, dass viele Menschen in Deutschland den Parolen der NS-Propaganda nicht nur opportunistisch folgten, sondern von ihnen überzeugt waren bzw. wurden. Die strittige Frage lautete: Waren diese Menschen „Verführte“, Opfer einer gigantischen Manipulation durch eine „faschistische“ Sprache und einen entsprechenden zentral gelenkten „Sprachapparat“? Oder stimmten sie den sprachlich und symbolisch von den Nazis⁶ propagierten Inhalten aus prä-figurierten Überzeugungen zu, die jetzt ihren offenen, weil durch das Regime „legalisierten“, sprachlichen Ausdruck in den Vorgaben der NS-Propagandasprache bekamen? Die marxistisch orientierten WissenschaftlerInnen lehnten die Manipulationsthese eher ab. Sie waren der Auffassung, die Nationalsozialisten hätten aus ihren Absichten nie einen Hehl

3 Mehr noch als andere wissenschaftliche Disziplinen war die Sprachwissenschaft eine Männerdomäne. Eine explizite feministische Sprachwissenschaft entwickelt sich, angeregt durch die Werke Judith Butlers (performative Praxen), erst in den letzten zwei Jahrzehnten. Siehe den Beitrag von Gloria Schmid in diesem Heft. Kritik von Frauen an der patriarchalen Sprache gab es freilich schon immer. In den Werken von Hannah Arendt und anderen Philosophinnen und Sozialwissenschaftlerinnen wurde implizit über Sprache nachgedacht.

4 Z.B. fast alle Mitglieder der „Frankfurter Schule“.

5 So z.B. Hannah Arendt in ihrem Buch „Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft“, Frankfurt/M. 1955, in dem Abschnitt „Totalitäre Propaganda“, S. 508ff.

6 In der aktuellen Debatte über diskriminierende bzw. nicht-diskriminierende Sprache wird der Gebrauch des Wortes „Nazi“ als diskriminierende Bezeichnung kritisiert. Dem stimme ich zu, sofern jemand, der kein „Nazi“ ist, damit bezeichnet wird, oder wenn alle, die montags in Dresden bei PEGIDA mitlaufen pauschal „Nazis“ genannt werden. Ich verwende den Begriff für sich selbst so nennende Nationalsozialisten der Jahre bis 1945, für die in Wort und Tat mit ihnen übereinstimmenden und für die, die nach 1945 deren Denken und Sprechen, teilweise auch deren Handeln, beibehalten haben oder es als Angehörige nachgeborener Generationen übernehmen haben bzw. es heute übernehmen. Eine Gleichsetzung mit dem pauschal diskriminierenden „Nafri“ halte ich für sachlich/inhaltlich nicht für gerechtfertigt.

gemacht und nach dem Machtantritt sofort und zügig mit der Umsetzung ihres „Programms“ begonnen. Manipulation beruhe aber auf der Absicht und der Methode der Täuschung. Auch könne man nicht von einem „Verfall“ oder gar einer „Barbarisierung“ des Deutschen reden, weil diese Sprache hasserfüllter Diskriminierung und Ausgrenzung auf der einen und mythologischer Selbsterhöhung auf der anderen Seite, das „völkische“ Denken, Sprechen und Handeln, nicht von den Nazis erfunden, sondern von ihnen lediglich gebündelt und zugespitzt worden sei. Andere, mehr dem bürgerlich-liberalen Denken anhängende WissenschaftlerInnen beklagten den „Absturz“ von den „Höhen“ einer international führenden „Kultursprache“ in die Niederungen einer menschenverachtenden demagogischen Politik, den sie in dem Bild von „Verführern und Verführten“ sich und anderen fassbar machen wollten. Diese beiden Erklärungsmuster markieren zwar Positionen, die oft aber nur unterschiedliche Gewichtungen in ein und demselben Nachdenken waren und sich nicht gegenseitig ausschlossen.

In den ersten Jahren nach dem Ende des NS-Staates ging es den Sprachkritikern um die Frage, was mit der deutschen Sprache im NS-Staat geschehen ist. Wurde sie „missbraucht“, „besetzt“, „gestohlen“ oder war sie „Wegbereiterin“? Wurde sie substantiell oder nur partiell verändert?, dauerhaft bzw. irreversibel oder nur temporär? Gab es eine von den Nationalsozialisten geschaffene spezielle Sprache? Gab es eine Sprache des „Widerstands“?, eine der „Anpassung“?, eine „listige“ Sprache, die sich taktisch „zwischen Anpassung und Widerstand“ bewegte? Und schließlich die Kardinalfrage: War die Sprache der Herrschenden die herrschende Sprache? Diese Fragen und ihre Beantwortungen schlossen einander nicht prinzipiell aus. Sie ergänzten sich, widersprachen sich, durchkreuzten sich, zielten auf unterschiedliche Aspekte des gemeinsamen Bezugspunktes: Sprache und Sprechen im nationalsozialistischen Deutschland.

Die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft wurde im Sommer 1945 von einigen Intellektuellen als Kritik an der Sprache im NS-Staat begonnen und blieb über Jahrzehnte der Focus der sprachwissenschaftlichen Diskurse in beiden deutschen Staaten. Die Auseinandersetzung wurde zwar über den engeren Kreis der Akteure hinaus in „interessierten Bevölkerungskreisen“ wahrgenommen. Die große Mehrheit der Deutschen in den Westzonen bzw. der späteren Bundesrepublik und in der sog. Sowjet- oder Ostzone bzw. der späteren DDR verweigerte sich aber jeder selbstkritischen Reflexion. Diese Verweigerung wurde mit dem „Überlebenskampf in der großen Not der Zeit“ gerechtfertigt. Dafür wurde ein ganzes System spezieller Sprachregelungen zur Vermeidung der Thematisierung der Verstrickung, Komplizenschaft und Mittäterschaft (Hannah Arendt) mit den Verbrechern der NS-Gewaltherrschaft entwickelt, mit dem sich

die Deutschen in Bausch und Bogen zu Opfern sprachlicher Verführung der NS-Propaganda und zu Opfern von „Gewaltherrschaft und Krieg“ stilisierten. An dieser Sprachpolitik waren u.a. die kirchlichen Wohlfahrtsverbände und Hilfsorganisationen und das Deutsche Rote Kreuz, die im NS-Staat in dessen Bevölkerungspolitik verstrickt waren (bis 1948 auch im „Osten“) aktiv beteiligt.⁷ Die Erinnerung an die Sprache der „Übereinstimmung, der Zustimmung, der Anpassung“ sollte aus dem öffentlichen Bewusstsein getilgt werden. Für die zwei Jahrzehnte von 1945 bis 1965 ist das auch weitgehend gelungen.

Im „Osten“ wurde die sprachkritische „Aufarbeitung“ mit der Veröffentlichung von Victor Klemperers „LTI – Notizbuch eines Philologen“ im Januar 1947 begonnen. LTI ist das Zeichen für die *Lingua Tertii Imperii*, wie Klemperer die „Sprache des Dritten Reichs“ nannte. Auf der ersten Seite seines „Notizbuches“, begründete er sein Vorhaben, diese Sprache in ihren Formen als Alltags- und Propagandasprache aufzuzeichnen und sie als Philologe zu kommentieren. „Wie viele Begriffe und Gefühle hat sie geschändet und vergiftet“, heißt es dort. Es werde lange dauern, bis die Wirkungen der NS-Herrschaft verschwinden: „... denn zu verschwinden hat ja nicht nur das nazistische Tun, sondern auch die nazistische Gesinnung, die nazistische Denkgewöhnung und ihr Nährboden: die Sprache des Nazismus“.⁸ Die „nazistische Denkgewöhnung“ führte Klemperer in erster Linie auf einen bestimmten Gebrauch der Sprache zurück. Die Sprache „dichtet und denkt nicht nur für mich“, schrieb er, „sie lenkt auch meine Gefühle, sie steuert mein ganzes seelisches Wesen, je selbstverständlicher, je unbewußter ich mich ihr überlasse. Und wenn nun die gebildete Sprache aus giftigen Elementen gebildet oder zur Trägerin von Giftstoffen gemacht worden ist? Worte können sein wie winzige Arsendosen: sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu tun, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung doch da. Wenn einer lange genug für heldisch und tugendhaft: fanatisch sagt, glaubt er schließlich wirklich, ein Fanatiker sei ein tugendhafter Held und ohne Fanatismus könne man kein Held sein. Die Worte fanatisch und Fanatismus sind nicht vom Dritten Reich erfunden, es hat sie nur in ihrem Wert verändert und hat sie an einem Tage häufiger gebraucht als andere Zeiten in Jahren. Die nazistische Sprache weist in vielem auf das Ausland zurück, übernimmt das meiste andere von vorhitlerischen Deutschen. Aber sie ändert Wortwerte und Worthäufigkeiten, sie macht zum

7 Vgl. dazu Kappeler, Manfred, 2017, *Übereinstimmung – Zustimmung – Anpassung – Widerstand. Soziale Arbeit der Kirchen während der NS-Zeit*. Veröffentlichung des Manuskripts in Vorbereitung (Kohlhammer-Verlag).

8 Klemperer, Victor, 1947, *LTI – Notizbuch eines Philologen*, S. 7, Berlin.

Allgemeingut, was früher einem einzelnen oder einer winzigen Gruppe gehörte, sie beschlagnahmt für die Partei, was früher Allgemeingut war, und in alledem durchtränkt sie Worte und Wortgruppen und Satzformen mit ihrem Gift, macht sie die Sprache ihrem fürchterlichen System dienstbar, gewinnt sie an der Sprache ihr stärkstes, ihr öffentlichstes und geheimstes Werbemittel.“⁹

An dieser Auffassung Klemperers ist aus triftigen Gründen viel Kritik geübt worden. Utz Maas, der sich in seiner Studie zur Sprache des Nationalsozialismus¹⁰ eingehend mit Klemperers Sprachkritik befasst, kritisiert, dass dieser die LTI mit Vorstellungen und Begriffen „aus der organischen Pathologie“ beschreibt: z.B. „Sprachkrankheit“, „Infektion“, „Seuche“, „nazistisches Gift“, Phrasen, die „betrunken“ machen und „geistige Umnebelung“ bewirken, „umnebelndes Rauschgift“ und Hitler infiziere gar „den deutschen Volkskörper“.¹¹ Dieses Erklärungsmodell betrachte die die LTI Sprechenden einseitig als ihre Opfer und spreche sie von der Verantwortung für ihr Sprechen und damit von Schuld frei. Man kann diese Kritik noch zuspitzen mit der Feststellung, dass Klemperer selbst mit der Anwendung der pathologisierenden Pathologensprache auf ein soziales Phänomen wie die Sprache, gesellschaftliche Ursachen und politisches Handeln biologisiert hat, was die Nazis mit ihrem sozialrassistischen Programm selbst extensiv betrieben haben. Klemperer gibt damit eines von vielen Beispielen für die Tatsache, dass angewandte Sprachkritik in ihrem Vollzug, wenn sie sich nicht gleichzeitig kritisch gegen sich selbst, genauer gegen ihren Anwender, richtet, kritikwürdige Sprache produziert oder gar die kritisierte Sprache reproduziert. Da Sprachkritik nur in und mit der Sprache erfolgen kann, hat sie es notwendiger Weise auch immer mit sich selbst zu tun. Das gilt auch für die AutorInnen dieses Hefes.

Die Kritik an Klemperer schmälert aber nicht die bis in die unmittelbare Gegenwart reichende Wirkung seiner Auseinandersetzung mit der Sprache im Nationalsozialismus. Viele seiner Beobachtungen bestätigen sich aktuell wieder, z.B. in den Reden des US-amerikanischen Wahlkampfes, auf den „Massenkundgebungen“ von PEGIDA und in den populistischen Kommentaren zur „Flüchtlingskrise“ (selbst so ein „Wort“). Es muss bei der Kritik an Klemperer auch bedacht werden, dass LTI, worauf Maas hinweist, „als erschütterndes Dokument des Lebens unter dem Nationalsozialismus“ gelesen werden sollte und

9 A.a.O., S. 21f.

10 Maas, Utz, 1984, „Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand“ – Sprache im Nationalsozialismus, Opladen 209ff.

11 A.a.O., S. 214.

die sprachkritische Arbeit unter diesen Bedingungen für den Autor vermutlich auch die Funktion eines „Abwehrmechanismus“ und einer „Überlebensstrategie“ gehabt hat. Wie scharfsinnig und zugleich widersprüchlich Klemperer als Philologe aktuelle Sprachentwicklungen registrierte und beurteilte, zeigt sich in seiner Kritik an dem Wort/Begriff „Entnazifizierung“, mit dem die Deutschen sofort das im März 1946 vom Alliierten Kontrollrat erlassene „Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus“¹² belegten, das ja auch eine sprachpolitische Dimension hatte. Im Vorwort zu „LTI“ schreibt Klemperer, dass die NS-Sprache „der distanzierenden Vorsilbe ent einigen Zuwachs“ gebracht habe:

„Fenster mußten vor der Fliegergefahr verdunkelt werden, und so ergab sich die tägliche Arbeit des Entdunkelns. Hausböden durften bei Dachbränden den Löschenden kein Gerümpel in den Weg stellen, sie wurden entrümpelt. Neue Nahrungsquellen mußten erschlossen werden: die bittere Roßkastanie wurde entbittert ... Zur Bezeichnung der notwendigen Gegenwartsaufgabe hat man eine analog gebildete Wortform allgemein eingeführt: am Nazismus ist Deutschland fast zugrunde gegangen; das Bemühen, es von dieser tödlichen Krankheit (!) zu heilen, nennt sich heute Entnazifizierung.“¹³

Klemperer bezeichnet es als ein „scheußliches Wort“ und hofft, dass es „eines Tages“ versunken sein wird, „weil der Zustand, den es beenden sollte, nicht mehr vorhanden ist.“¹⁴ Mit dieser Funktionsbeschreibung von „Entnazifizierung“ lag er allerdings falsch. Die Umetikettierung des Gesetzestitels durch die Deutschen in „Entnazifizierungsgesetz“, die bis heute gehalten hat und auch von kritischen AutorInnen kritiklos verwendet wurde und wird, neutralisierte erfolgreich die Intentionen des obersten Gremiums der „Siegermächte“, die von der Mehrheit der Deutschen eben nicht als „Befreier“ erlebt wurden. Die Arbeit der dieses Gesetz anwendenden Spruchkammern wurde als Ausdruck von „Siegerjustiz“ verstanden, der man sich mit allen Mitteln entziehen wollte, darunter der berühmt-berüchtigte „Persilschein“ (in der Bedeutung eines Waschmittels zur Säuberung schmutziger Kleidung). „Entnazifizierung“ wurde damals so gebraucht wie das Wort „Entlausung“. So hat das Wort „Entnazifizierung“ genau die entgegengesetzte Bedeutung als die ihm von Klemperer zugeschriebene und auch das Gegenteil von dem bewirkt, was Viktor Klemperer 1946 als die „Gegenwartspflicht“ dieses Wortes angenommen hat.

12 Gesetz 104 des Alliierten Kontrollrats zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946.

13 Klemperer, a.a.O., S. 7.

14 Ebenda.

Max Horkheimer hatte 1950, noch vor seiner Rückkehr aus dem Exil, den „Mißerfolg des Entnazifizierungsprogramms“ auf seine „Institutionalisierung“ zurückgeführt, die schon in der Bezeichnung zum Ausdruck komme. Das Programm habe das Gegenteil von dem erreicht, was es erreichen sollte: die „Mehrheit der Deutschen, die mit dem Nationalsozialismus sympathisierte“, schrieb er, „(ist) heute besser daran als jene, die sich vom Faschismus fernhielten.“ Die allermeisten „Entnazifizierten“ hätten ihre Stellen in Wirtschaft, Wissenschaft und Verwaltung behalten, aber nur wenige derjenigen, die im Widerstand gegen das Regime ihr Leben riskiert hätten, seien nun im öffentlichen Dienst oder besetzten „akademische Positionen.“ „Der ehemalige Nazi glaubt, daß er jetzt nachträglichen und stichhaltigen Grund hat, seinen Haß auf jene Deutschen zu rechtfertigen, die sich anders verhielten oder opponierten.“¹⁵ „Entnazifizierung“ ist eine Wortschöpfung der unmittelbaren „Nachkriegszeit“. Dieses Wort steht für den ganzen Komplex der „unbewältigten Vergangenheit“ – als könnte man diese Vergangenheit je „bewältigen“ oder „aufarbeiten“. Worte wie „Stunde Null“, „Nachkriegszeit“, „die Zeit der großen Not“ etc. sind Euphemismen, die im Sprechen vieler Deutscher über die NS-Schreckensherrschaft, auch in behördlichen „Verlautbarungen“ und in Stellungnahmen von Verbänden und Parteien, gerne und oft verwendet wurden und teilweise heute noch verwendet werden. „Der Euphemismus, der Gebrauch des harmlosen Wortes verdankt sich der Scheu, das Furchtbare zu nennen“, die „krasse Wirklichkeit“ sprachlich zu „beschwichtigen“ schrieb Horkheimer 1961.¹⁶ In einem Vortrag vor dem „Koordinierungsrat für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“ sagte Adorno im Herbst 1959 zu der Frage, „Was bedeutet Aufarbeitung der Vergangenheit“:

„Sie geht von einer Formulierung aus, die sich während der letzten Jahre als Schlagwort höchst verdächtig gemacht hat. Mit Aufarbeitung der Vergangenheit ist in jenem Sprachgebrauch nicht gemeint, daß man das Vergangene im Ernst verarbeite, seinen Bann breche durch helles Bewußtsein. Sondern man will einen Schlußstrich darunter ziehen und womöglich es selbst aus der Erinnerung wegwischen.“¹⁷

In den „Westzonen“ begann die öffentliche Auseinandersetzung mit der Sprache des Nationalsozialismus im November 1945 mit der Rubrik „Aus dem Wörterbuch

15 Horkheimer, Max, Lehren aus dem Faschismus, in: Ders., 1985, Gesammelte Schriften Band 8, S. 33f.

16 Horkheimer, Max, Über das Vorurteil, in: Horkheimer/Adorno, 1984, Sociologica – Reden und Vorträge, Frankfurt/M., S. 87.

17 Adorno, Theodor, W., Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit, in: Ders., 1963, Eingriffe – Neun kritische Modelle, Frankfurt/M., S. 125ff.

des Unmenschen“ in der 1. Nummer der Monatszeitschrift „Die Wandlung“¹⁸. An diesem Wörterbuch, einer kommentierten Sammlung von Worten/Begriffen, die von den Autoren als typisch für die NS-Sprache ausgewählt wurden, entzündete sich eine Auseinandersetzung, an der sich im Laufe der Jahre Vertreter aller sprachwissenschaftlichen Richtungen in Westdeutschland beteiligten. Sie zog sich mit einem Schwerpunkt in den 60er Jahren, über zwei Jahrzehnte hin und fand noch bis in die 80er Jahre starke Beachtung in sprachwissenschaftlichen Forschungsarbeiten.

Die Autoren schreiben in der „Vorbemerkung“ im November 1945:

„Der Verderb der Sprache ist der Verderb des Menschen. Denn der Begriff des Menschen schließt die Möglichkeit (und Wirklichkeit) des Unmenschen in sich. So hat der Mensch auch als Unmensch seinen Wortschatz, seine eigentümliche Grammatik und seinen eigentümlichen Satzbau. Sie ist – leider – keine fremde Sprache, aber dieses Wörterbuch hat eine Aufgabe, die derjenigen der übrigen und gewöhnlichen Wörterbücher genau entgegengesetzt ist: es soll uns diese Sprache fremd machen.“¹⁹

Die Autoren untersuchten das jeweilige Wort zunächst philologisch in einem Abschnitt Worterklärung und schilderten dann in einem zweiten Teil die Anwendung, den Gebrauch dieses Wortes in der Praxis. Das von Dolf Sternberger kommentierte zweite Wort im „Wörterbuch“²⁰ war das in der Sozialen Arbeit in fast allen ihren Bereichen und in vielfältigen Bezügen gebrauchte Wort „Betreuung“²¹. An ihm soll im Folgenden die Methode dieser Sprachkritik exemplarisch dargestellt werden.

Zur „Wortklärung“: Der Wortstamm „Treue“ mit den Bedeutungen „Treu sein, treu bleiben, die Treue halten“ bezogen auf Jemand (einen oder mehrere Menschen), eine gute Sache, einen Grundsatz, eine Institution, bezeichne ein „menschliches Verhalten und Verhältnis“, das dem „Unmenschen“ nicht passte. Für ihn habe sich die „dringende Notwendigkeit“ ergeben, „ein recht kräftiges“ und dazu „transitives“ Tätigkeitswort „zu bilden oder hervorzusuchen“ mit dem der „Jemand schärfer angepackt“ werden konnte: „Treuen ging nicht – es käme ja ungefähr auf ‘lieben’ und ‘schützen’ hinaus und dabei fehlte noch die rechte

18 Die Wandlung, Nr. 1/November 1945, Heidelberg. Herausgegeben von Dolf Sternberger unter Mitwirkung von Karl Jaspers, Werner Krauss und Alfred Weber. Gemeinschaftsprojekt der Heidelberger Verlage Lambert Schneider, Carl Winter, Universitätsverlag.

19 A.a.O., S. 7.

20 Damit ist im Folgenden immer das „Wörterbuch des Unmenschen“ gemeint.

21 Veröffentlicht in „Die Wandlung“ Heft 2 des 1. Jahrgangs 1945/46.

Gewalt. Die Vorsilbe half.“ Dieses be- drücke die „Unterwerfung des Gegenstands“ aus, so Sternberger, und darauf komme es an: „Dieses ‘be-’ gleicht einer Krallenpfote, die das Objekt umgreift und derart erst zu einem eigentlichen und ausschließlichen Objekt macht. Muster und Vorgänger sind: Beherrschen und Betrügen, Beschimpfen und Bespeien, Bestrafen, Benutzen, Beschießen und Bedrücken, auch Belohnen und Beruhigen“. Diese überwiegend schrecklichen Worten, be-zeichnen, mit Ausnahme von „Beschießen“, Handlungen, die alle im Zeichen von „Be-treuung“ bzw. als „Be-treuung“ in der Sozialen Arbeit anzutreffen waren und sind (hier und da, mal mehr, mal weniger, zzt. eher weniger). Das Wort „Be-treuung“, wie es im NS-Staat gebraucht wurde, löste bei Sternberger eine Assoziationsfolge von Handlungen/Bedeutungen aus, die er allerdings nur als „Muster“ und „Vorgänger von „Betreuung“ interpretierte, so dass ihm deren Zugehörigkeit zu „Betreuung“ entging. Ihr Gemeinsames liegt in der Vor-Silbe be-, die in diesem Gebrauch die Bedeutung von Fremdbestimmung hat, die darauf abzielt, die Subjekte zu Objekten von Herrschaft zu machen. „In allen diesen Fällen“, schreibt Sternberger, „wird das Objekt, eben der Jemand, mindestens zeitweilig des eigenen Willens beraubt oder soll des eigenen Willens beraubt werden oder hat seine Freiheit schon verloren wie der Aufgeregte, der darum der ‘Beruhigung’ bedarf oder seine freie Vernunft wird umgangen und für nichts geachtet wie beim Betrügen und Benutzen.“ Sternbergers Sensibilität für die Bedeutungen von Betreuung erweist sich gerade an den auf den ersten Blick „unverdächtigen“ Be-Zeichnungen von Handlungen/Bedeutungen (sie sind Eins, denn die Bedeutungen erweisen sich in den Handlungen) wie „Be-ruhigen“, „Be-schützen“ und „Be-lohnen“. Die von Sternberger richtiggesehene Bedeutung von „Betreuung“ als ein „totales Verhältnis“ („Man betreut jemanden und damit basta!“) kann gerade dadurch total werden, weil ihm alle die aufgezählten Bedeutungen inhärent sind. Sie können dominant werden, bzw. zum Vorschein kommen, wenn das Setting es zulässt, die Totalität strukturell produziert oder gar bewusst anstrebt. Da haben wir „Betreuung“ in „totalen Institutionen“ (Goffman), die in der Sozialen Arbeit bis in die jüngste Vergangenheit dominant waren und vereinzelt immer noch und schon wieder anzutreffen sind.

Zur „Anwendung“: Sternberger beginnt mit sozialen und pädagogischen Orten/Einrichtungen der „Betreuung“, in denen Professionelle als „BetreuerInnen“ arbeiten: Kindergarten und Hort, Schule, Krankenhaus, Landesirrenanstalt, die NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) mit ihrem „Hilfswerk Mutter und Kind“. Dann werden andere Bereiche und Institutionen der NS-Gesellschaft einbezogen: Der „Reichsnährstand“ betreut die Bauern, die DAF (Deutsche Arbeitsfront) die Arbeiter. Alle Bereiche der industriellen Wirtschaft werden betreut

von den „Wirtschaftsgruppen“, „Wirtschaftsämtern“, „Rüstungsinspektionen“, die zusammengefasst sind in einem amtlich so genannten „Betreuungsausschuss“. „Die geheime Staatspolizei betreute die Juden [...] und der Führer Adolf Hitler betreute das ganze deutsche Volk.“ Vergessen wurde die „Betreuung“ der Soldaten, die „Truppenbetreuung“, hinter der Front, und die der verwundeten Soldaten, die „Lazarettbetreuung“. Sternberger schildert hier eine Gesellschaft, die in allen ihren Bereichen mit Methoden zentralistischer Steuerung diktatorisch regiert wird und diese Methoden in dem Begriff „Betreuung“ zusammenfasst: „Niemand darf unbetreut bleiben, und zu keiner Zeit seines kurzen Lebens soll der Mensch unbetreut bleiben.“

Der NS-Staat inszenierte sich erfolgreich als „Betreuungsgesellschaft“, in der für jeden (vor) „gesorgt“ ist. In dieser Gesellschaft soll und darf niemand auf die Idee kommen, individuelle Rechte einzuklagen bzw. individuelle Ansprüche zu äußern oder für sich selbst „Liebe, Hilfe und Treue“ erwarten. Die NS-Propagandaparole „Du bist nichts – dein Volk ist alles“ verbunden mit dem moralischen Gebot „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ rechtfertigte umfassend diese Strategie und trug entscheidend zu ihrer Verankerung in den Köpfen der „Be-Treuten“ bei. Sternberger registrierte, dass das öffentlich propagierte Betreuungs-Denken (den Begriff „Ideologie“ verwendet er nicht) schließlich in die Poren des „Privaten“ eindringt: „Wenn erst eines Tages der Gatte die Gattin und die Gattin den Gatten betreut, dann wird endlich auch die Ehe begraben sein.“ Sein Fazit: „Am Ende löscht die Betreuung den Jemand als Jemand, als eigenes Wesen, aus, dem sie gilt oder zu gelten scheint.“ Sternberger beendete seinen Artikel zum Wort/Begriff „Betreuung“ mit der Feststellung:

„Hat man je schon gehört, daß jemand von sich selbst sagte: ‘ich werde von der und der Organisation, von der Schule, der Polizei usw. betreut’? – Nein, das hat man noch nicht gehört, denn diese beiden Dinge vertragen sich nicht miteinander, das ‘Ich’ und das ‘betreut werden’. [...] Im Passiv läßt sich das Verbum nicht in allen Personen durchkonjugieren, jedenfalls nicht in der ersten (ich), kaum in der zweiten (du), aber ohne weiteres in der dritten (er, sie, es), die einen nichts angeht; im Plural geht es überhaupt ganz gut, da ist man ja auch zu mehreren, und auf den Einzelnen, der da (passiv) leidet, kommt es im Plural nicht so genau an. Daß es in der ersten Person des Singulars nicht geht, das ist gut so. Denn der Unmensch mag es nicht, wenn andere Leute ‘Ich’ sagen.“²²

Gegen seine eigene Erfahrung rettet sich Sternberger zuletzt in die Behauptung, das Innerste des Einzelnen, sein „Ich“, der Sitz des Selbst-Bewusstsein, habe sich

22 A.a.O., S. 166-168.

dem „betreuenden“ Zugriff der „Betreuer“ verschließen bzw. entziehen können. Diese Behauptung entsprang der Hoffnung, dass mit dem Ende des Regimes, der sog. Stunde Null, auch seine Sprache verschwinden werde und ein unbelasteter Neuanfang möglich sei, der bei genauerem Hinschauen sich freilich als die Wunschvorstellung erwies, an die vor 1933 gesprochene Sprache wieder umstandslos anknüpfen zu können.

In der Vorbemerkung zur erweiterten ersten Buchveröffentlichung des „Wörterbuches“ im Jahr 1957 musste Sternberger eingestehen, dass sich diese Hoffnung nicht erfüllt hatte:

„Lange hatten wir geglaubt, dieser gewalttätige Satzbau, diese verkümmerte Grammatik, dieser monströse und zugleich krüppelhafte Wortschatz seien der Ausdruck der Gewaltherrschaft – ihr Ausdruck oder ihre bleckende Maske –, und so würde dies alles auch mit ihr in Trümmer sinken. Es ist auch mit ihr in Trümmer gesunken. Aber kein reines und neues, kein bescheideneres und gelenkigeres, kein freundlicheres Sprachwesen ist entstanden. Sondern der durchschnittliche, ja der herrschende deutsche Sprachgebrauch behilft sich mit diesen Trümmern bis auf unseren Tag. Das Wörterbuch des Unmenschen ist das Wörterbuch der geltenden deutschen Sprache geblieben, der Schrift- wie der Umgangssprache, namentlich, wie sie im Munde der Organisatoren, der Werber und Verkäufer, der Funktionäre von Verbänden und Kollektiven aller Art ertönt. Sie alle haben, so scheint es, ein Stück vom totalitären Sprachgebrauch geerbt, an sich gerissen, aufgelesen oder sonst sich zugeeignet, nur daß die schauerliche Macht daraus gewichen ist. [...] Ringsum wimmelt es von Erfassern, Betreuern, Durchführern und Gestaltern (das waren alles Worte/Begriffe die im „Wörterbuch“ zum Vokabular des „Unmenschen“ gezählt wurden, M.K.) und alle strecken sie ihre klapperdürren Finger aus, um uns die Kehle zuzudrücken. Die einzige Neuerung besteht darin, daß sie vielfach Handschuhe übergezogen haben, die aus Flickern von feinerem, sanfterem Stoff gemacht sind: das sind die Nachkriegs-Zutaten, aus geistlich-innigem Vorrat entlehnt, das ‘Anliegen’, die ‘Begegnung’, das ‘Gespräch’ (auch diese Worte/Begriffe waren im „Wörterbuch“ auf ihre NS-Konnotationen hin untersucht und als „belastet“ eingestuft worden, M.K.).“

Die Handschuhe bestanden für Sternberger in dem diesen Worten nun vorgesetzten „Echt“: das „echte Anliegen“, die „echte Begegnung“, das „echte Gespräch“.²³ Er bewertete die kosmetisierte Sprache der „Nachkriegszeit“ als Symptom eines „unheiligen Geistes“, der sich „erschreckend“ gut vertrage mit „jenen Überresten aus dem Wortschatz der Gewalt, der Überhebung, der Ungeduld und der Lieblosigkeit“. Das „Übel“ dieser Sprache wirke nach dem Ende der Gewaltherrschaft nicht nur nach, schrieb Sternberger, „es scheint auch von allem Anfang an tiefer gesessen zu haben“, als er und seine Mit-Autoren des „Wörterbuches“ in ihrer

23 A.a.O., S. 7f.

„hoffnungsfrohen Zuversicht“ 1945 angenommen hatten. Wo das „Übel“ seinen Sitz hatte, wie es überhaupt entstehen konnte, erforschten sie auch nach dieser Erkenntnis nicht. Es kam aus der „Tiefe“, von der sie sich schnell wieder abwandten, um es noch einmal zu versuchen.

Ohne Bezugnahme auf das „Wörterbuch“ und seine Autoren, aber doch wie eine Antwort auf sie, liest sich, was Adorno in seiner Sprachkritik am Begriff „Aufarbeiten“ fast zeitgleich zum „Nachleben“ des Nationalsozialismus schrieb:

„Man will von der Vergangenheit loskommen: mit Recht, weil unter ihrem Schatten gar nicht sich leben läßt, und weil dieses Schreckens kein Ende ist, wenn immer nur wieder Schuld und Gewalt mit Schuld und Gewalt bezahlt werden soll; mit Unrecht, weil die Vergangenheit, der man entinnen möchte, noch höchst lebendig ist. Der Nationalsozialismus lebt nach, und bis heute wissen wir nicht [...] ob die Bereitschaft zum Unsäglichen fortwest in den Menschen wie in den Verhältnissen, die sie umklammern.“²⁴

Dass die „Aufarbeitung der Vergangenheit“ nicht gelinge, dass sie im Gegenteil ihr „Zerrbild“, das „leere und kalte Vergessen“ hervorgebracht habe, liege an dem Fortbestehen – was mehr ist als „Nachleben“ – der gesellschaftlichen Voraussetzungen, die den Faschismus ermöglicht hatten: „Er kann nicht wesentlich aus subjektiven Dispositionen abgeleitet werden“, was nicht bedeutet, dass diese keine Rolle spielen. Aber diese resultieren, jedenfalls bei der Majorität, aus der „Abhängigkeit von Gegebenheiten“, die ihrerseits der „ökonomischen Ordnung“ geschuldet sind, Gegebenheiten, über die die meisten Menschen nichts vermögen, an die sie sich anpassen als an dem „Gegebenen“. Den „Verblendungszusammenhang“ zu durchschauen, schreibt Adorno, erfordere eine „schmerzliche Anstrengung der Erkenntnis“. In der Fortführung seiner Analyse formulierte Adorno 1959 eine Erkenntnis, die einen Hinweis auf die Motivation der Trump-Wähler und der ähnlich Gesinnten in vielen europäischen Ländern der Jetztzeit gibt:

„Die Notwendigkeit solcher Anpassung, die zur Identifikation mit Bestehendem, Gegebenem, mit Macht als solcher, schafft das totalitäre Potential. Es wird verstärkt von der Unzufriedenheit und der Wut, die der Zwang zur Anpassung selber produziert und reproduziert. Weil die Realität jene Autonomie, schließlich jenes mögliche Glück nicht einlöst, das der Begriff von Demokratie eigentlich verspricht, sind sie indifferent gegen diese, wofern sie sie nicht insgeheim hassen. Die politische Organisationsform wird als der gesellschaftlichen und ökonomischen Realität unangemessen erfahren; wie man selber sich anpassen muß, so möchte man, daß auch die Formen des kollektiven Lebens sich anpassen, umso mehr, als man von solcher Anpassung das streamlining des Staatswesens als eines Riesenunternehmens im keineswegs so

24 Adorno, 1963, a.a.O., S. 125.

friedlichen Wettbewerb aller sich erwartet. Die, deren reale Ohnmacht andauert, können das Bessere nicht einmal als Schein ertragen; lieber möchten sie die Verpflichtung zu einer Autonomie loswerden, von der sie argwöhnen, daß sie ihr doch nicht nachleben können, und sich in den Schmelztiegel des Kollektiv-Ichs werfen.“²⁵

Er habe das „Düstere“ übertrieben, schreibt Adorno anschließend, um „eine von der glatten Fassade des Alltags verdeckte Tendenz zu bezeichnen, ehe sie die institutionellen Dämme überspült, die ihr einstweilen gesetzt sind.“²⁶ Adorno begnügte sich nicht mit der Aufklärung der „verdeckten Tendenzen“. Es komme „wesentlich darauf an“, schrieb er, „in welcher Weise das Vergangene vergegenwärtigt wird“. Man dürfe nicht beim „bloßen Vorwurf“ stehen bleiben, sondern müsse „dem Entsetzen standhalten“ und daran arbeiten, „selbst das Unbegreifliche noch zu begreifen.“ Dazu bedürfe es „einer Erziehung der Erzieher“, für die in Deutschland (1959) aber die wissenschaftlichen Grundlagen fehlen würden: die Zusammenarbeit von kritischer Soziologie und Geschichtsforschung, Psychoanalyse, Kriminologie. Der Kriminologie wirft er vor, weit hinter dem „modernen Stand“ zurückgeblieben zu sein und tatsächlich gehörte die während der NS-Zeit betriebene „Kriminalbiologie“ bis in die 60er Jahre in der Bundesrepublik zum kriminologischen „Standard“. Die Pädagogik müsste „anstatt mit Tiefsinn aus zweiter Hand übers Sein des Menschen zu schwafeln, eben der Aufgabe sich annehmen, deren unzulängliche Behandlung man der re-education so eifrig vorwirft.“²⁷ Die von Horkheimer und Adorno geleistete Sprachkritik, die immer auch Ideologiekritik war, zieht sich durch ihr ganzes Werk. Ihr Focus war, wie bei den Autoren des „Wörterbuches“ auch, die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und mit seiner „Aufarbeitung“ in den 50er und 60er Jahren der Bundesrepublik. Für den (selbst)kritischen Umgang mit Sprache und Sprechen in der Sozialen Arbeit könnte die von der „Frankfurter Schule“ insgesamt geleistete Sprachkritik wichtige Impulse setzen. In seiner Rede zur Rektoratsübergabe an der Frankfurter Universität am 20. November 1951 hatte Max Horkheimer das „sprachkritische“ Denken der „Kritischen Theorie“, ohne es so zu benennen, in seinen Grundzügen formuliert: „Die Welt heute spricht, für den theoretisch Denkenden, für alle, die mit sozialem Gehör ausgestattet sind, eine deutliche Sprache. Sie zu vernehmen und unermüdlich zu formulieren, ist die Aufgabe des mit Soziologie sich verbindenden philosophischen Denkens.“ Und weiter: „... denn in allem Erkennen steckt ein kritisches, ins Wirkliche treibendes Moment. Es verschwindet nur, wenn das

25 Ebenda, S. 139f.

26 Ebenda.

27 Ebenda.

Erkennen sich zu Rezept und Propaganda verzerrt. Solange es aber seinem eigenen Element die Treue hält, verliert es den Charakter des bloßen Mittels und vermag zur geschichtlichen Kraft zu werden.“²⁸

Die im „Wörterbuch des Unmenschen“ geleistete Sprachkritik konnte die von den Autoren gewünschte Kraft nicht entfalten, weil ihnen die von der „Frankfurter Schule“ entwickelte und durchgeführte spezifische Verbindung von Gesellschaftstheorie, Psychologie und Philosophie, die „Kritische Theorie“, fremd geblieben war, in der Sprachkritik Teil einer Gesellschaftskritik war, die kulturelle Phänomene wie die Sprache immer auch als Hervorbringungen der ökonomischen Strukturen der Gesellschaft begriffen hat und ihre Funktionalität zur Erhaltung bzw. Überwindung von aus ihnen resultierender und sie sichernder Herrschaft zu verstehen suchte.

Weil ihnen dieser Zusammenhang von „Sprache und Gesellschaft“ verborgen blieb, mussten die Autoren der „Wörterbuches“, wenn sie nicht aufgeben wollten, trotzig auf einem „weiter so“ bestehen. In der „Vorbemerkung“ zur erweiterten Ausgabe 1957 heißt es: „Darum versuchen wir’s hier und heute von neuem. Viele Nachfragen haben uns ermuntert, das ‘Wörterbuch des Unmenschen’ nun von neuem und zum ersten Mal in Gestalt eines veritablen Buches erscheinen zu lassen. [...] Möge es helfen, die Augen zu öffnen, das Gehör zu schärfen, die Zungen schamhaft zu machen und ihnen schließlich ihre natürliche (!) Geläufigkeit zurückzugeben! [...] An Zuversicht soll’s uns nicht fehlen.“²⁹ Diese Ziele ihrer Sprachkritik, denen ich mich vorbehaltlos anschließen, konnten mit ihren theoretischen Zugängen und philologischen Methoden nur begrenzt erreicht werden. Oft wurden sie verfehlt und nicht selten in ihr Gegenteil verkehrt. Zehn Jahre später ist die Enttäuschung der Autoren noch größer. In der „Vorbemerkung“ zur abermals erweiterten und um einen Dokumentenanhang zum sprachkritischen Diskurs über das „Wörterbuch“ erweiterten 3. Ausgabe (1968) schrieben sie:

„Das Übel wuchert beharrlich fort, und es ist nachgerade schwer geworden, so zuversichtlich zu bleiben, wie wir es vor zehn Jahren versprochen haben. Wir wollen gleichwohl nicht nachlassen und es mit jenem Wappenspruche der Oranier halten, wonach wir der Hoffnung nicht bedürfen, um etwas zu unternehmen, noch des Erfolges, um durchzuhalten.“³⁰

28 Horkheimer, Max, Zum Begriff der Vernunft, in: Sociologica, a.a.O., S. 204.

29 Ebenda.

30 A.a.O., S. 9ff.

Unbeirrt, trotz des eingestandenen Scheiterns, betrieben die Autoren des „Wörterbuches“ ihre idealistische Sprachkritik weiter. Nun allerdings, genötigt durch teilweise harte Kritik von anderen Sprachwissenschaftlern, mit einer geschärften Argumentation. Während ihr Denken 1957 im Kontext der sog. Rekonstruktionsphase des westdeutschen bzw. westeuropäischen Kapitalismus und des sog. Kalten Krieges den von ihnen beklagten sprachlichen Verhärtungen nicht auf die Spur kam, denken sie 1967 im Kontext der antiautoritären Revolte an den Universitäten, die alle Dimensionen der „spätkapitalistischen Gesellschaft“ thematisierte und für viel öffentliche Unruhe sorgte, verstärkt über „Sprache und Gesellschaft“ nach. Ein Hauptvorwurf gegen die Autoren des „Wörterbuches“ lautete, mit ihrer Sprachkritik lediglich eine „moralische Gesellschaftskritik“ zu betreiben. Dabei würden sie die Sprache/die Worte dämonisieren, indem sie sich an „bösen“ Worten, an einer „bösen“ Sprache abarbeiteten, an die sie die Messlatte einer „guten Sprache“ anlegen würden. Sprache an sich sei aber „unschuldig“. Es könne keine „wertfreie Registrierung“ der Worte einer Sprache durch eine Wissenschaft geben, die ohne „ethische Normen“ die Sprache erforschen wolle, konterte Sternberger. Im „Positivismusstreit“ hatte er sich auf die Seite Adornos gestellt, ohne aber dessen Kritik am „falschen Chorismus von Wertfreiheit und Wert“ zu verstehen, die eine Absage an jeden idealistischen Bezug auf „Werte“ beinhaltet:

„Die normativen Probleme steigen auf aus geschichtlichen Konstellationen, die gleichsam von sich aus ihre Änderung stumm, ‘objektiv’ verlangen. Was der historischen Erinnerung nachträglich zu Werten gerinnt, sind in Wahrheit Fragegestalten der Realität [...]. Nicht ließ als Wert abstrakt sich dekretieren, daß alle Menschen zu essen haben müßten, solange die Produktivkräfte nicht zur Befriedigung der primitiven Bedürfnisse aller hinreichten. Wird jedoch in einer Gesellschaft, in der Hunger angesichts vorhandener und offensichtlich möglicher Güterfülle jetzt und hier vermeidbar wäre, gleichwohl gehungert, so verlangt das Abschaffung des Hungers durch Eingriff in die Produktionsverhältnisse. Dies Verlangen springt aus der Situation, ihrer Analyse nach allen Dimensionen heraus, ohne daß es dazu der Allgemeinheit und Notwendigkeit einer Wertvorstellung bedürfte.“³¹

In diesem Text, im Jahr seines Todes geschrieben, setzt sich Adorno auch mit der positivistischen Sprachkritik Wittgensteins und des „Wiener Kreises“ um Rudolf Carnap auseinander. Dabei weist Adorno besonders auf die „nicht-sprachlichen Momente der Erkenntnis, die sinnlichen Daten etwa“ hin, die in der Auffassung

31 Adorno, Theodor. W., Einleitung, in: Maus, Heinz und Fürstenberg, Friedrich, Hrsg., 1969, Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, S. 74f. Zur Erinnerung: An dem Streit waren Adorno, Dahrendorf, Pilot, Albert, Habermas und Popper beteiligt, die alle in dem Buch *zu Wort kommen*.

von Sprache als „in sich geschlossenem Immanenzzusammenhang“ zwar vermittelt sei, deren Bedeutung aber nicht gesehen werde. Immer seien Sprache und Nichtsprachliches aufeinander bezogen:

„Der Doppelcharakter der Sprache prägt sich darin aus, daß sie [...] Objektivität einzig durch die subjektive Intention hindurch gewinnt. Nur wer, was er subjektiv meint, so genau ausdrückt wie nur möglich, willfahrt der Objektivität der Sprache und kräftigt sie, während jeder Versuch, sich auf das Ansichsein der Sprache gleich wie auf ihr ontologisches Wesen zu verlassen, im schlechten Subjektivismus der Hypostase sprachlicher Figuren verendet. [...] Weil Wissenschaft dogmatisch zu einer Objektivität gemacht wird, die nicht durch das Subjekt hindurchgegangen sein soll, wird der sprachliche Ausdruck bagatellisiert. Wer immer Sachverhalte als Ansichseiendes, ohne subjektive Vermittlung setzt, dem wird die Formulierung gleichgültig, auf Kosten der vergötzten Sache.“³²

Seine Überlegungen zur Sprachkritik schließt Adorno mit dem Satz ab: „Der magische Zirkel der Sprachreflexion wird nicht durchbrochen durch Rückgriff auf krude fragwürdige Begriffe wie den des unmittelbar ‘Gegebenen.’“³³ Solche scheinbar „unmittelbar gegebenen“ Begriffe finden sich allenthalben in der Sozialen Arbeit: Hilfe, Maßnahme, Familie, Betreuung, Mensch, Menschenwürde etc. werden so benutzt, als sei ihre Bedeutung im „Ursprung“ des Wortes enthalten, also mit ihm selbst „gegeben“, jenseits ihrer jeweils historisch und gesellschaftlich bestimmten „Verwendung“ bzw. „Anwendung“.

Die Sprachkritik der Autoren des „Wörterbuches“ blieb in dem „magischen Zirkel der Sprachreflexion“ gefangen, weil sie die Sprache als ein dem Menschen vor aller Geschichte und jenseits seines je bestimmten gesellschaftlichen Lebens von der „Natur“, der „Schöpfung“, von „Gott“ „Gegebenes“ betrachteten und ihre „Abirrungen“ an der Differenz zum vorausgesetzten „Ursprung“ glaubten messen/bewerten zu können.

Den historisch-materialistischen und dialektischen Kontrapunkt zu allen idealistischen Sichtweisen auf Sprache, setzten Marx und Engels 1845/46 in der „Deutschen Ideologie“:

„Der ‘Geist’ hat von vornherein den Fluch an sich, mit der Materie ‘behaftet’ zu sein, die hier in der Form von bewegten Luftschichten, Tönen, kurz der Sprache auftritt. Die Sprache ist so alt wie das Bewußtsein, – die Sprache ist das praktische, auch für andere Menschen existierende, also auch für mich selbst existierende, wirkliche Bewußtsein, und die Sprache entsteht, wie das Bewußtsein, erst aus dem Bedürfnis, der Notdurft des Verkehrs mit anderen Menschen. [...] Das Bewußtsein ist also von

32 A.a.O., S. 28.

33 A.a.O., S. 65.

vornherein schon ein gesellschaftliches Produkt und bleibt es, so lange überhaupt Menschen existieren.“³⁴

Das Auseinanderfallen von „Wesen und Erscheinung“ resultiert nach Marx aus der Teilung der Arbeit:

„Die Teilung der Arbeit wird erst wirkliche Teilung von dem Augenblicke an, wo eine Teilung der materiellen und geistigen Arbeit eintritt. Von diesem Augenblicke an kann sich das Bewußtsein wirklich einbilden, etwas anderes als das Bewußtsein der bestehenden Praxis zu sein, wirklich etwas vorzustellen, ohne etwas Wirkliches vorzustellen – von diesem Augenblicke an ist das Bewußtsein imstande, sich von der Welt zu emanzipieren und zur Bildung der ‘reinen Theorie’, Theologie, Philosophie, Moral etc. überzugehen. Aber selbst wenn diese Theorie, Theologie, Philosophie, Moral etc. in Widerspruch mit den bestehenden Verhältnissen treten, so kann dies nur dadurch geschehen, daß die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse mit der bestehenden Produktionskraft in Widerspruch getreten sind [...]“³⁵

Der Widerspruch zwischen den gesellschaftlichen Verhältnissen und der Produktivkraft markiert die Herrschaft der herrschenden Klasse, deren Gedanken die epochenspezifischen „herrschenden Gedanken“ sind:

„... d.h. die Klasse, welche die herrschende materielle Macht der Gesellschaft ist, ist zugleich ihre herrschende geistige Macht. Die Klasse, die die Mittel zur materiellen Produktion zu ihrer Verfügung hat, disponiert damit zugleich über die Mittel zur geistigen Produktion, so daß ihr damit zugleich im Durchschnitt die Gedanken derer, denen die Mittel zur geistigen Produktion abgehen, unterworfen sind. Die herrschenden Gedanken sind weiter nichts als der ideelle Ausdruck der herrschenden materiellen Verhältnisse; also die Verhältnisse, die eben die eine Klasse zur herrschenden machen, also die Gedanken ihrer Herrschaft. Die Individuen, welche die herrschende Klasse ausmachen, haben unter anderem auch Bewußtsein und denken daher; insofern sie also als Klasse herrschen und den ganzen Umfang einer Geschichtsepoche bestimmen, versteht es sich von selbst, daß sie dies in ihrer ganzen Ausdehnung tun, also unter anderem auch als Denkende, als Produzenten von Gedanken herrschen, die Produktion und Distribution der Gedanken ihrer Zeit regeln; daß also ihre Gedanken die herrschenden Gedanken ihrer Epoche sind.“³⁶

Von hier aus kommt Marx zur Analyse der Widersprüche im Denken (und damit auch im Sprechen) der herrschenden Klasse selbst, wie sie sich z.B. im Denken so unterschiedlicher Fraktionen der Bourgeoisie wie Liberale und Konservative nach wie vor darstellen:

34 Marx, Karl und Engels, Friedrich, Die deutsche Ideologie, in: Karl Marx, 1932, Der historische Materialismus – Die Frühschriften, Leipzig, S. 20ff.

35 Ebenda,

36 A.a.O., S. 37ff.

„Die Teilung der Arbeit, die wir schon oben als eine der Hauptmächte der bisherigen Geschichte voranden, äußert sich nun auch in der herrschenden Klasse als Teilung der geistigen und materiellen Arbeit, so daß innerhalb dieser Klasse der eine Teil als die Denker dieser Klasse auftritt, (die aktiven konzeptiven Ideologen derselben, welche die Ausbildung der Illusion dieser Klasse über sich selbst zu ihrem Hauptnahrungszweige machen), während die anderen sich zu diesen Gedanken und Illusionen mehr passiv und rezeptiv verhalten, weil sie in der Wirklichkeit die aktiven Mitglieder dieser Klasse sind und weniger Zeit dazu haben, sich Illusionen und Gedanken über sich selbst zu machen. Innerhalb dieser Klasse kann diese Spaltung derselben sich sogar zu einer gewissen Entgegensetzung und Feindschaft beider Teile entwickeln, die aber bei jeder praktischen Kollision, wo die Klasse selbst gefährdet ist, von selbst wegfällt, wo denn auch der Schein verschwindet, als wenn die herrschenden Gedanken nicht die Gedanken der herrschenden Klasse wären und eine von der Macht dieser Klasse unterschiedene Macht hätten.“³⁷

Damit hatte Marx die Grundlage für eine historisch-materialistische und dialektische Sprachkritik geschaffen, für die er im gleichen Gedankengang ein Exempel lieferte:

„Löst man nun bei der Auffassung des geschichtlichen Verlaufs die Gedanken der herrschenden Klasse los, verselbständigt man sie, bleibt dabei stehen, daß in einer Epoche diese und jene Gedanken geherrscht haben, ohne sich um die Bedingungen der Produktion und um die Produzenten dieser Gedanken zu kümmern, läßt man also die den Gedanken zugrunde liegenden Individuen und Weltzustände weg, so kann man z.B. sagen, daß während der Zeit, in der die Aristokratie herrschte, die Begriffe Ehre, Treue etc., während der Herrschaft der Bourgeoisie die Begriffe Freiheit, Gleichheit etc. herrschten. Die herrschende Klasse selbst bildet sich dies im Durchschnitt ein. Diese Geschichtsauffassung, die allen Geschichtsschreibern seit dem 18. Jahrhundert gemeinsam ist, wird notwendig auf das Phänomen stoßen, daß immer abstraktere Gedanken herrschen, d.h. Gedanken, die immer mehr die Form der Allgemeinheit annehmen. Jede neue Klasse nämlich, die sich an die Stelle einer vor ihr herrschenden setzt, ist genötigt, schon um ihren Zweck durchzuführen, ihr Interesse als das gemeinschaftliche Interesse aller Mitglieder der Gesellschaft darzustellen, d.h. ideell ausgedrückt: ihren Gedanken die Form der Allgemeinheit zu geben, sie als die einzig vernünftigen, allgemein gültigen, darzustellen.“³⁸

Dass sich mit ihrer 1968 erfolgten Bezugnahme auf Gesellschaft am idealistischen Verständnis von Sprache bei den Autoren des „Wörterbuches“, trotz ihrer Kritik am Positivismus, von 1945 bis 1968 nichts wesentliches geändert hatte, vermerkte auch Lutz Winckler in seiner 1970 veröffentlichten Studie: „Zwar soll nach Dolf Sternberger Sprachkritik gerade auch die gesellschaftliche Bedingung

37 Ebenda.

38 Ebenda.

von Sprache reflektieren: ‘Der kritische Widerstand der Sprachkritiker gilt dem Wort und der Wendung, im selben Atemzug aber auch den Verhältnissen, die sich darin aussprechen’ (Sternberger). Doch kennt Sternberger anscheinend nur gute oder böse, schlechtweg menschliche oder unmenschliche Verhältnisse. Da die Menschlichkeit, die Sternberger fordert, nicht der wirklichen Gesellschaft, sondern der moralischen Einstellung zu ihr entspringt, fällt die Aufgabe, die humane Wirklichkeit zu schaffen, folgerichtig der Sprache zu.“³⁹ Diesen Hinweis auf die begrenzte Reichweite idealistischer Sprachkritik gilt es ernst zu nehmen, auch und gerade wenn ihr Gegenstand Sprache und Sprechen in der Sozialen Arbeit ist.

Die Klagen über die Erfolglosigkeit ihrer Sprachkritik in den Ausgaben von 1957 und 1968 sind offensichtlich Ausdruck einer großen Enttäuschung der Autoren des „Wörterbuches“, die ihnen freilich nicht von „außen“ bereitet wurde, wie sie glaubten, sondern das Ergebnis einer Selbsttäuschung war. Das belegt ihre Auffassung, die von ihnen beschriebenen Wörter seien Schöpfungen des im Nationalsozialisten verkörperten „Unmenschen“, quasi ohne Vorgeschichte, gewesen und würden mit dessen Untergang aus der deutschen Sprache wieder verschwinden, also auch kein Hernach haben. Ohne gesellschaftlichen und historischen Bezug konnten sie der Sprache im Nationalsozialismus nicht „auf ihren Grund“ kommen. Mit Marx könnte man fragen, ob die enormen sprachpolitischen Anstrengungen der Nationalsozialisten, eine „einheitliche Sprache der deutschen Volksgemeinschaft“ zu schaffen, nicht der Versuch waren, mit ihr die „herrschenden Gedanken“ als die Gedanken der Allgemeinheit (eben in der Gestalt der „Volksgemeinschaft“) durchzusetzen, und ob, nach dessen von außen herbeigeführtem Ende, in den vergangenen Jahrzehnten diese „Allgemeinheit“ in einer zwar „demokratisierten“, in ihren ökonomischen Grundlagen aber ungebrochen kapitalistischen Gesellschaft wieder einen fatalen Grad erreicht hat, wie Horkheimer und Adorno ihn in ihrer viel geschmähten Kritik der Kulturindustrie in den 60er Jahren m.E. weitgehend zutreffend dargestellt haben.

Max Horkheimer brachte die Unfähigkeit bürgerlich-liberaler Intellektueller, den Nationalsozialismus zu begreifen, in seinem im September 1939 geschriebenen Text „Die Juden in Europa“ mit einem Satz „auf den Begriff“: „Wer aber vom Kapitalismus nicht reden will, sollte auch vom Faschismus schweigen.“⁴⁰ Vom

39 Winckler, Lutz, 1970, Studie zur gesellschaftlichen Funktion faschistischer Sprache, Frankfurt/M., S. 22.

40 Horkheimer, Max, 1967, Die Juden in Europa – Autoritärer Staat – Vernunft und Selbsterhaltung, S. 8. Abgedruckt auch in: Horkheimer/Pollock/Neumann/Kirchheimer/Gurland/Marcuse, 1981, Wirtschaft, Recht und Staat im Nationalsozialismus.

Kapitalismus redeten die liberalen Sprachkritiker auch 1967 noch nicht. Dass die herrschende Sprache, unter der sie leiden, die Sprache der Herrschenden ist, die Sprache, die der jeweils auf ihre Art die Krisen der kapitalistischen Gesellschaft „lösenden“ Staatsform „dienen“ muss, wollten sie nicht erkennen. Was Horkheimer über die liberalen Intellektuellen, die ihm im Exil begegneten, sagte, gilt auch für die Sprachkritiker wie Sternberger et al.: Sie erkannten nicht, dass die „totalitäre Ordnung nichts anderes ist als ihre Vorgängerin, die ihre Hemmungen verloren hat.“⁴¹ Und weiter: „Die Lüge von der Gerechtigkeit innerhalb der modernen Gesellschaft, die Lüge von der freien Bahn, die Lüge vom Gottesurteil des Erfolgs, alle Kulturlügen, die das Leben vergiften, sind durchsichtig geworden oder abgeschafft.“⁴² Sie nahmen diese „Lügen“ aber auch 1945 und in den Jahrzehnten danach immer noch für die Wahrheit. Sie brauchten sie geradezu, um das „Wesen“, d.h. die ökonomische Funktion des NS-Staates nicht erkennen zu müssen. So war ihre Sprachkritik nicht Ausdruck und Methode eines auf die gesellschaftlichen Strukturen gerichteten Erkenntnisinteresses, sondern lediglich motiviert durch ihre Trauer über den verlorenen Liberalismus. „Sie weinen der Vergangenheit viele Tränen nach“, schrieb Horkheimer 1939, „Daß es ihnen im Liberalismus besser ging, verbürgt nicht seine Gerechtigkeit.“⁴³

Sie hatten ein elitäres Verständnis von Gesellschaft, das „Herrschaft“ nicht grundsätzlich in Frage stellte, sondern lediglich zwischen „guter“ und „schlechter“ Herrschaft unterschied. Die Herrschaft des „Nazi-Pöbels“ war schlecht. Waren die „Herrschenden“ Angehörige der sog. kulturellen Elite, war auch die Herrschaft gut. Der „Unmensch“ war für die Sprachkritiker des „Wörterbuchs“ die Symbolfigur für die schlechte Herrschaft der Nationalsozialisten. Dass sie mit dieser Figur einen zentralen Topos eben dieser Herrschaft selbst verwendeten, der eigentlich selbst in ihre Sammlung gehört hätte, fiel ihnen nicht auf. Das Handeln von Menschen, wenn es auf brutale Weise gegen Menschenwürde und Menschenrechte verstößt, (die alltäglichen und strukturellen „Verstöße“ werden kaum wahrgenommen) als „unmenschlich“ zu bezeichnen, bringt zwar die Empörung über solches Handeln zum Ausdruck, ist aber ein Widerspruch in sich: das Handeln von Menschen ist, unabhängig davon, wie wir es moralisch-ethisch beurteilen, immer menschliches Handeln. Auf die Zerstörung/Vernichtung der

Analysen des Instituts für Sozialforschung 1939–1942. Hrsg. Helmut Dubiel und Alfons Söllner, Frankfurt/M.

41 A.a.O., S. 8.

42 A.a.O., S. 28f.

43 Ebenda.

physischen und psychischen Integrität von Mitmenschen gerichtetes Handeln als „unmenschlich“ zu bezeichnen, ist mehr als eine Selbst-Bestätigung der eigenen „Menschlichkeit“, es ist eine Abspaltung, die eine kritische Sicht auf das Handeln von Menschen und die von Menschen hergestellten gesellschaftlichen Verhältnisse, auf Herrschaftsverhältnisse, stark begrenzt und die Analyse solchen Handelns erschwert. Die Formel Sternbergers, mit der er in der „Vorbemerkung“ von 1945 die Wahl des Begriffes für den Titel der Sammlung rechtfertigen will: „Denn der Begriff des Menschen schließt die Möglichkeit (und Wirklichkeit) des Unmenschen in sich“, signalisiert eine Ahnung von diesem Widerspruch, löst ihn aber nicht auf, sondern leugnet ihn und befestigt ihn durch die ständige Wiederholung des Begriffs. Damit betreiben die Autoren des „Wörterbuchs“ genau den Vorgang, den sie selbst kritisieren: ein „schlechtes“ Wort öffentlich so lange zu wiederholen, bis es sich in der „Umgangssprache“ durchgesetzt hat und in den kanonisierten „Wortschatz“ aufgenommen worden ist. Gegenwärtig werden solche Vorgänge im öffentlichen Gebrauch der Sprache, zusammengefasst im Begriff des „Post-Faktischen“ (Wort des Jahres 2016) stark diskutiert.

Auf die Wiederherstellung des liberalen Staates und einer liberalen Kultur nach dem Ende des NS-Staates, in der es ihnen wieder „besser“ gehen würde, richtete sich ihre ganze Hoffnung. Kern dieser Hoffnung war der Glaube, dass der liberale Staat in einer liberalen Gesellschaft die Lebensbedingungen aller seiner BürgerInnen humanitär gestalten wolle und werde. Sie träumten so, wie Horkheimer es von den Liberalen im Jahr 1939 gesagt hatte, von einer „Regierung, die mit den Steuern der Unternehmer aus den Objekten der Wohlfahrtspflege Subjekte freier Arbeitsverträge macht“⁴⁴ und sie damit aus dem Status von „Be-Treuten“ befreit.

Wie sehr diese Sprachkritiker im geistigen Horizont des liberalen Bildungsbürgertums befangen waren, dessen Referenzrahmen die Sprache der „Weimarer Klassiker“ und die Sprachtheorien Wilhelm von Humboldts waren, wird, auch an ihrer Idealisierung der Sprache in der Tradition des „Deutschen Idealismus“ in der „Vorbemerkung“ von 1945 deutlich:

„Sprache ist die Gabe allein des Menschen, das verwirrende und befreiende, verräterische und erhellende, ausgreifende und fesselnde, lösende und bindende, selige und gefährliche Medium und Siegel seines Wesens. So viel und welche Sprache einer spricht, soviel und solche Sache, Welt oder Natur ist ihm erschlossen. Und jedes Wort, das er redet, wandelt die Welt, worin er sich bewegt, wandelt ihn selbst und seinen Ort in dieser Welt.“⁴⁵

44 A.a.O., S. 11.

45 Sternberger et al., 1970, S. 7.

Das Spiegelbild der Idealisierung „ihrer“ Sprache war die Dämonisierung der Sprache des „Unmenschen“. Die Sprache, um die sie trauerten und die sie mit ihrer Sprachkritik wieder herstellen wollten, war die Sprache der bildungsbürgerlichen Elite, der sie selbst angehörten, und nicht die „Sprache des deutschen Volkes“, wie sie behaupteten, aber selbst nicht wirklich glaubten. Sie hielten „ihre Sprache“ durchaus für ihr Eigentum, ihren Besitz, an dem sie das „Volk“ nach ihrem pädagogisch und sozialpädagogisch gerechtfertigten Gutdünken, begrenzt auf die „Aufstiegswilligen“, teilhaben lassen wollten. Auch das hat Horkheimer, der selbst ein Repräsentant des Bildungsbürgertums war, sich von seiner Klassenzugehörigkeit aber nicht das Denken verkleistern ließ, 1939 in beeindruckender Klarheit formuliert: „Sie mögen Bildung repräsentieren und von Experten umgeben sein, ihr Bestreben ist ein Widersinn: sie wollen die Schicht, deren partikuläre Interessen wesentlich den generellen zuwiderlaufen, der Allgemeinheit unterordnen.“⁴⁶ Der Sprachwissenschaftler Peter von Polenz schrieb dazu in direkter Kritik an den Autoren des „Wörterbuches“, ihre „Werturteile“ hätten nur eine begrenzte sprachsoziologische Gültigkeit:

„Sie bleiben unwirksam bei der großen Masse derjenigen Sprachteilhaber, die in den entsprechenden Sprech- und Schreibsituationen keine Freiheit der Wahl zwischen dieser und jener Formulierung für den gleichen Sachverhalt haben, also nur einen sprachlichen Gebrauchswert kennen, der jenseits moralischer Wertung steht. Sie können nur denjenigen zugemutet werden, die aufgrund ihrer sprachlichen Bildung und ihrer besonderen beruflichen oder privaten Geistesbeschäftigung die gleichen Sachverhalte auch von anderer Seite her zu sehen gewohnt sind. Es sind Werturteile von 'Gebildeten' für 'Gebildete', die es sich leisten können, sich in bestimmte Sachbereiche zu erheben und bestimmte Stilarten zu vermeiden. Sprachkritik ist hier in der Gefahr, sprachliche Bildungsunterschiede moralisch zu bewerten. Die moralische Bewertung des Sprachkritikers wird gegenstandslos, wenn er den Sprachgebrauch anderer Sprachteilhaber bewertet, ohne sich in deren jeweilige Sprech- und Schreibsituation hineinzuversetzen, ohne ihnen eine brauchbare stilistische Alternative nachzuweisen.“⁴⁷

Für das Vorhaben der „Widersprüche“, mit diesem Heft einen Beitrag zur Sprachkritik in der Sozialen Arbeit zu leisten, hat Polenz mit seiner Kritik am „Wörterbuch des Unmenschen“ einige wichtige Vorgaben gemacht: Woher beziehen wir die Kriterien, die für eine kritische Beurteilung/Bewertung von Sprache und Sprechen in der Sozialen Arbeit benötigt werden? – denn Kritik ohne Urteilen gibt es nicht. Selbst dort nicht, wo sie als „kritisches Fragen“ bzw. „Anfragen“

⁴⁶ Horkheimer 1967, a.a.O., S. 11.

⁴⁷ Polenz, Peter von, 1963, Sprachkritik und Sprachwissenschaft. In: Neue Rundschau, Heft 3/1963, Frankfurt/M.

auftritt, steckt in der Frage/Anfrage, wenn sie nicht beliebig sein soll, schon eine bewertende Vermutung. Wie können vorhandene Bildungsunterschiede in der Sozialen Arbeit bezogen auf Sprache und Sprechen ohne zu diskriminieren oder zu privilegieren in ihrer Bedeutung für Sprache und Sprechen thematisiert werden, die allzu oft den Ausgangspunkt für ungerechte Beurteilungen bilden? (Unterschiede der Sprache wie Stil, Wortschatz, Artikulationsfähigkeit/Rhetorik verbunden mit Mimik und Gestik, Körpersprache überhaupt zwischen Angehörigen verschiedener Professionen in der Sozialen Arbeit, zwischen „TheoretikerInnen“ und „PraktikerInnen“, zwischen Professionellen untereinander und in der Hierarchie von Institutionen, zwischen Professionellen und den Menschen, die auf ihre Unterstützung angewiesen sind bzw. ihnen gegen ihren Willen ausgeliefert sind und zwischen diesen Menschen selbst. Hierhin gehören auch die von Professionellen gebrauchten Bezeichnungen wie KlientInnen, ProbandInnen, PatientInnen, AdressatInnen, NutzerInnen etc, die eine sprachliche Unsicherheit/Verunsicherung andeuten und auch einen Streit darüber, wie sprachliche Diskriminierung der Be-Zeichneten durch „angemessene Be-Zeichnungen/Be-Nennungen“ vermieden werden können, wobei in der von Sternberger kritisierten Vorsilbe „be-“ schon das Scheitern dieses Be-Mühens stecken könnte, denn ist nicht jede Be-Zeichnung eines anderen Menschen schon ein asymmetrischer Sprechakt? Und gelingt es uns, bei der kritischen Betrachtung von Sprache und Sprechen der AkteurInnen in der Sozialen Arbeit, uns in deren Sprech- und/oder Schreibsituation „hineinzudenken“, was nicht weniger bedeutet, als den beruflichen Kontext des Sprechenden/Schreibenden mit allem, was dazu gehört, vorurteilslos wahrnehmen zu können? Diese unverzichtbaren Anforderungen an eine Sprachkritik in der Sozialen Arbeit, die darauf zielt, auf Verständigung ausgerichtete Kommunikation (Habermas) zu fördern, ohne die ökonomischen, politischen und kulturellen Verhältnisse/Bedingungen, unter denen sie stattfindet, auszublenden und unangetastet zu lassen, werden kaum optimal erfüllt werden können. Realistisch ist, sie als Markierungen für den Versuch einer kritischen Annäherung an Sprache und Sprechen in der Sozialen Arbeit zu nehmen.

Die Kritik an der Sprachkritik der Autoren des „Wörterbuchs“ und ihren heutigen NachfolgerInnen bedeutet nicht, ihre Anlässe und ihre Berechtigung grundsätzlich in Frage zu stellen. Der Hinweis auf ihre „gesellschaftsanalytischen Defizite“, schreibt Utz Maas, soll nicht verdecken, „daß in dieser 'Kulturkritik' durchaus der Begriff der Kritik aufgehoben ist.“⁴⁸ Auch diese Kritik richtet sich

⁴⁸ Maas, a.a.O., S. 226.

auf „Verhältnisse“, die, so Maas, „gesellschaftliche Entwicklungspotentiale“ und damit Möglichkeiten von Menschen, die „Verhältnisse“ zu ändern, blockieren. In diesem Sinne bieten die von den Autoren des „Wörterbuches“ kritisierten Wörter/Begriffe, die, wie „Betreuung“ zum Basis-Kanon der Fachsprachen in der Sozialen Arbeit gehören, wichtige Ansatzpunkte für die sprachkritische Befassung mit eben diesen Fachsprachen. Polenz bezieht sich in seiner Kritik an Sternberger auf dessen Analyse von „Betreuung“, weil dieser Begriff im Zentrum der ganzen Sammlung steht und ihm viele andere zugeordnet sind. „Wer die dienstliche Aufgabe“ habe, „Studenten, Patienten, Flüchtlinge (das waren damals „Ost- bzw. Zonenflüchtlinge“, M.K.) oder Kinder zu betreuen“, schreibt Polenz, könne „mit dem von Sternberger als ‚menschlichere‘ Entsprechung angeführten treu sein oder treu bleiben nicht viel anfangen; und wird der Wortdeutung des Sprachkritikers ungläubig gegenüberstehen.“⁴⁹ Sternbergers Deutung der Bedeutung von „Betreuung“ könne auch deswegen nicht überzeugen, meinte Polenz, „weil sie die Entstehung und den Gebrauch des Wortes allein von seinem Mißbrauch im Dritten Reich her“ erkläre. Es „stamme“ aber aus Süddeutschland und sei, z.B. in Schriften von Stifter und Ebner-Eschenbach zur literarischen Beschreibung von „Fürsorge und Pflege in sehr menschlicher privater Sphäre“ verwendet worden. Diese Kritik trifft zu, aber nicht in der Absicht, in der sie geübt wird. Sternberger sah nicht, dass seine Kritik auf die Wortgeschichte von „Betreuung“ insgesamt angewendet werden kann. Er konstruierte einen singulären Mißbrauch des Wortes durch den Nationalsozialismus, revidierte diese Beurteilung aber teilweise, als er nach 1945 dessen „Weiterleben“ konstatieren musste. Polenz macht denselben Fehler, ohne es zu merken, indem er den Mißbrauch von „Betreuung“ im NS-Staat zu einer Art historischem „Wort-Unfall“ verharmlost, der die Bedeutung des Wortes vor und nach diesem Unfall nicht tangiere. Das gestattet ihm, sich mit der von Sternberger vorgetragenen Kritik nicht ernsthaft bzw. in sprachkritisch qualifizierter Weise auseinandersetzen zu müssen. In den „amtlichen Sprachgebrauch“ sei das Wort von Institutionen aufgenommen worden, deren Beschäftigte „aus dienstlicher Verpflichtung in einem uneigennütigen Vertrauensverhältnis jemandem Sorge, Hilfe oder Beratung zuzuwenden“ haben, behauptete Polenz. Es könne nicht nachgewiesen werden, dass „Betreuung“ im „Sprachgebrauch des öffentlichen Lebens von vornherein in unehrlicher Absicht verwendet wurde.“ Dass es von „Organisationen des totalitären Staates“⁵⁰ mißbraucht werden konnte, habe an seiner

49 Polenz 1963, a.a.O.

50 Das Wort „totalitär“ taucht in den herangezogenen Texten immer wieder auf. Es wurde von Horkheimer ebenso verwendet wie von Polenz und vielen anderen, zu denen auch

tradierten eigentlichen Bedeutung gelegen, die es zu einem „vertrauenerweckenden Wort“ gemacht habe, das gerade wegen seines „guten Klanges“ von den Nazis und anderen in täuschender Absicht zur Verdeckung „unlauterer Absichten“ benutzt werden konnte. Polenz geht in der Verteidigung von „Betreuung“ so weit, dass er sogar den materiellen Grund für die Kritik Sternbergers bestreitet, indem er behauptet, es habe „in der Verwaltung des absolutistischen Staates „eine amtliche soziale Tätigkeit wie Betreuung“ noch gar nicht gegeben, das Wort aber schon, und zwar als ein „unscheinbares Zeichen einer Vermenschlichung der verwalteten Welt.“ Seither hätten viele Menschen „in unverschuldeter Not Betreuung als menschliche Hilfe dankbar empfunden“. Polenz Kritik beruht zum einen auf der Fokussierung seines Blicks auf die Institutionen der „Betreuung“ und die in ihnen arbeitenden Professionellen, während er die Be-Treuten nur unter dem Aspekt der auf Hilfe angewiesenen, in „unverschuldete Not“ geratene und für die empfangene Hilfe dankbaren Menschen sieht. Zum anderen beruht seine Kritik auf der völligen Unkenntnis der Geschichte der Sozialen Arbeit und des Doppelcharakters von „Hilfe“, der für vielfältige Konnotationen dieses Hauptwortes der Profession sorgt. Schließlich führt Polenz die Kritik Sternbergers auf ein ihm unterstelltes massives Vorurteil zurück, in dem sich „Verwaltung und Menschlichkeit“ gegeneinander ausschließen und dem die „nüchterne Sprache des Verwaltungslebens grundsätzlich alles andere als Ausdruck menschlicher Regungen“ sein könne. Dies sei der Grund, warum das Wort „Betreuung“ dem Sprachkritiker Sternberger „verdächtig“ geworden sei.⁵¹

Was eine mit der einfachen etymologischen Methode arbeitende Sprachkritik leisten kann, soll hier an dem Wort „Lager“, das in der Sozialpädagogik, vor allem in der Kinder- und Jugendarbeit, häufig verwendet wird, gezeigt werden. Im „Wörterbuch des Unmenschen“ untersucht Süskind 1947 in einem etymologischen Vergleich das Wort „Lager“. Er schreibt:

„Das Wort ‚Lager‘ bildet ein Beispiel dafür, wie der Unmensch auch aus einem harmlosen, geselligen, ja man möchte sagen freiheitlichen Wort (damit spielt er auf das ‚Fahrtenlager‘ der Jugendbewegung an, M.K.) das schiere Gegenteil hervorzieht.“⁵²

Hannah Arendt gehörte, an deren Totalitarismus-Begriff sich innerhalb der Linken eine jahrelange Debatte entzündete. Dazu wird in diesem Heft keine Stellung bezogen.

51 Alle Polenz-Zitate aus Polenz 1963, a.a.O.

52 Sternberger et al. 1970, a.a.O., S. 81ff.

Die Urangst des Menschen vor „dem lebendig begraben und verstaut sein“, habe im Wort „Konzentrationslager“ ihren organisierten Ort gefunden und sei von dort aus auf den Typ „Lager“ insgesamt übertragen worden:

„Was wir heute unter Lager verstehen, führt auf diesen Sinn des Wortes viel unmittelbarer zurück als auf die scheinbar näherliegende Wortanwendung Zelt- und Truppenlager. Wohl zeichnet es auch die Konzentrations-, Schulungs-, Arbeits-, Flüchtlings- und Straflager aus, daß sie mit dem Anschein der Improvisation ins Freie gesetzt sind und ihre Insassen, wie es heißt, nur auf befristete Zeit aufnehmen. Mehr und mehr ist das Lager aber zu einem Organisationszustand der Menschheit geworden – einem Zustand, der wohl noch nie zuvor dagewesen ist [...]. Daß unzählige Kinder ‘im Lager’ geboren sind, wäre bei einem Nomadenvolk nicht ungewöhnlich und würde nur bezeugen, daß es eben Nomaden sind und daß ihre Kinder auf der Wandschaft zur Welt kommen. Jetzt aber heißt ‘im Lager geboren zu sein’ beinahe schon: in einem bestimmten klausurartigen sozialen Organisationszustand geboren sein, aus dem es vom Wesen her kein Entrinnen gibt [...]. Das Lager des Nomaden, auch des Kriegers und Jägers, hat eine Bewegung. Auch in dem institutionellen Lager des Unmenschen ist eine Bewegungsrichtung in der Waagerechten. Sie ist aber in einer trostlosen sozialen Senkrechten orientiert und drückt sich in einem Emporquellen und Zurücksacken aus, nicht in einem Wandern und Schweifen. Das Lager liegt vielleicht immer noch am Waldrand und in der Nähe von Wasser. Ihm fehlt nur das Entscheidende: der Übergang in die freie Natur. Der Stacheldraht ist ein Zeichen, und statt von Liedern ist es erfüllt von jenem kommandierenden ‘Singen’, das schon in der Turnstunde, geschweige bei der Hitlerjugend und beim Kommiß gerade das liedertrunkene Herz mit fassungslosem Entsetzen peinigte.“⁵³

Marc Diebäckers sprachkritische Reflexion zum aktuellen Gebrauch des Wortes/Begriffes „Lager“ im Handbuch „Aktuelle Leitbegriffe der Sozialen Arbeit“ ist ein Beispiel für eine weit über den schlichten etymologischen Vergleich hinausgehende ideologiekritische Sprachkritik:

„Das Flüchtlingslager, historisch häufig mit Einsperrung von Kriegsgefangenen und Gefangenen der Konzentrationslager oder mit dem Notaufenthalt von Vertriebenen und Flüchtlingen verbunden, gelangt zu einer neuen diskursiven Popularität, als wäre es eine ‘normale und etablierte’ Form, Zufluchtsuchende in Europa territorial festzuhalten und ihr Leben als Staatenlose zu verwalten. Im Lager selbst spiegeln sich [...] die gesellschaftliche Krise und der gesellschaftliche Ausnahmezustand wider, in dem die normale Ordnung aufgehoben ist. Ende der 1950er Jahre warnte Hannah Arendt [...] in ihrer Analyse zu den Konzentrationslagern des Nationalsozialismus und Stalinismus vor dem Zusammenhang von totalitären Tendenzen und der Institution des Lagers: ‘So wie totalitäre Tendenzen überall und nicht nur in totalitär regierten Ländern zu finden sind, so könnte diese zentrale Institution der totalen Herrschaft leicht den Sturz aller uns bekannten totalitären Regime überleben.’ Mit

53 Ebenda.

der sozialwissenschaftlichen Kritik an öffentlichen Einrichtungen wie Psychiatrie oder Gefängnissen – Erving Goffmans ‘Asyle’ (1961) oder Michel Foucaults ‘Überwachen und Strafen’ (1975) gehören diesbezüglich sicherlich zu den prominentesten Auseinandersetzungen – kann das Lager als ein ‘Prototyp’ der totalen Institution gedacht werden. [...] Wenn gegenwärtig alltagsverwaltende und einhegende Einrichtungsformen in der Bevölkerung zunehmend breite Akzeptanz finden, scheint sich ein ‘neuer’ gesellschaftlicher Konsens zu ‘alten’ Formen einschließender Ausschließung anzubahnen. Damit ist Soziale Arbeit herausgefordert, sich einerseits zu diesen hegemonialen Diskursen in Bezug zu setzen und andererseits selbstkritisch die eigene Praxis in den stark institutionalisierten Kontexten in den Blick zu nehmen.“⁵⁴

„Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“ schrieb Wittgenstein⁵⁵ und formulierte damit den vielleicht meistzitierten Satz in der sprachwissenschaftlichen Literatur. „Was bezeichnen nun die Wörter dieser Sprache?“ fragt er und antwortet: „Was sie bezeichnen, wie soll ich das zeigen, es sei denn in der Art ihres Gebrauchs. [...] Der Ausdruck ‘dieses Wort bezeichnet das’ müßte also ein Teil dieser Beschreibung werden.“⁵⁶ Die ist aber nur möglich, wenn ich das Wort nicht in „irgendeiner“ mir überkommenen/zugekommenen Bedeutung naiv gebrauche, sondern seinen historisch entstandenen gesellschaftlichen „Gebrauch“ sprachkritisch reflektiere, um seine Bedeutung für den Zusammenhang, in dem es mir „in den Sinn“ oder „auf die Zunge“ kam, erkennen zu können. Das Aussprechen des Wortes „Lager“ heute, um im Beispiel zu bleiben, ist für viele Menschen, die seine mit dem Konzentrationslager historisch gesetzte Bedeutung kennen „gleichsam ein Anschlagen einer Taste auf dem Vorstellungsklavier“ (Wittgenstein)⁵⁷. Poetischer und genauer kann man kaum ausdrücken, was mit Sprachsensibilität gemeint ist. Dieses „Anschlagen“ führt zu dem Moment des Innehaltens (Hiatus) vor dem Gebrauch des Wortes, der den gedanklichen Raum für eine sprachkritische Reflexion eröffnen kann. Das Wort „Bedeutung“ werde falsch gebraucht, sagt Wittgenstein, „wenn man damit das Ding bezeichnet (in unserem Beispiel „Lager“), das dem Wort ‘entspricht’. Damit würde man „die Bedeutung des Namens mit dem Träger des Namens“⁵⁸ verwechseln. Die Konnotation eines wichtigen und häufig gebrauchten Wortes/Begriffes, z.B. „Hilfe“ in der Sozialen Arbeit, zu erkennen, nennt Wittgenstein „Spracharbeit“. Wenn sie unterlassen wird, „wenn die Sprache leer läuft“, wenn sie nicht „arbeitet“, hat das

54 Diebäcker, Marc, Totale Institution und Konsens, in: Bakic et al., 2016, S. 202f.

55 Wittgenstein, Ludwig, 1967, Philosophische Untersuchungen, Frankfurt/M., S. 35.

56 A.a.O., S. 18.

57 A.a.O., S. 16.

58 A.a.O., S. 34.

Folgen, die er „Verwirrungen“ nennt und die in einen Sprachdogmatismus führen, der in „Ungerechtigkeit“ und „Leere“ unserer Behauptungen münden könne.⁵⁹ Viele der „besetzten“ Worte, die im „Wörterbuch des Unmenschen“ enthalten sind, sind zweifellos wieder „salonfähig“ geworden, womit gemeint ist, dass sie in einer „unbefangenen“ Konversation wieder gebraucht werden. Abschließend ein letztes Adorno-Zitat aus dem Jahr 1960:

„Die Verdinglichung des Bewußtseins, das zur Dingwelt überläuft, vor ihr kapituliert, ihr sich gleichmacht; die verzweifelte Anpassung dessen, der die Kälte und Übergewalt der Welt anders nicht zu bestehen vermag, als indem er sie womöglich überbietet, gründet in der verdinglichten, der Unmittelbarkeit menschlicher Beziehungen entäußerten, vom abstrakten Prinzip des Tausches beherrschten Welt. Gibt es wirklich kein richtiges Leben im falschen, so kann es eigentlich auch kein richtiges Bewußtsein darin geben. Nur real, nicht durch ihre intellektuelle Berichtigung allein wäre über die falsche Meinung hinauszukommen. [...] Jegliche Anweisung zum richtigen Bewußtsein wäre vergeblich. Eigentlich besteht es nur in der Anstrengung, unermüdlich auf seine Aporien und auf sich selber zu reflektieren.“⁶⁰ (Hervorhebung M.K.)

Manfred Kappeler, Schmidt-Ott-Str. 11 B, 12165 Berlin
E-Mail: drkappeler@arcor.de

⁵⁹ A.a.O., S. 71f.

⁶⁰ Adorno, Theodor W., Meinung Wahn Gesellschaft, in: Ders., 1963, Eingriffe – Neun kritische Modelle, Frankfurt/M., S. 164ff.

Sozialraumanalysen



Christian Spatscheck
Karin Wolf-Ostermann

Sozialraumanalysen

Ein Arbeitsbuch für soziale, gesundheits- und bildungsbezogene Dienste

utb S
2016. 195 Seiten. Kart.
14,99 € (D), 15,50 € (A)
ISBN 978-3-8252-4580-1
eISBN 978-3-8385-4580-6

Das Buch fasst übersichtlich und handlungsorientiert das nötige Grundwissen und die leitenden Methoden für Sozialraumanalysen in den Bereichen Soziales, Gesundheit und Bildung zusammen. Als anwendungsbezogenes Buch versetzt es Studierende und Fachkräfte in die Lage, Sozialraumanalysen eigenständig, verantwortlich und fundiert zu konzipieren, umzusetzen und auszuwerten.

Die AutorInnen haben mit dieser Veröffentlichung ein kompaktes und dennoch differenziertes Compendium für die praktische Durchführung von Sozialraumanalysen vorgelegt, das anschaulich und praxisorientiert die einzelnen Instrumente und Entwicklungsschritte beschreibt und damit sicherlich Akteure in verschiedenen Arbeitsfeldern zur Umsetzung ermutigt.

socialnet, 26.09.2016

Jetzt in Ihrer Buchhandlung bestellen oder direkt bei:

www.utb-shop.de

utb GmbH | Industriestr. 2 | 70565 Stuttgart



Manfred Kappeler

Sprachkritik in der Sozialen Arbeit

Manche Sprachforscher haben die auf den ersten Blick so plausibel erscheinende uralte Sichtweise, dass Denken dem Sprechen vorgelagert sei, übernommen: Danach erfolgt die entscheidende Weichenstellung im Denken, dass sich dann im gesprochenen bzw. geschriebenen Wort, in der Form „meiner Sprache“ äußert und sich schließlich in meinem Handeln materialisiert. Linguisten bezeichneten diese Ableitungsschemata als Ausdruck einer naiven mechanistischen Sichtweise: Nicht auf die Selbstverständlichkeit, dass Denken sich im Sprechen und Schreiben, in „Worten“, äußert komme es an. Das sei nur der Modus der Weitergabe dessen, was in Gedanken/im Denken als Vor-Gedachtes schon formuliert sei und nur noch geäußert, also gesagt bzw. geschrieben werden müsse, sondern darauf, dass mein Sprechen und meine Sprache, schon in den Gedanken/in das Denken selbst eingehe, seinen Inhalt und seine Form mitbestimme.

Dem schließe ich mich an und versuche den Zusammenhang von Denken/Gedanken, Sprache/Sprechen und Handeln dialektisch weiterzudenken. M.E. handelt es sich um ein Verhältnis gegenseitigen vielfältigen Durchdringens, das nicht auflösbar ist, das ich nicht willentlich hergestellt habe und dem ich mithin nicht entgehen kann. Ich muss diesem „Geschehen“ aber nicht als einem unbegreifbaren ausgeliefert sein. In dem Maße, wie mir diese Dialektik nicht nur theoretisch-abstrakt bewusst, sondern in meinem alltäglichen Sprechen gewusst ist, habe ich die Chance, die Wirkungen meiner Sprache/meines Sprechens auf mein Denken und Handeln, zu erkennen, zu reflektieren und zu kontrollieren. Weil diese Möglichkeit besteht, bin ich für mein Sprechen verantwortlich.

Auf dieser Grundannahme beruht die Entscheidung zu diesem Themenheft der „Widersprüche“. Wären Sprache und Sprechen nicht die Hauptformen sozialarbeiterischen Handelns und wären diese unabhängig vom Denken und Handeln, wäre jedes sprachkritische Nachdenken darüber müßige Gedankenspielererei.

Die Dialektik ist keine „Methode“, die man einfach erlernen oder sich abstrakt aus einem Lehrbuch aneignen könnte. „Daß Dialektik keine von ihrem Gegen-

stand unabhängige Methode ist, verhindert ihre Darstellung als ein Für sich, wie das deduktive System es gestattet. Dem Kriterium der Definition willfahrt sie nicht, sie kritisiert es“, schrieb Adorno.¹ Und weiter: Dialektische Kritik richte sich in erster Linie gegen Verdinglichung und unreflektierte Faktizität. Aber gerade „im Kritisieren“ dürfe sie nicht selbst unflexibel werden, indem sie „sinnlich nicht verifizierbare Begriffe wie Gesellschaft oder Kollektivität“ ihrerseits verdingliche.“

Die Vermittlung des Denkens zum Handeln, schon seine Repräsentanz im Bewusstsein, erfolgt durch die Sprache und in der Sprache. Karl Marx schrieb zur Einheit von Denken und Sprechen:

„Die unmittelbare Wirklichkeit des Gedankens ist die Sprache. Wie die Philosophen das Denken verselbständigt haben, so mußten sie die Sprache zu einem eigenen Reich verselbständigen. Dies ist das Geheimnis der philosophischen Sprache, worin die Gedanken als Worte einen eigenen Inhalt haben. Das Problem aus der Welt der Gedanken, in die wirkliche Welt herabzusteigen, verwandelt sich in das Problem, aus der Sprache ins Leben herabzusteigen.“²

Mein Denken ist, bevor es zur sprachlichen Artikulation kommt, bereits ein stummes Selbstgespräch. Mein Denken und Sprechen bilden aber kein „eigenes Reich“ für sich. Sie sind, so Marx, „nur Äußerungen des wirklichen Lebens“.³

Hannah Arendt hat sich in ihrem Buch „Vita activa oder vom tätigen Leben“⁴ mit dem Zusammenhang von Sprache/Sprechen und Handeln befasst. Ihre zentrale These dazu lautet: „Wortloses Handeln gibt es streng genommen überhaupt nicht, weil es ein Handeln ohne Handelnde wäre“.⁵ Durch das gesprochene Wort füge „sich die Tat in einen Bedeutungszusammenhang.“ Die Funktion des Sprechens sei aber nicht „zu erklären, was getan wurde“, sondern das Wort identifiziere den Sprecher als Täter und verkünde, „daß er es ist, der handelt, nämlich jemand, der sich auf andere Taten und Entschlüsse berufen kann und

1 Adorno, Theodor. W., 1969, in: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, S15, Neuwied und Berlin.

2 Marx 1932, a.a.O., S. 476.

3 Ebenda.

4 Arendt Hannah, 1998, Vita activa oder vom tätigen Leben“, München. US-amerikanische Erstausgabe Chicago 1958 mit dem Titel „The Human Condition“, 1. deutsche Ausgabe 1960. In ihrem Essay „Freiheit und Politik“ in dem Sammelband „Erziehung zur Freiheit“, Hrsg. Albert Hunold, Erlenbach-Zürich 1959, hatte Hannah Arendt die Grundgedanken aus „The Human Condition“, angewandt auf Erziehung als Handeln, bereits vor „Vita activa“ in deutscher Sprache formuliert und veröffentlicht.

5 Die Auslassungen sind in den Satz eingebaute Bezugnahmen/Wort-Zitate auf die Ilias IX/445 in alt-griechischer Sprache.

sagen, was er weiterhin zu tun beabsichtigt. Es gibt keine menschliche Verrichtung, welche des Wortes in dem gleichen Maße bedarf wie das Handeln.“⁶ Das gilt potenziert in allen jenen Berufen, in denen Sprechen und Handeln weitgehend identisch sind; in denen Handeln hauptsächlich als Sprechen und Hören in der spontanen Kommunikation mit anderen Hörenden und Sprechenden realisiert wird.⁷ Zur Kommunikation gehört das Schweigen ebenso wie das Sprechen und das Hören. Wie die Worte habe auch das Schweigen „Mitteilungscharakter“, schreibt Watzlawick.⁸ Von einer „Rhetorik des Schweigens“ spricht Nibbrig und bezeichnet das Schweigen als „Schatten“ der Sprache: „Schweigen kann vieles sein: Indiz von Einverständnis sowohl wie von völligem Mißverstehen, Ausdruck der Kommunikationsverweigerung sowohl wie Modus der Ansprechbarkeit und des Vernehmens. In jedem Fall aber ist es, in den verschiedensten Erscheinungsweisen eine Mitteilungsform.“⁹ Der Autor verlangt „Aufmerksamkeit auf das, was vor, während und nach der Rede ungesagt wirksam ist.“¹⁰ In der beruflichen Kommunikation fällt es denen, deren Handeln hauptsächlich Sprechen und Hören ist schwer, das Schweigen des angesprochenen Gegenüber zu ertragen, nicht darüber hinwegzureden, auf es zu hören, um es (vielleicht) verstehen zu können.

Weil ihr Sprechen Handeln ist und sie mit diesem Handeln in das Leben von Menschen eingreifen, die so oder so auf ihr Handeln verwiesen sind, haben die Professionellen Sozialer Arbeit eine besondere Verantwortung für ihre Sprache/ ihr Sprechen. Dabei gilt es zu bedenken, dass wir uns nicht und nie als vereinzelte Individuen in der Sozialen Arbeit bewegen. Das gilt selbst dann, wenn jemand sich noch so „auf sich zurückgeworfen“, „allein gelassen“, „im Stich gelassen“ (von KollegInnen und Vorgesetzten, manches Mal auch von „KlientInnen) fühlen mag. Hannah Arendt schreibt dazu: „Handeln und Sprechen bewegen sich in dem Bereich, der zwischen Menschen qua Menschen liegt, sie richten sich unmittelbar an die Mitwelt, in der sie die jeweils Handelnden und Sprechenden [...] zum Vorschein und ins Spiel bringen.“¹¹ Überall, wo „menschliche Angelegenheiten

6 Arendt 1998, a.a.O., S. 218.

7 Auf die weiter führenden Hinweise Arendts zur Bedeutung von Sprache/Sprechen in der Sozialen Arbeit gehe ich weiter unten ein.

8 Watzlawick, Paul, et al., 1974, Menschliche Kommunikation, Formen, Störungen, Paradoxien, Bern/Stuttgart/Wien, S. 51.

9 Nibbrig, Christian L. Hart, Rhetorik des Schweigens – Versuch über den Schatten literarischer Rede, Frankfurt/M., S. 40f.

10 Ebenda.

11 Arendt, 1998, S. 224ff.

vor sich gehen“, bilde sich ein Bezugssystem, so Arendt, „mit zahllosen, einander widersprechenden Absichten und Zwecken, die in ihm zur Geltung kommen“ und immer schon da waren, „bevor das Handeln überhaupt zum Zuge kommt“, so dass der Handelnde seine Ziele kaum jemals „in Reinheit“ verwirklichen könne. Das ist von Arendt nicht resignativ gedacht, denn Handeln bestehe darin, „den eigenen Faden in ein Gewebe zu schlagen, das man nicht selbst gemacht hat.“¹² In unserem Fall ist das „Gewebe“ die Soziale Arbeit, die von jedem heute in ihr Arbeitenden in ihrer historisch-gesellschaftlich bestimmten Form vorgefunden wird. Ob es mir gelingt, dieses „Gewebe“ zu verändern, hängt einerseits von seiner „Härte“, dem Grad seiner „Verdinglichung“ ab, andererseits von meiner mit der Metapher des „Fadens“ bezeichneten Absicht, ihrer inhaltlichen Bestimmtheit und der Kraft ab, mit der ich auf das „Gewebe“ einwirken kann. Diese Kraft kann ich nicht alleine aufbringen. Sie kann nur in der Verständigung über das Zu-Verändernde mit anderen und in der Ermächtigung durch gemeinsames politisches Handeln entstehen, auf das Arendts Denken in ihren hier zitierten Schriften ausgerichtet ist.¹³ Sehr viel radikaler als Hannah Arendt hat Herbert Marcuse, ihr Kollege an der New School for Social Research in New York, im Kontext der 68er Revolte über Sprache als politisches Handeln geschrieben:

„Politische Linguistik ist ein Schutzpanzer des Establishments. Wenn die radikale Opposition ihre eigene Sprache entwickelt, protestiert sie spontan und unterbewußt gegen eine der wirksamsten ‘Geheimwaffen’ von Herrschaft und Verleumdung. Die herrschende Sprache von Gesetz und Ordnung, die von den Gerichtshöfen und der Polizei für gültig erklärt wird, ist nicht nur die Stimme, sondern auch die Tat der Unterdrückung. Die Sprache definiert und verdammt den Feind nicht nur, sie erzeugt ihn auch.“¹⁴

Und zwar so, „wie er sein muß“, um ihn diffamieren und verfolgen zu können, um alles, was er sagt als böswillige „Propaganda“ abtun zu können. Es handele sich um eine „sprachliche Diffamierung a priori“, die „den Feind als ‘Untermenschen’ der

12 Ebenda.

13 Vgl. dazu Kappeler, Manfred, Machtprozesse und Ermächtigung in der öffentlichen Erziehung, in: Forum Erziehungshilfe, 21. Jahrgang 2015, Heft 5, S. 260ff. und S. 309ff. Dazu auch Weber, Joachim, Begeisterung für die Macht als politische Grundhaltung – Ein Gegenentwurf zur deutschen Rezeption von Empowerment, in: Widersprüche, Heft 112, S. 7ff. sowie: Ders., 2014, Soziale Arbeit aus Überzeugung – Ethische Perspektiven auf sozialpädagogische Praxis, Opladen und: Ders., Freiheit als soziales Ereignis. Hannah Arendt sozialpädagogisch gelesen, in: Widersprüche, 36. Jahrgang 2016, Heft 142, S. 13ff.

14 Marcuse, Herbert, 1969, Versuch über die Befreiung, Frankfurt/M., S. 110ff.

Routine der Alltagssprache“ einverleibe. Sie sei Ausdruck der strukturellen Gewalt kapitalistischer Gesellschaften, „akkumulierte Aggressivität, die das Geschäftsleben aller Zweige des korporativen Kapitalismus antreibt“, legale Aggression, die nur durch Aktion, zu der auch die selbstbestimmte Sprache der Rebellion gehört, überwunden werden könne. Der Grad der erreichten Veränderungen der gesellschaftlichen Verhältnisse, werde „durch die Entwicklung einer anderen Sprache“ angezeigt: „Der Bruch mit dem Kontinuum der Herrschaft muß ebenso ein Bruch mit deren Vokabular sein.“¹⁵

Sprachkritik als eine Praxis kritischer Sozialer Arbeit

Bewusst ist im Titel dieses Heftes nicht von der Sprache und von dem Sprechen in der Sozialen Arbeit die Rede und, genau genommen, dürfte es auch nicht in „der“ Sozialen Arbeit heißen. Dass es die allenthalben sprachlich unterstellte Einheit des gesellschaftlichen Gebildes, das wir Soziale Arbeit nennen, nicht gibt, m.E. nicht geben kann, habe ich an anderer Stelle zu begründen versucht.¹⁶

Adorno hat in seiner Kritik der empirischen Sozialforschung davor gewarnt, mit der naiven Konstruktion eines Ganzen aus seinen Teilen, statt einen „Begriff“ lediglich ein verdinglichtes Abbild von ihm zu bekommen. „Zentrale, aber nicht sinnlich verifizierbare Begriffe wie Gesellschaft oder Kollektivität“ sollten nicht „naiv realistisch als Ansichseiendes“ gesetzt und damit fixiert werden. Mit der umstandslosen Rede von der Sozialen Arbeit beteiligen wir uns m.E. gegen unsere eigene kritische Intention an einer solchen „Fixierung“. Auf den Begriff „Soziale Arbeit“ können wir freilich nicht verzichten oder ihn durch einen anderen beliebig ersetzen. Wie „Gesellschaft“ ist er m.E. ein „Funktionsbegriff“, der „mehr die Verhältnisse zwischen seinen Elementen und die Gesetzmäßigkeiten solcher Verhältnisse bezeichnet als die Elemente oder die bloßen Deskriptionen. Es ist im „alltäglichen“ Denken, Sprechen und Handeln allerdings sehr schwer, der Versuchung der Vereinfachung zu entgehen, die in der „Auflösung“ der Dialektik von Allgemeinem und Besonderen in die eine oder die andere Richtung besteht

15 Ebenda. Welche Schwierigkeiten Marcuse auf dem Weg zu einer „neuen Sprache“ sah und welche Ansätze einer solchen er in der 68er Revolte zu erkennen glaubte, beschrieb er in dem Essay „Die neue Sensibilität“, a.a.O. S. 43ff.

16 Vgl. dazu Kappeler, Manfred, Von der Unmöglichkeit einer Identität der Sozialen Arbeit, in: Hans Thiersch/Rainer Treptow (Hrsg.), 2011, Zur Identität der Sozialen Arbeit – Positionen und Differenzen in Theorie und Praxis, Sonderheft 10 der Zeitschrift neue praxis, S. 14.

und zur „Hypostasierung“ entweder der Gesellschaft oder des je Konkreten führen würde. Vielleicht können wir einen nicht verdinglichten „Begriff“ von Sozialer Arbeit gewinnen, wenn wir sie wie die Kritische Theorie den Begriff „Gesellschaft“ nicht als Substanz-, sondern als Funktionsbegriff fassen. Aus der „Einsicht“ in die Verhältnisse ihrer konkret beschreibbaren „Elemente“ zueinander (Organisationen und Institutionen, Arbeitsfelder, Professionelle, Adressaten, rechtliche und finanzielle Rahmenbedingungen etc.) können wir ihre spezifische Dialektik von „Allgemeinem und Besonderem“ m.E. untersuchen und die aus ihren Veränderungen resultierende Dynamik verstehen, um vielleicht bewusst und gezielt in sie eingreifen zu können. Wahrscheinlich ist das Problem, diesen komplizierten Sachverhalt im alltäglichen Reden und Schreiben immer zutreffend zu formulieren, sprachlich aber nicht zu lösen, und so werde ich in diesem Text weiterhin „die“ Sozialen Arbeit mit einem bestimmten Artikel benennen.

Kritik von Sprache und Sprechen als eine (selbst)kritische Praxis kritischer Sozialer Arbeit muss ihren Kritik-Begriff offenlegen. Weil das hier aus Platzgründen nicht geschehen kann, verweise ich auf die ausführlichen Beiträge zum Kritik-Begriff in dem Sammelband „Kritik der Sozialen Arbeit – kritische Soziale Arbeit“¹⁷ und auf die Beiträge von Alex Demirović und Katja Lange in demselben Band. Hier sei nur angemerkt, dass ideologiekritische Sprachkritik nicht mit „kritischer Diskursanalyse“ identisch ist, wohl aber ein Teil von ihr sein kann (siehe unten). Ihr Gegenstand ist auch nicht Kritik Sozialer Arbeit bzw. Selbstkritik kritischer Sozialer Arbeit im Ganzen, sondern „nur“ die Kritik eines Segmentes: der in ihr von einem Teil ihrer Akteure, von Professionellen – gesprochenen und geschriebenen Sprache. Es geht dabei um den Gebrauch der Sprache als „geschriebenes Wort“ in von Professionellen (in Theorie und Praxis) geschriebenen „Aufzeichnungen“ aller Art (Berichte, Protokolle, Notizen, Gutachten, Konzepte etc., die in Akten über Personen, Maßnahmen, Arbeits- und Verwaltungsabläufe, Ereignisse, Verhältnisse etc. gesammelt und aufbewahrt werden, aber auch um theoretische bzw. wissenschaftliche Texte) und um das „gesprochene Wort“ (als Anrede, als Teil situativer Kommunikation und als Rede, z.B. in der Form von Ansprachen und Vorträgen). Sprachkritik bezieht sich also auf Sprache und Sprechen als Handeln in beruflichen Konstellationen, und Funktionen. Die Settings können von Face to Face bis hin zu einer großen, in Umfang und Reichweite nicht festgelegten Öffentlichkeit reichen.

17 Anhorn, Roland, Bettinger, Frank, Horlacher, Cornelius, Rathgeb, Kerstin (Hrsg.), 2012, Wiesbaden.

Zwischenfrage

Aber welche Sprache schreiben und sprechen Professionelle dort, wo Soziale Arbeit geschieht? Diese Frage wird in „Profession und Disziplin“ nicht für wichtig gehalten und darum kaum gestellt. Der Sozialpädagoge Fritz Klatt schrieb 1960.

„Was ist für uns heute unsere Sprache? [...] Diese Frage wird in vielen, die sie hören, zunächst die Gegenfrage auftauchen lassen, ob nicht anderes wichtiger wäre, als ein Nachdenken über unsere Sprache. Wer im täglichen Leben steht, seinen Beruf ausübt, warum soll er über unsere Sprache besonders nachdenken? – Er spricht sie eben. [...] Er versteht auch bald die Fachausdrücke in seinem Arbeitsbereich. Wer tüchtig ist, weiß im gegebenen Augenblick, was er zu sagen hat.“¹⁸

An dieser Haltung hat sich in der Sozialen Arbeit trotz aller Betonung von „Selbstreflexivität“ bis heute kaum etwas geändert. Klatt stellte diese Gleichgültigkeit gegenüber der eigenen Sprache, dem eigenen Sprechen in Frage:

„Ist es wirklich so? Vielleicht wird in der Umkehrung deutlicher, wie dringend die Frage nach der Bedeutung unserer Sprache ist. Wissen wir auch immer, wo wir nichts zu sagen haben? Wo wir uns unbedingt schweigend verhalten müssen? Wo wir nur zuhören und nichts zu tun haben? Weiterhin: Wissen wir, wie wir Worte, die uns zunächst ganz unverständlich, ungewohnt und fern dem alltäglichen Gebrauch scheinen [...] – wissen wir, wie wir diese Worte richtig aufnehmen, also vernehmen sollen?“¹⁹

Über den „Alltagsgebrauch“ unserer Sprache müsse man nicht nachdenken, sei die gängige Auffassung, weil wir in sie hineinwachsen. Auf „Profession und Disziplin“ Sozialer Arbeit übertragen würde das heißen: Sprachkritik sei keine Sache des beruflichen Alltagshandelns und seiner Umgangssprache, sondern eine der Wissenschaft, die sich den Luxus ja erlauben könne, über ihre Sprache nachzudenken, aber nicht „von oben herab“ die Sprache/das Sprechen von „PraktikerInnen“ bewerten solle. Würde die „Disziplin“ eine solche Sprachkritik betreiben, wäre die Kritik daran berechtigt. Aber sie beschäftigt sich ebenso wenig wie die „Profession“ weder mit ihrer „Wissenschaftssprache“ noch mit der „Alltagssprache“ Sozialer Arbeit. Und – gelingen könnte eine selbstreflexive sprachkritische Praxis nur, wenn sie von Angehörigen beider „Sektoren“ Sozialer Arbeit zusammen geübt würde, die zwar unterschiedliche, dem Anspruch nach aber aufeinander bezogene „Praxis“ betreiben.

18 Klatt, Fritz, 1969, Sprache und Verantwortung, Köln und München, S. 91f.

19 Ebenda.

Vom „Wort“ zum „Begriff“ oder „Wort und Begriff“

Trotz aller Veränderungen bleibt in den „lebenden“ Einzelsprachen, wie der deutschen, der weitaus größere Teil des historisch überlieferten „Wortschatzes“ aktiv. Allerdings ändert sich die „Bedeutung“ vieler beibehaltener Worte. Besonders solcher, die wegen ihrer schon immer großen Bedeutung ein ganzes „Wortumfeld“ gebildet haben und zu „Begriffen“ geworden sind. Diesen Verdichtungsvorgang vom „Wort“ zum „Begriff“ beschreibt Reinhart Koselleck in der Einleitung zu dem großartigen „Historischen Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland“ folgendermaßen:

„Der Übergang mag gleitend sein, denn beide, Worte und Begriffe, sind immer mehrdeutig, (auch wenn sie als „eindeutig“ gebraucht werden sollen bzw. mit ihnen „Eindeutigkeit“ behauptet oder suggeriert wird, M.K.), was ihr geschichtliche Qualität ausmacht, aber sie sind es auf verschiedene Weise. Die Bedeutung eines Wortes verweist immer auf das Bedeutete, sei es ein Gedanke, sei es eine Sache. Dabei haften die Bedeutung zwar am Wort, aber sie speist sich ebenso aus dem gedanklich intendierten Inhalt, aus dem gesprochenen oder geschriebenen Kontext, aus der gesellschaftlichen Situation [...]. Der Begriff haftet zwar am Wort, ist aber zugleich mehr als das Wort. Ein Wort wird [...] zum Begriff, wenn die Fülle eines politisch-sozialen Bedeutungszusammenhangs, in dem – und für den – ein Wort gebraucht wird, insgesamt in das eine Wort eingeht. [...] Begriffe sind also Konzentrate vieler Bedeutungsgehalte [...]. Ein Wort enthält Bedeutungsmöglichkeiten, der Begriff vereinigt in sich Bedeutungsfülle.“²⁰

Ein solches zum Begriff gewordenes Wort ist z.B. „Familie“. In der Sozialen Arbeit, besonders in der Kinder- und Jugendhilfe ging es schon immer um Familie und Familien. Aktuell hat eine bestimmte Bedeutung von Familie, nämlich die von Geborgenheit, Schutz, Vertrauen und Vertrautheit, in der „familienanalogen“ Ausrichtung von „Maßnahmen“ der Kinder- und Jugendhilfe, die gerade wieder einmal, „angesagt“ ist, Konjunktur. Mit dem Wort/Begriff „Familie“ waren und sind unterschiedliche, einander sogar widersprechende Bedeutungen verbunden, über die um die sog. Deutungshoheit, auch mittels „empirischer Sozialforschung“, gestritten wird. So wird beispielsweise die vom Familienministerium derzeit betriebene Ausrichtung der Kinder- und Jugendhilfe am „Modell“ der Familie als „Familialisierung“ kritisiert. Solche Auseinandersetzungen sind nicht lediglich ein „Streit um Worte“, sondern Diskurse, in denen es immer um sehr viel mehr geht als

20 Brunner, Otto, Conze, Werner, Koselleck, Reinhart (Hrsg.), 2004, *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. (8 Bände), Band 1, S. XXII f.

um eine Kritik an einzelnen in ihnen gebrauchte Worten/Begriffen.²¹ Sprachkritik kann von Diskursanalysen also ein Teil sein. Ein Beispiel dafür ist der in der Analyse des gesellschaftlichen Diskurses über Sexuelle Gewalt stattfindende sprachkritische Streit darüber, ob die Kindern angetanen sexuellen Gewalthandlungen zutreffender als „Missbrauch“ oder als „Sexuelle Gewalt“ bezeichnet werden sollen.²²

Wiederholung der „Zwischenfrage“ und Versuch, sie zu beantworten

Nach all diesen ins Allgemeine und Grundsätzliche gehenden Überlegungen zur Sprachkritik, stellt sich schließlich wieder die Frage: Welche Sprache sprechen und schreiben die in der Sozialen Arbeit berufstätigen Frauen und Männer, die Professionellen?

Auf der Grundlage der im Prozess der Sprachsozialisation erworbenen „Einzelsprache“ (Deutsch als Muttersprache) kommt es bei den sie sprechenden Individuen zu allen möglichen Ausdifferenzierungen wie „Familiensprache“, subkulturelle Sprachen diverser Gruppen, die „Sprache der Diplomatie“, des Bildungsbürgertums, die Sprache des „Mobs“ bzw. der „Straße“, zu sog. Jargons aller möglichen Schattierungen etc. und zu sog. Fachsprachen, die sich von der Alltags- bzw. Umgangssprache unterscheiden.

Das Spezifische einer Fachsprache, heißt es, sei eine diesem bestimmten Beruf bzw. dieser bestimmten Profession eigene, von ihm/ihr in einem historischen Prozess hervorgebrachte und den aktuellen Anforderungen immer wieder angepasste „Terminologie“. Die klassischen Handwerksberufe hatten (und haben?) aber keine „Terminologie“, sondern eine ihr Handwerk gut, d.h. ziemlich genau beschreibende Sprache. Ich sprach als Bäckergeselle in der Backstube ganz sicher nicht in einer „Bäcker-Terminologie“, sondern verständigte mich mit den anderen Gesellen und dem Bäckermeister in der Handwerkssprache der Bäcker, in der ich auch Nicht-BäckerInnen ganz gut erklären konnte, wie die Herstellung von „Backwaren“, meine Arbeit, funktionierte und was dabei am Ende für Produkte herauskamen. Später, als Wohlfahrtspfleger/Sozialarbeiter gehörte ich anfangs

21 Vgl. dazu genauer Lange, Antje, *Diskursanalyse und Kritik (nicht nur) Sozialer Arbeit*, in: Anhorn et al., 2013, und Kessl, Fabian, *Diskursanalytische Vorgehensweisen*, in: Oelerich, G., Otto, H.-U. (Hrsg.), 2011, *Empirische Forschung und Soziale Arbeit*. Ein Studienbuch, Wiesbaden.

22 Vgl. dazu Kappeler, Manfred, 2011, *Anvertraut und ausgeliefert – Sexuelle Gewalt in pädagogischen Einrichtungen*, S. 7ff.

(um 1960) in meinem Selbstverständnis auch noch einem „Beruf“ an und rückblickend würde ich sagen, dass meine damalige Umgangssprache, angereichert mit ein paar nicht allzu komplexen „Begriffen“, hinreichte, Nicht-SozialarbeiterInnen zu erklären, worin meine soziale Arbeit einschließlich ihrer Ziele bestand. Zwischen der Handwerksprache der Bäcker und der des „Dienstleistungsberufes“ Sozialarbeit/Sozialpädagogik gab es zwar Unterschiede, sie waren aber konkret, nicht schwer nachvollziehbar und ihre Kohäsion (grammatische Textverknüpfungen) und Kohärenz (Sinnzusammenhang eines Textes bzw. seine kognitive Strukturiertheit)²³ wiesen einen ähnlichen Grad von Einfachheit und Kompliziertheit mit nur einem geringen Spannungsbogen zwischen diesen Polen, auf. Im Prozess der Professionalisierung haben sich Sprache und Sprechen der nun nicht mehr „beruflich“, sondern „professionell“ in den diversen Feldern Sozialer Arbeit Arbeitenden vom relativ Einfachen zum mehr und mehr Komplizierten gewandelt und ihre „Beherrschung“ ist zu einem Kriterium für die Professionalität der Professionellen geworden. Gemeinhin wird diese Sprache heute als die Sprache der Sozialen Arbeit, als ihre Sprache bezeichnet. Aber ist sie auch zu einer Fachsprache geworden? Als „Fachsprachen“ werden sprachwissenschaftlich „funktionale Varietäten“ (Ausdifferenzierungen der „Einzelsprache“) mit einem hohen Kohärenzgrad bezeichnet. Sie sollen eine „präzise und differenzierte Kommunikation über meist berufsspezifische Sachbereiche und Tätigkeitsfelder“ ermöglichen. Dazu benötigen sie eine aus spezifischen Fachworten und Begriffen aufgebaute Terminologie, die Kriterien wie: „überregionale Standardisierung, Exaktheit und Ökonomie der Informationsvermittlung und ein hohes gesellschaftliches Prestige“ erfüllen muss.²⁴ Es gibt solche „Fachsprachen“ in der Sozialen Arbeit: die medizinisch-psychiatrische, die juristische, die kameralistische, vielleicht auch die betriebswirtschaftliche des Sozialmanagements. Ihnen gemeinsam ist die Tendenz zu einer starken Normierung der Bedeutungen, die durch „Sprachregelungen“ und sanktionierte Begrifflichkeiten erreicht werden soll. Mit der Normierung der Sprache soll Ordnung in das „Chaos der Erscheinungen“ gebracht werden, das Soziale Arbeit nach Meinung vieler Professioneller, aber auch in der Wahrnehmung von Außenstehenden bestimmt. Mit erprobten Methoden werden Menschen und Verhältnisse klassifiziert und kategorisiert. Anamnese- und Diagnoseschemata sollen helfen, die „Phänomene einzuordnen“, um sie nach vorgegebenen Regeln „bearbeiten“ zu können. Solche Fachsprachen haben die Tendenz, die „Wortspra-

23 Vgl. Bußmann, Hadumad, 1990, Lexikon der Sprachwissenschaft, Stichworte Kohärenz und Kohäsion, Stuttgart.

24 Ebenda. Stichwort Fachsprachen.

che“ einer Zeichensprache anzunähern. Die psychiatrischen Klassifizierungen, wie der IDC 10 und DSM IV mit ihren Varianten und „Weiterentwicklungen“, unterscheiden sich kaum noch von der Normierung technischer Verfahren und Produkte im DIN-System der Ingenieurwissenschaften. Auch die bei der Einführung des „Systems der neuen Steuerung“ in den späten 90er Jahren in die Kinder- und Jugendhilfe von Fachkräften erstellten „Produktbeschreibungen“ und ihre Zusammenfassung in sog. Produktkatalogen gehört hierher. Immer geht es dabei um die Herstellung von „Eindeutigkeiten“ mit dem Ziel, die in der Vielfalt vermuteten „Probleme“ zu reduzieren. Karl Jaspers kritisierte schon in den 50er Jahren die Tendenz, die naturwissenschaftliche Zeichensprache auf die Sozial- und Geisteswissenschaften zu übertragen. In solchen Verfahren würden „die Gegenstände eigentümlich leer“ und „des Qualitativen beraubt.“²⁵ Die „immer nur scheinbar identische Wiederholung“ einmal gewonnener Erkenntnisgehalte werde schnell zur „Manier“ in einer „nachahmenden Sprache“, zu einem „Operieren mit leergewordenen Hülsen.“²⁶ Die Normierung von Sprache und Sprechen in Fachsprachen, ihre „Terminologisierung“ durch die Reduktion auf „Formeln“, bewirkt, dass die in Worten mitschwingenden Stimmungen als „Störendes“ nicht mehr wahrgenommen werden. In einem Essay zur deutschen „Wissenschaftsprosa“ spricht Norbert Rehrmann von der „leiblos-grauen Ausdrucksökonomie in Fachsprachen“, von ihrer „normativen Rastersprache“ und ihre Tendenz zur „Anpassung an den Jargon.“²⁷ Worte bekommen ihre volle Bedeutung nicht allein durch ihren „Wortsinn“. Der entfaltet sich erst „in den Bewegungen der Sätze, in denen die Worte sich gegenseitig erhellen, begrenzen, bestimmen“ (Jaspers) können. Um die Offenheit für Bedeutungen der gesprochenen und geschriebenen Sprache zu erhalten, darf sie nicht in Normierungen und Formelhaftigkeit erstarren. Eine „erstarrte“ Sprache macht Worte/Begriffe zu „Schlagworten“ wie aktuell das Duo „Inklusion/Exklusion“. Das Haften an solchen „starken Worten“ kann die Offenheit für Bedeutungen blockieren. „Dann werden Worte etwas wie Fahne und Symbol“, schrieb Jaspers.²⁸

25 Jaspers, Karl, 1964, Die Sprache, München, S. 26ff. Erste Veröffentlichung in dem Buch „Von der Wahrheit“, München 1958.

26 Ebenda.

27 Rehrmann, Norbert, Akademische Begriffskasernen – Unerhörte Stimmen zur deutschen Wissenschaftsprosa, in: Universitas. Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft, 48. Jahrgang 1993, Heft 568, S. 943ff. Der Autor sieht in der Sprache Adornos ein Beispiel für eine lebendige, nicht verdinglichende Wissenschaftssprache.

28 Jaspers 1964, a.a.O.

Die Professionen in der Sozialen Arbeit die „Fachsprachen“ besitzen/verwenden, die also die sprachwissenschaftlich definierten Anforderungen von Kohäsion, Kohärenz und Terminologie erfüllen und über „ein hohes gesellschaftliches Ansehen“ verfügen, streben durchweg nach Deutungshoheit und Definitionsmacht, die sie über ihren „eigenen“ Bereich hinaus in anderen Tätigkeitsfeldern Sozialer Arbeit durchzusetzen versuchen. Ein Beispiel dafür ist die Kinder- und Jugendpsychiatrie, der es in den letzten Jahren gelungen ist, ihren Begriff der „psychischen Störung“ im Denken, Sprechen und Handeln von Professionellen der Kinder- und Jugendhilfe, der „Suchtkranken“-Hilfe, der Hilfe für alte Menschen und für Menschen mit Behinderungen zu etablieren. Mit Hilfe einer solchen individualisierenden und gleichzeitig normierenden Fachsprache werden Menschen zu beschreibbaren und behandelbaren „Fällen“ konstruiert.

Eine „Fachsprache“ zu besitzen, in und mit ihr reden, schreiben und handeln zu können, sich mit ihrer Hilfe „orientieren“ zu können, ist nicht selten ein Wunsch von Angehörigen solcher Professionen in „der“ Sozialen Arbeit, die es in ihrem beruflichen Alltag mit Menschen und Verhältnissen zu tun haben, die sich „faktisch“ nicht normieren und kategorisieren lassen. Menschen und Verhältnisse eben, an denen alle Versuche der Klassifikation letztendlich scheitern. Solche Versuche haben für die von ihnen betroffenen Menschen oft schlimme Folgen, auch wenn die von den Professionellen subjektiv nicht intendiert sind. Ihr Handeln korrespondiert, gewissermaßen „hinter ihrem Rücken“ (Marx), mit ausgrenzenden und marginalisierenden gesellschaftlichen Strukturen..

Es gibt in „der“ Sozialen Arbeit aber auch eine Praxis von Sprache und Sprechen, die sich quasi spiegelbildlich zur normierenden und formalisierenden Fachsprache in immerwährender Unbestimmtheit im Ungefähren der „Tiefe des Gemüts“ (Tucholsky) oder in dessen „Höhen“ sich bewegt. Adorno hat diese Sprache den „Jargon der Eigentlichkeit“²⁹ genannt. Eine „Mahnung an den Geist durchherrscht das ganze Klima des Jargons“ schreibt er. Und wie direkt auf Soziale Arbeit gemünzt, heißt es weiter: „Das reale und vergebliche Bedürfnis nach Hilfe soll vom bloßen Geist befriedigt werden mit Trost ohne Eingriff.“³⁰ Adorno spottet über die „Himmelfahrt des Wortes über den Bereich des Tatsächlichen“. Der Jargon liefere „marktgängige Edelsubstantive“, die ein „Schnittmuster des Menschseins“ anbieten. Diese Sprache sei „vor keiner Vernunft verantwortlich, einzig durch den zugleich standardisierten Ton zum Höheren befördert, verdoppelt sie den Bann,

29 Adorno, Theodor W., 1964, Jargon der Eigentlichkeit – Zur deutschen Ideologie, Frankfurt/M.

30 A.a.O., S. 16.

den die Verwaltung real übt.“³¹ Geradezu eine „Berufskrankheit“ sei der Jargon in Berufsgruppen, „die, wie das so heißt, geistige Arbeit verrichten, zugleich aber unselbständig und abhängig sind oder wirtschaftlich schwach. [...]. Die Stereotype des Jargons versichern subjektive Bewegtheit.“³² So etwa im „Gespräch“, das „aus einem Mittel, über etwas sich klar zu werden, zum Selbstzweck und zum Ersatz dessen“ wird, „was seinem Sinn nach daraus folgen sollte.“ Ein Sozialarbeiterwitz, dessen Herkunft ungewiss ist, bringt das auf den Punkt: Der Sozialarbeiter wird auf der Straße von einem Jugendlichen nach der Uhrzeit gefragt. Er wisse es nicht, antwortet er „aber gut, dass wir mal darüber geredet haben.“ Was ideologiekritische Sprachkritik bedeuten kann, zeigt uns Adorno mit seiner Kritik an einem der Hauptwörter Sozialer Arbeit, dem Wort „Begegnung“ dessen Bedeutungsüberhang, den er „Überschuß“ nennt, die „Suggestion“ erzeuge, „es ereigne sich bereits etwas Wesenhaftes, wenn Hinbestellte sich unterhalten“. In gleicher Schärfe analysiert Adornos ideologiekritische Sprachkritik die in diesem „Sprachraum“ Sozialer Arbeit so beliebte Rede von der „Ganzheit“:

„... durch die apriorische Parteinahme fürs Subjekt als eine solche, wie sie dann der Jargon im Namen Mensch exerziert, verschwindet die Besinnung darauf, ob die Realität, mit der die Menschen unmittelbar einverstanden sein sollen, um nur ja selber Ganzheiten zu werden, das Einverständnis verdient; ob nicht am Ende gerade sie, als heteronome, Ganzheit ihnen versagt, und ob nicht das Ganzheitsideal ihrer Unterdrückung beisteht und der fortschreitenden Zerstückelung des Ohnmächtigen. Die Atomisierung des Menschen ist, als Ausdruck des Gesamtzustands, auch die Wahrheit; sie wäre mit diesem zu verändern, nicht in jenem abzustreiten ...“³³

Die Sprachblasen des Jargons hätten die Funktion, „das wahre Objekt des Leidens“, die unter der Ideologie von der „bürgerlichen Gleichheit“ bestehende Ungleichheit, „die bestimmte gesellschaftliche Verfassung“, verschwinden zu lassen: „Jegliche eigennützige Praxis kann sich mit Hilfe des Jargons als Gemeinnutz, als Dienst am Menschen markieren, ohne dass wider Not und Bedürftigkeit des Menschen etwas geschähe. Dass aber selbstgerechte Menschlichkeit inmitten des allgemeinen Unmenschlichen es nur verstärkt, ist notwendig den jetzt und hier Bedürftigen verhüllt. Der Jargon verdoppelt die Hülle; Ersatz und Trost, wie er und seine Welt ihnen sie spendet, sind geeicht auf ihr verformtes Verlangen nach dem, was ihnen vorenthalten wird.“³⁴ Heide Bernd hat, in Anlehnung an

31 A.a.O., S. 69f.

32 A.a.O., S. 18f.

33 A.a.O., S. 118.

34 A.a.O., S. 58.

Adornos Sprachkritik, den affirmativen Hilfe-Jargon in der Sozialen Arbeit am Beispiel der Sprache von Alice Salomon und Gertrud Bäumer als „Pathos und Appell“ bezeichnet: „Im Wort wird etwas beschworen, was die Realität nicht hergibt; die Beschwörung nimmt dabei häufig die Form des Appells an, eben weil die Realität gegen das überhöhte Ideal steht. Der Appell wiederum hat eine Nähe zum Befehl: Du sollst, Du musst! Wenn aber nicht appelliert wird, soll die Sprache verführen und betören.“³⁵

Nach diesen Überlegungen kann die Antwort auf die oben gestellte Frage (welche Sprache?) m.E. nur lauten, dass es eine bzw. die Sprache Sozialer Arbeit aus strukturellen Gründen nicht geben kann und alle berufsständischen Bemühungen, sie für „Profession und Disziplin“ zu entwickeln, scheitern müssen. Einen Beleg für diese These sehe ich darin, dass die HerausgeberInnen der derzeit maßgeblichen „Handbücher“³⁶, in denen die für relevant gehaltenen Worte/Begriffe Sozialer Arbeit versammelt sind, sich in den Einleitungen/Vorworten dieser Werke zu Sprache und Sprechen der Professionellen nicht äußern, obwohl einige Ausführungen über „Sinn und Zweck“ dieser „Hand-bücher“, von denen nur zwei „Wörterbücher“ heißen das nahelegen würden. Nur die HerausgeberInnen des „Wörterbuches Soziale Arbeit“ (Kreft/Mielenz) gehen auf die Geschichte der in der Sozialen Arbeit verwendeten Begriffe ein:

„ Uns fällt immer wieder auf, daß wohl ‘neue Begriffe’ vorübergehend ‘in Mode’ sind, geradezu Konjunktur haben und dann wieder untergehen, also keine nachhaltige Bedeutung für die Soziale Arbeit entfalten. Wer erinnert sich noch an die Diskussionen um ‘Konnotationen’, und ‘Kolonialisierung von Lebenswelten’? Wie lange werden sich aktuelle neue Begriffe wie ‘Prekariat’, ‘Agency-Ansatz’, ‘libertärer Paternalismus (Nudge)’, auch ‘Kohäsion’ an der Diskussionsoberfläche halten?“³⁷

35 Bernd , Heide, Pathos und Appell – Zum moralischen Rüstzeug der frühen Sozialarbeit, dargestellt an Alice Salomon, in: Pantucek, Peter/Vyslouzil, Monika (Hrsg.), 1999, Die moralische Profession – Menschenrechte & Ethik in der Sozialen Arbeit, St. Pölten, S. 25ff.

36 Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik, 5. erweiterte Auflage 2015, Hrsg. Hans-Uwe Otto und Hans Thiersch, Neuwied/Fachlexikon der sozialen Arbeit, 5. Auflage 2002, Hrsg. Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge, Frankfurt/M., Handbuch Kinder- und Jugendhilfe, 2. überarbeitete Auflage 2016, Hrsg. Wolfgang Schröer, Norbert Struck, Mechthild Wolff, Weinheim und Basel, Wörterbuch Soziale Arbeit – Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik, 7., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage 2013, Hrsg. Dieter Kreft und Ingrid Mielenz.

37 Kreft/Mielenz, a.a.O., S. 10f.

Der „Kernbegriff“ professionellen sozialen Handelns sei „Hilfe zur Selbsthilfe“ gewesen. Sein tradierter Sinn, „das politische-solidarische-kollektive des ursprünglichen Kernbegriffs“ habe sich durch seine Wandlung zu „Empowerment, Resilienz und schließlich Capability-Approach in der „Beachtung des Einzelnen, seiner Befindlichkeiten, Stärken und Schwächen, ohne erkennbare fachpolitische Strategie im gesellschaftlichen Kontext“ verloren.³⁸ Diese Handbücher/Wörterbücher haben den Anspruch, die Soziale Arbeit durch und mit den in ihnen versammelten Begriffen zu repräsentieren und ihre weitere Entwicklung zu beeinflussen. Die Sprache selbst kommt in ihnen aber nicht zur Sprache, sie kommt als Begriff einfach nicht vor. Es findet sich dazu in keinem Handbuch ein Stichwortartikel. Sprache und Sprechen werden, wenn überhaupt, ausschließlich unter den Gesichtspunkten der Sprachsozialisation von Kindern und Jugendlichen, ihrer „Sprachfähigkeit“ und von „Störungen“ dieses Prozesses, also auf der Adressatenseite, betrachtet: „Sprachentwicklungsstörungen“, „Sprachstörungen“ sowie Beeinträchtigungen der sprachlichen Artikulationsfähigkeiten als Ausdruck von „Sprach-, Sprech- und Sinnesbehinderungen“.

Sprachkritik bezogen auf Sprache und Sprechen in der Sozialen Arbeit muss sich mangels einer ausgewiesenen und abgrenzbaren „Sprache der Sozialen Arbeit“ also notgedrungen auf die in ihr verwendeten Sprachen beziehen, wie sie oben in der Polarisierung von stark normierenden und formalisierten Fachsprachen und dem „verwaschenen“, moralisch hypostasierenden, immer im Unbestimmten bleibenden Jargon der „Edelsubstantive“ skizziert worden sind. Hauptsächlich ist ihr Bereich aber das zwischen den unscharfen Rändern der „Pole“ liegende „Sprachfeld“. Diese „Topografie“ ist freilich eine Hilfskonstruktion, die im weiteren Verlauf meiner Überlegungen einen strukturierenden Hintergrund darstellt.

Im Folgenden werde ich skizzieren, wie Sprachkritik sich, trotz aller Heterogenität und Widersprüchlichkeit des Gesamtfeldes von Sprache und Sprechen in „der“ Sozialen Arbeit, entwickelt hat (nicht im Sinne einer stetig aufsteigenden Linie gedacht, sondern als eine Horizontale mit vielen Brüchen) und welchen Stand sie m.E. gegenwärtig hat. Die Darstellung beschränkt sich auf von Professionellen geschriebene Texte, die sich ausdrücklich mit Sprache und Sprechen in der Sozialen Arbeit befassen.

38 Ebenda.

Kritik der stigmatisierenden Sprache in den 70er Jahren

Vereinzelte Texte, oft nur Textpassagen zu Sprache und Sprechen der beruflichen Akteure hat es in der Geschichte Sozialer Arbeit von Anfang an gegeben. Sie blieben am Rande der Wahrnehmung, lösten keine Diskurse über ihr Thema aus. Sie wurden hauptsächlich von aus der Jugendbewegung kommenden Sozialpädagogen geschrieben, die offensichtlich eher als andere BerufsarbeiterInnen in den „Feldern“ Sozialer Arbeit bereit und in der Lage waren, ihre Sprache/ihr Sprechen kritisch zu reflektieren. Ein Beispiel dafür ist das oben schon zitierte Buch „Sprache und Verantwortung“ von Fritz Klatt (1960), in dem auf eindrucksvolle Weise besonders über die Bedeutung des „Hörens“ und „Zuhörenkönnens“ sowie des „Schweigens“ nachgedacht wird. Wie entscheidend dieses Zuhörenkönnen ist, habe ich in den letzten Jahren in der Unterstützung ehemaliger Heimkinder in ihrem Kampf um Rehabilitation und Entschädigung wieder erfahren, aber auch, was das Ihnen-nicht-zuhören-Können oder -Wollen von Professionellen in Institutionen und Gremien Sozialer Arbeit für blockierende, manchmal sogar re-traumatisierende Wirkungen haben kann.

Ideologiekritische Sprachkritik als Praxis kritischer Sozialer Arbeit muss m.E. die systemimmanente Sprachkritik, wie sie Klatt, Jaspers und andere geübt haben, aufnehmen und sie in die systemtranszendierende politische Sprachkritik, wie sie vor allem Horkheimer und Adorno entwickelt haben, einbeziehen. An die im Zuge der 68er Revolte sich entwickelnde politisch radikale Sprachkritik der späten 60er und der 70er Jahre, wurde im Editorial bereits erinnert. Sie richtete sich einerseits auf den Gebrauch bestimmter zentraler Begriffe im beruflichen Alltagshandeln von Fachkräften Sozialer Arbeit und analysierte andererseits ideologiekritisch ihre gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen sowie ihre aktuellen politischen Funktionen. Im Folgenden sollen an zwei Beispielen die Grundzüge der damals geleisteten Sprachkritik verdeutlicht werden.

Die in dem Buch „Gefesselte Jugend – Fürsorgeerziehung im Kapitalismus“ durchgeführte Kritik am Begriff „Verwahrlosung“, einem Hauptwort der damaligen Jugendhilfe, zeigt nicht nur, welche normierenden „Fachsprachen“ (psychiatrische, psychologische, medizinische, juristische) an der Herstellung der Bedeutungen des Verwahrlosungsbegriffs beteiligt waren und wie er konkret auf Kinder, Jugendliche und ihre Familien angewendet wurde, sondern auch seine gesellschaftlichen Konstitutionsbedingungen und wie er durch wissenschaftliche Begründungen (z.B. der sog. Verwahrlosungsforschung) zur ideologischen Rechtfertigung der Jugendhilfepraxis beitrug. An der Sprache ansetzend, wurden die in der Jugendhilfe- und Justizpraxis normierten und von der Forschung

„bestätigten“ sog. „Auffälligkeitskriterien“ untersucht, die sich im Laufe von gut siebzig Jahren in Theorie und Praxis der Jugendhilfe herausgebildet hatten. Es handelte sich um acht „Auffälligkeitstypen“ (wie Umhertreiben, Eigentumsdelikte, sexuelle Auffälligkeit etc.) und ihnen jeweils zugeordnete „Merkmale“, aus deren Auftreten und Häufigkeit bei einem Jungen oder einem Mädchen (mit geschlechtsspezifisch unterschiedlicher Verteilung und Bewertung) seine/ihre „drohende Verwahrlosung“ bzw. der Grad der „bereits eingetretenen Verwahrlosung“ abgeleitet wurden. Es konnte aufgeklärt werden, warum diese „Auffälligkeiten“ in der Jugendhilfepraxis weithin als „gegeben“ einfach hingegenommen bzw. nicht in Frage gestellt wurden und wie sie dazu dienten, bestimmte „Maßnahmen“, z.B. die Anordnung von „Fürsorgeerziehung“ und „geschlossener Unterbringung“ zu begründen, d.h. sie ideologisch zu rechtfertigen.³⁹ Bestrebungen, den diskriminierenden „Verwahrlosungsjargon“ durch neue Worte/Begriffe mit einem wissenschaftlichen „Anstrich“ zu mildern, wie etwa „Devianz“ statt „Kriminalität“ oder „Dissozialität“ statt „Verwahrlosung“, wurden als Versuche bewertet, „durch die Erfindung neuer, scheinbar ‚wertfreier‘ Wörter“ gesellschaftlich bedingte reale Erscheinungen als „Sprach- und Kommunikationsprobleme“ zu erklären und sie mit einer Veränderung der Sprachpraxis quasi „aus der Welt zu schaffen“.⁴⁰ Heute hat diese Praxis bei den BefürworterInnen von „Geschlossener Unterbringung“ und „Freiheitsentziehenden Maßnahmen“, die von ihnen „verbindliche Unterbringung“ oder „pädagogisch-therapeutische Intensivbetreuung“ genannt werden, wieder Konjunktur.

In dem Buch „Da weitere Verwahrlosung droht ...“ wird anhand von Inhaltsanalysen von Jugendamtsakten gezeigt, wie mit der (geschriebenen) Sprache der beteiligten Institutionen, (Vermerke, Protokolle, Berichte, Gutachten, Mitteilungen an „KlientInnen etc.) „Sozialbiographien“ konstruiert werden. Im Vorwort schreiben die Autoren: „Es sind keine üblichen Biographien, die Ergebnisse der Recherchen von unterschiedlichen, mehr oder weniger zuverlässigen Informationsquellen sind. Es sind auch keine Lebensläufe, wie die Betroffenen sie selbst schreiben. Es sind Lebensläufe aus der Perspektive der Gesellschaft, entscheidend mitgestaltet und aufgezeichnet durch ihre beauftragten Institutionen.“⁴¹

39 Vgl. Autorenkollektiv, 1971, Gefesselte Jugend – Fürsorgeerziehung im Kapitalismus, Frankfurt/M., S. 72ff. (Kapitel: „Verwahrlosungs- und Kriminalitätsmerkmale in ihrer historischen und klassenspezifischen Bestimmung“).

40 A.a.O., S. 68.

41 Aich, Prodosch, Hrsg., 1973, Da weitere Verwahrlosung droht ... – Fürsorgeerziehung und Verwaltung, Reinbek bei Hamburg.

Die „beauftragten Institutionen“ waren: Jugendamt, Sozialamt, Gesundheitsamt, Psychiatrie, Polizei, Gerichte, aber auch sog. Sozialisationsinstanzen wie Schulen und Kirchen. Die ideologie- und sprachkritische Untersuchung der „geschriebenen Sprache“ der an der Konstruktion des Verwahrlosungsbegriffs beteiligten Institutionen konnte zeigen, dass nicht die subjektive Motivation der Fachkräfte ihr berufliches Handeln (i.d.R. Hilfe und Unterstützung) vorwiegend bestimmt, sondern die gesellschaftliche Funktion der Institutionen, in denen und für die sie arbeiten. Aus ihrem Arbeitsverhältnis resultiert eine permanente strukturelle „Nötigung“, das eigene Bewusstsein von ihrem Handeln mit den „offiziellen“ ideologischen Begründungen über Auftrag und Funktion Sozialer Arbeit in Übereinstimmung zu bringen.

Diese Beispiele zeigen, dass Fachkräfte der Sozialen Arbeit den „heimlichen Lehrplan“ der Institutionen, der diesen bzw. ihren RepräsentantInnen meist selbst „verborgen“ ist⁴² mit Hilfe ideologiekritischer Sprachkritik erkennen können, was eine wichtige Voraussetzung für eine (gemeinschaftliche) alternative Praxis, für eine kritische Soziale Arbeit ist.

Der „Rückenwind“ der durch die 68er Revolte ausgelösten Gesellschaftskritik ermöglichte die Ausbreitung ideologiekritischer Sprachkritik in verschiedenen Bereichen Sozialer Arbeit über die zur „Revolte“ gehörenden Gruppierungen (z.B. die Spektren der Zeitschriften „Erziehung und Klassenkampf“, „Info Sozialarbeit“ – aus dem heraus die „Widersprüche“ entstanden –, „Berliner Heim- und Erzieher-Zeitschrift/HEZ“) hinaus. In den 70er Jahren entwickelte sich eine sprachkritische Praxis, für die hier beispielhaft der Beitrag „Verwahrlosung – Sprache und Interaktion in Systemen sozialer Kontrolle“ in der Zeitschrift „Neue Praxis – Kritische Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik“ genannt werden soll.⁴³

42 Im Sinne des Marx'schen Ideologiebegriffs vom „Falschen Bewusstsein“ und seiner Weiterentwicklung durch die „Frankfurter Schule“. Vgl. dazu den Aufsatz von Max Horkheimer „Ideologie und Handeln“ in: Ders. 1985, Gesammelte Schriften Bd. 7, S. 11ff. und die Ausführungen Adornos in „Logik der Sozialwissenschaften“ in: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, Neuwied und Berlin 1969, S. 125ff.

43 Manfred Clemenz, Wolfgang Habicht, Beate Rudolph, „Verwahrlosung Sprache und Interaktion in Systemen sozialer Kontrolle – Aus einem Forschungsprojekt zur Genese sozialer Auffälligkeit (Teil 1) in: Neue Praxis, Neuwied, 7. Jahrgang 1977, Heft 2, S. 152ff.

Als es in den 80er Jahren, nicht zuletzt durch die radikale Kritik der „langen 68er Jahre“⁴⁴, in maßgeblichen Bereichen Sozialer Arbeit, vor allem in der Kinder- und Jugendhilfe, umfangreiche Reformen gab, vererbte die breite gesellschaftskritische Auseinandersetzung mit Sozialer Arbeit. Damit ging auch das Bewusstsein für die Notwendigkeit, nicht nur einer ideologiekritischen Sprachkritik, sondern für Sprachkritik überhaupt, weitgehend verloren. Eine Ausnahme bildete die mit den parlamentarischen Beratungen für die Neufassung des Betäubungsmittelgesetzes (das jetzt geltende BtMG trat am 1.1.1982 in Kraft) um 1980 einsetzende radikale Kritik am Vokabular des „Drogenmissbrauchs“.⁴⁵ Als der mit der Veröffentlichung der „Psychiatrieenquete“ des Bundestages (1975) angestoßene Reformprozess in der Psychiatrie Ende der 80er Jahre scheinbar zu einem Abschluss gekommen war und mit der Ablösung des „Jugendwohlfahrtsgesetzes“ (JWG) durch das „Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG/SGB VIII) 1990/91 der Verwahrlosungsbegriff, die Fürsorgeerziehung und die Geschlossene Unterbringung (abgesehen von der auf so. Notfälle zeitlich begrenzten und richterlich kontrollierten „Inobhutnahme“) ersatzlos gestrichen waren, schien die Sprachkritik der 70er Jahre ihre historische Aufgabe erfüllt zu haben. Die Erinnerung daran schien in „Profession und Disziplin“ weitgehend in einer Sozialstaats- und Professionalisierungseuphorie untergegangen zu sein.

Kritik der „Ökonomisierung“ als Fokus der „neuen“ Sprachkritik

Nach dem Untergang der „real-sozialistischen“ Staaten in Europa wurde durch die sog. neoliberale Wende in der Wirtschafts- und Sozialpolitik die Sozialstaats-Euphorie in den 90er Jahren zunehmend gedämpft und schlug spätestens um das Jahr 2000 in die Klage der Demontierung des Sozialstaats durch die „Ökonomi-

44 Bezeichnung von HistorikerInnen für diese Epoche der weltweiten Gesellschaftskritik, die in der westdeutschen Bundesrepublik durch die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und seiner „Aufarbeitung“ eine spezifische Ausrichtung bekam.

45 Vgl. dazu diverse Texte in meinen Büchern „Drogen und Kolonialismus“, 1991, „Plädoyer für das umherschweifende Leben“, 1995, „Rückblicke auf ein sozialpädagogisches Jahrhundert“, 1999, alle Frankfurt/M., sowie die Zeitschrift „Akzept“ des Bundesverbandes für akzeptierende Drogenarbeit und humane Drogenpolitik, den von „Akzept“ herausgegebenen Band „Leben mit Drogen – Akzeptierende Drogenarbeit als Schadensbegrenzung gegen repressive Drogenpolitik“, Berlin 1991, sowie alle Kongressberichte von „Akzept“, um hier nur einige aus der großen Fülle der Publikationen zu nennen, in denen die sprachkritische Auseinandersetzung mit der dominanten Drogenpolitik stattfand.

sierung Sozialer Arbeit“ um. Im Vorwort zur 5. Auflage ihres „Wörterbuches“, in dem sie die Folge seiner sieben Auflagen von 1980 bis 2012 als „Zeitspiegel“ bezeichnen, schreiben Kreft/Mielenz, dass „die ‘Ökonomisierung der Sozialen Arbeit’ endgültig seit den 1990er Jahren das fachliche Handeln stark“ beeinflusse, in Teilen sogar dominiere.⁴⁶ Die Formulierung „Ökonomisierung der Sozialen Arbeit“ bringt die Auffassung eines großen Teils der Professionellen zum Ausdruck, es handle sich dabei um einen der Sozialen Arbeit von fremden Kräften/Mächten aufoktroierten Prozess, mit dem das „Eindringen einer feldfremden Logik (Marktlogik) in den Sozialsektor“⁴⁷ einhergehe. Schon um 1990 wurde in ersten Veröffentlichungen vor einer „Verbetriebswirtschaftlichung“ Sozialer Arbeit gewarnt, die nicht nur ihre Organisation und Finanzierung entscheidend verändern werde, sondern durch die damit einhergehende Implementierung der betriebswirtschaftlichen „Logik“ auch das Denken der Professionellen und damit ihre Sprache/ihr Sprechen und ihr Handeln beeinflusse und, wenn dieser Prozess nicht gestoppt werden könne, nachhaltig verändern werde. Diese Sichtweise war der Ausgangspunkt für eine „neue“ Sprachkritik, die die Verteidigung des „Eigenen“ Sozialer Arbeit gegen die behauptete „feindliche Übernahme“ durch die Agenten und Agenturen der betriebswirtschaftlichen „Ökonomisierung“ zum Ziel hatte. Soziale Arbeit wurde also als Objekt fremder Einflussnahme, als „Opfer“ einer ihrem „Wesen“ fremden neoliberalen Marktwirtschaft beschrieben. In einem frühen Beitrag zur „Ökonomisierung des Sozialen“ (geschrieben 1997, veröffentlicht 1999) habe ich mich selbst an diesem auf falschen Prämissen beruhenden „Ökonomisierungslamento“ beteiligt. Zwar habe ich die „Ökonomisierung“, die „Übertragung von ‘Marktgesetzen’ und betriebswirtschaftlicher Rationalität auf die Soziale Arbeit“ auf die neo-liberale „Modernisierung“ des Kapitalismus zurückgeführt, diesen Prozess aber doch als der Sozialen Arbeit von außen übergestülpt beschrieben, so als wäre sie selbst nicht Teil und aktiver Faktor dieser „Modernisierung, sondern in erster Linie Betroffene und erst in zweiter Linie Mit-Täterin, weil die „Überstülpung“ mit Bereitschaften zur „Übernahme“ korrespondieren konnte. Zwar habe ich die Geschichte Sozialer Arbeit auch in jenem Beitrag nicht idealisiert, die Gewichtungen in ihrer Dialektik von Herrschaft und Emanzipation bezogen auf die „Reformepoche“ der 70er/80er Jahre aber doch

46 Kreft/Mielenz, 2005, Wörterbuch Soziale Arbeit, Vorwort, Weinheim.

47 Vgl. Kessl, Fabian, Ökonomisierung, in: Schröer, Struck, Wolff, Hrsg., 2002, Handbuch Kinder- und Jugendhilfe, Weinheim und München, S. 1113ff. Der Stichwortartikel vermittelt einen komprimierten Überblick über Ursachen, Stand und Diskussion der „Ökonomisierung“ um das Jahr 2000 und die damalige Diskussion.

mehr, als es tatsächlich zutraf, in Richtung „Emanzipation“ verschoben und als „Errungenschaften“ gesichert gesehen. Das war zweifellos eine Idealisierung. Ich schrieb damals:

„Die Dramatik der gegenwärtigen Entwicklung besteht m.E. darin, daß mit der Übernahme eines Denksystems und einer komplexen Begrifflichkeit aus einer anderen gesellschaftlichen Sphäre in die Soziale Arbeit deren relative Eigenständigkeit und spezifischen Sichtweisen verspielt werden. Damit geht auch die Möglichkeit des kritischen Gegenüber zu den dominanten wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Kräften verloren, deren Wirkungen auf die Lebensbedingungen vieler Menschen und auf die kulturelle Entwicklung insgesamt von der Sozialen Arbeit der 70er/80er Jahre immer kritisch betrachtet wurden. Mit Bedacht sage ich ‘verspielt’, weil die Zumutungen der betriebswirtschaftlichen Logik in allen Bereichen und auf allen Ebenen der Sozialen Arbeit von vielen, von allzu vielen AkteurInnen in Theorie und Praxis mit einer merkwürdigen Euphorie, die den skeptischen Beobachter an masochistische Formen der Selbstaufgabe erinnert, begrüßt und aufgenommen werden.“⁴⁸

Dieser „halben“ Analyse entsprach es, dass ich die „neue Sprache“ der „Ökonomisierung“, die in Wirklichkeit ja eine uralte ist, als eine den Fachkräften Sozialer Arbeit einerseits aufgezwungene und andererseits bereitwillig übernommene, jedenfalls aber ihre „eigene“ Sprache gefährdende, beschrieben habe. Mein damaliges Fazit lautete:

„Die Auffassung, daß Soziale Arbeit im Wesentlichen aus kommunikativen Prozessen mit offenem Ausgang besteht, die, neben der unmittelbaren Hilfe/Unterstützung für in Not geratene Einzelne, immer auch eine Option auf die strukturelle Verbesserung der Lebensbedingungen ihrer Adressaten, mit dem Ziel sozialer Integration und Gerechtigkeit haben soll, hat sich erst in den 80er Jahren auf einer breiten Ebene als Konsens in der Theorie durchgesetzt [...]. Mit der Einführung des ‘Neuen Steuerungssystems’ wird dieser Konsens schon wieder infrage gestellt, bevor er in der Praxis auf breiter Ebene realisiert werden konnte.“⁴⁹

In der Einleitung zu meinem Buch, in dem dieser Text abgedruckt ist, hab ich geschrieben:

„Die Beiträge in diesem Buch sind Versuche, mir und anderen die Ambivalenzen von Theorien, Organisationen und Handelnden in der Sozialen Arbeit bewußt zu machen. Soweit sie sich mit historischen Ereignissen befassen, verstehe ich sie als

48 Kappeler, Manfred, Über den Zusammenhang von Sprechen, Denken und Handeln – neue Sprachregelungen im Kontext der Ökonomisierung von Sozialarbeit und Sozialpädagogik, in: Ders., 1999, Rückblicke auf ein sozialpädagogisches Jahrhundert – Essays zur Dialektik von Herrschaft und Emanzipation im sozialpädagogischen Handeln, Frankfurt/M., S. 343ff.

49 A.a.O., S. 354f.

Beitrag zu einer kritischen Reflexion der Berufsgeschichte, in der es meines Erachtens nicht um die Stiftung einer wie auch immer verstandenen 'positiven Berufsidentität' gehen sollte, sondern um den Versuch der Selbst-Aufklärung mit dem Ziel, soweit es irgend möglich ist, politische Zumutungen zurückzuweisen, die Gefahren von Verstrickungen und Komplizenschaft in und mit Herrschaftsinteressen zu erkennen, damit das eigene professionelle Handeln gegenüber den Forderungen einer an der Würde des Menschen orientierten Ethik verantwortet werden kann.⁵⁰

Diesem selbstgesetzten Anspruch bin ich mit meinem Beitrag zu den Auswirkungen der „Ökonomisierung“ auf Sprechen, Denken und Handeln von Professionellen in „der“ Sozialen Arbeit nur „halb“ gerecht geworden. Insofern ist meine heutige Kritik an der gegenwärtig in der Sozialen Arbeit dominierenden Kritik der „ökonomisierten Sprache“, auch eine (späte) Selbstkritik an meinen eigenen Auffassungen, wie ich sie am Beginn des Ökonomisierungsdiskurses Mitte der 90er Jahre veröffentlicht habe.

Diese Auffassung werden heute von vielen sich kritisch verstehenden Professionellen, oft in versimplifizierter und geschichtsklitternder Weise, in unterschiedlichen „Feldern“ Sozialer Arbeit noch immer vertreten und gewinnen zunehmende Aufmerksamkeit und Akzeptanz. Fabian Kessl hatte dagegen schon früh auf die Mittäterschaft von Professionellen in Theorie und Praxis Sozialer Arbeit hingewiesen. Zwar sahen sie den Ökonomisierungsprozess als „Implementierungsprozess 'reiner' betriebswirtschaftlicher Instrumente und Methoden“, schrieb er, befürworteten aber „gleichzeitig die 'Umdeutung' des Prozesses i.S. einer Bestimmung von Qualitätskontrollmethoden oder der Beschreibung von Leistungsmerkmalen i.S. der Kinder- und Jugendhilfe“.⁵¹ Während in den Zeiten des „funktionierenden Sozialstaats“ die „Gemeinwirtschaft“ als Teil Sozialer Arbeit galt, wurde nun ihre betriebswirtschaftliche Organisation und bürokratische Verwaltung unter dem Schlagwort „Sozialwirtschaft“ als ein ihr nicht zugehöriges fremdes System aufgefasst und die dort arbeitenden Professionellen quasi zu AgentInnen der „Ökonomisierung“ und zu TrägerInnen der „betriebswirtschaftlichen Logik“ umdefiniert, die sie mit den Mitteln ihrer „Steuerungsmacht“ der Sozialen Arbeit aufzudrücken versuchten. Primär davon betroffen sei das „Fußvolk“ der PraktikerInnen, die als die „eigentlichen“ SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen im „Feld“ allen anderen Professionellen, vor allem den im „Management“ der Organisationen und Institutionen arbeitenden, gegenübergestellt wurden. In dieser Sichtweise wird die Soziale Arbeit auf die unmittelbare Arbeit „mit und

50 A.a.O., S. VII.

51 Kessl, Fabian, Ökonomisierung, in: Schröer/Struck/Wolff 2002, a.a.O., S. 1113ff.

für die AdressatInnen“ reduziert. Praxis wird zu einem Prädikat, das allein der Tätigkeit der FeldarbeiterInnen zugesprochen wird. Die eigene Beteiligung an den im Begriff der Ökonomisierung zusammengefassten negativen Auswirkungen auf die Arbeitsbedingungen von Professionellen und die Unterstützungs- und Beteiligungsmöglichkeiten für die AdressatInnen, die es zweifelsfrei gibt, wird durch diesen „bereinigten“ Begriff von Sozialer Arbeit ausgeblendet. In der Geschichte Sozialer Arbeit kam es zu solchen „Umdeutungen“ immer dann, wenn die „Profession“ die eigene Verantwortung bzw. Mit-Verantwortung für Entwicklungen mit negativen bis schrecklichen Auswirkungen für die auf Soziale Arbeit angewiesenen und/oder ihr ausgelieferten Menschen nicht übernehmen wollte. So wurde und wird in der Eigen-Geschichtsschreibung die schon in den Anfängen Sozialer Arbeit zu erkennende eugenische Ausrichtung, die mit einer exzessiven Verwendung des erbbiologischen und rassehygienischen Vokabulars einherging, als eine ihr von außen aufgezwungene dargestellt. Ende der 20er Jahre hatte diese Entwicklung in der Sozialen Arbeit bereits die Grundzüge einer sozialrassistischen Bevölkerungspolitik ausgeprägt, auf deren Bahnen sie sich weitgehend widerspruchslos in den NS-Staat integrierte. Das eugenische/rassehygienische Denken und die Praktiken der sog. Erbgesundheitspflege, so wurde behauptet, hätten nicht zum ethischen, ausschließlich am Wohl der ihr anvertrauten Menschen orientierten Selbstverständnis der Sozialen Arbeit gehört, das christlichen, humanistischen und sozialistischen Menschenbildern verpflichtet sei.⁵² Ähnliche Argumente wurden in den vergangenen Jahren gegen die Initiative ehemaliger Heimkinder zur Aufklärung der entwürdigenden und zerstörerischen Erziehungspraktiken in Heimen der Jugendhilfe von Funktionären ihrer öffentlichen und freien Träger vorgetragen. Nicht das System Heimerziehung und seine gesellschaftliche Funktion habe diese „Verfehlungen“ zu verantworten, sondern einzelne, für die erzieherische Arbeit nicht geeignete Fachkräfte.⁵³

Als exemplarisch für die Kritik der angeblich von außen den Professionellen in der Sozialen Arbeit im Prozess ihrer „Ökonomisierung“ aufgezwungenen Sprache, habe ich aus einer Fülle einschlägiger Veröffentlichungen Thomas Erlachs Buch „Worte verändern die Welt – Die Macht der Sprache in der ökonomisierten so-

52 Vgl. dazu ausführlich Kappeler, Manfred, 2000, Der schreckliche Traum vom vollkommenen Menschen – Rassenhygiene und Eugenik in der Sozialen Arbeit, Marburg, S. 630ff. (Kapitel: Soziale Arbeit als Ort des klassifizierenden Denkens).

53 Vgl. dazu Kappeler, Manfred, Von der Heimkampagne zur Initiative des Vereins ehemaliger Heimkinder. Über den Umgang mit Vergangenheitsschuld in der Kinder- und Jugendhilfe, in: neue praxis, Lahnstein, 38. Jahrgang 2008, Heft 4, S. 371ff.

zialen Arbeit⁵⁴ ausgewählt. Dieses Buch wird, auch von kritischen AutorInnen, immer wieder zustimmend zitiert. Die in ihm so detailliert und zusammenhängend wie in keinem anderen mir bekannten Text vorgetragenen Auffassungen zur „Sprache der Ökonomisierung“, finden sich in den Begründungen diverser Aufrufe (auch solcher, die vor der Veröffentlichung von Erlachs Buch verfasst wurden) zu Kritik und Widerstand von Professionellen gegen Verschlechterungen, die auf die Auswirkungen der Ökonomisierung zurückgeführt werden.

Mit meiner Kritik an diesen Auffassungen sollen nicht die Motive und Zielsetzungen der AutorInnen verkannt oder gar herabgesetzt werden. Sie sprechen für eine politische Aufbruchstimmung in der Sozialen Arbeit, der ich mich zugehörig fühle, deren Verbreitung unter Professionellen ich wünsche und unterstütze. Dieses immer wieder schwierige Verhältnis von Kritik und Solidarität, dessen Unterschiede zunächst auf der gesellschaftsanalytischen Ebene festzumachen sind, darf und soll nicht zur Verhinderung gemeinsamer politischer Aktionen führen, wie es in den 60er/70er Jahren immer wieder geschehen ist.⁵⁵ In diesem Sinne sollten meine Ausführungen zur aktuellen Sprachkritik gelesen werden.

Dass Erlachs Buch von berufspolitisch orientierten SprachkritikerInnen als Grundlagentext zum Thema Sprache in der Sozialen Arbeit! aufgefasst wird, liegt m.E. nicht zuletzt daran, dass es als Resultat empirischer Sozialforschung zu den Folgen der Ökonomisierung gelesen wird. Erlach geht davon aus, dass es „ohne Zutun der Profis“ durch die Ökonomisierung im „Sozialbereich“ einen „großen Umbruch“ gegeben habe, der „die soziale Arbeit massiv verändert“ habe.⁵⁶ In diesem Veränderungsprozess hätten sich neue Begriffe aus dem „betriebswirtschaftlichen Controlling“ in die Soziale Arbeit „eingeschlichen“, „bei deren Verwendung die Profis ein ungutes Gefühl beschleicht.“ Mit den „neuen Begriffen“ könne Soziale Arbeit „nicht mehr so beschrieben werden, wie es bisher geschah. Die Geldgeber drängen sehr darauf, diese neuen Wörter zu verwenden. In den Belegschaften herrscht ein diffuses Gefühl des Manipuliertwerdens, das noch nicht ‚greifbar‘ geworden ist. Zudem ist auffällig, dass vonseiten der Geldgeber mit Nachdruck an der Einführung der neuen Begriffe gearbeitet wird.“⁵⁷ Folgende

54 Erlach, Thomas, 2009, Worte verändern die Welt – Die Macht der Sprache in der ökonomisierten sozialen Arbeit, Neumünster.

55 Vgl. dazu Kappeler, Manfred, Kritische Soziale Arbeit, Biografie und Zeitgeschichte, in: Anhorn et al., 2012, a.a.O., S. 271ff.

56 Erlach, Thomas, 2009, Worte verändern die Welt – Die Macht der Sprache in der ökonomisierten sozialen Arbeit, Neumünster, S. 9ff.

57 Ebenda.

Formulierungen, die in unterschiedlichen Varianten immer wieder vom Autor verwendet werden, finden sich über den ganzen Text verteilt: „Es ist wohl einzigartig im Sozialbereich, dass eine bestimmte Sprache durch Zwang eingeführt wird. Vielleicht sogar einzigartig für die moderne Demokratie.“ „Den Profis wird auferlegt, Teile der betriebswirtschaftlichen Fachsprache in die Fachsprache der sozialen Arbeit zu integrieren.“ „Die Sprache der sozialen Arbeit ist eine andere wie die der Betriebswirtschaft.“ „Die ökonomisierte Sprache im Sozialbereich führt zur Abbildung einer schönen Fassade. Es wird der Schein einer guten sozialen Arbeit erzeugt.“⁵⁸ Die Ökonomisierung im Sozialbereich wurde nach Erlach von den Regierungen „über unsere Köpfe hinweg“ durchgeführt: „Keiner hat uns je nach unserer Meinung gefragt. Es interessiert scheinbar niemanden, dass wir als unmittelbar Betroffene gegen die flächendeckende Ökonomisierung des Sozialbereichs sind.“⁵⁹ Erlach setzte in seinem „Interviewleitfaden“, mit dem PraktikerInnen nach ihren Erfahrungen mit der Ökonomisierung“ befragt wurden, voraus, dass Soziale Arbeit „früher“ selbstbestimmt ihre eigenen Ziele verfolgen konnte. Er fragte: „Was hat sich im Vergleich zu früher an der sozialen Arbeit verändert?“⁶⁰ Der wesentliche Referenzrahmen „Früher“ wird weder zeitlich noch inhaltlich näher bestimmt. In vielen Textpassagen wird aber deutlich, was damit gemeint ist: „Während bisher nach dem Motto: ‚Der Weg ist das Ziel‘ gearbeitet wurde, wird in der industrialisierten sozialen Arbeit ergebnisorientiert gearbeitet.“⁶¹ „Der Begriff Qualitätssicherung wird verbunden mit Kürzungen der Angebote und einem Zurückschrauben einer vormals hohen Qualität auf ein niedrigeres Niveau.“ „Empowerment war bisher ein wichtiger Grundsatz der sozialen Arbeit. Es war damit ein durchaus politischer Anspruch verbunden, die Betroffenen wieder ins eigene und gemeinsame Handeln zu bringen.“⁶² „Der bisher gültige Ansatz definierte eine Verantwortung der Gesamtgesellschaft für Randgruppen, notleidende, kranke und alte Menschen. [...] Anstelle der Solidarität tritt die Kostenwahrheit.“ „Bis vor kurzem gehörte der gesellschaftspolitische Anspruch sozialer Arbeit zu den Grundsätzen dieser Arbeit.“ Die „Anpassung der Einstellung“ der MitarbeiterInnen an die „neuen Prämissen“ führe zu dem „Aufgeben bisheriger Überzeugungen.“ „Anstelle der bisherigen fachlich inhaltlichen Be-

58 A.a.O., S. 130f.

59 A.a.O., S. 45f.

60 Der Autor wechselt zwischen den Schreibweisen „soziale Arbeit“ und „Soziale Arbeit“ hin und her.

61 A.a.O., S. 78.

62 A.a.O., S. 85.

schreibung der Beziehungsarbeit reduziert sich die Beschreibung auf die Quantität der verwendeten Instrumente.“ (Alle Hervorhebungen M.K.) Für seinen Versuch, die „Ökonomisierung“ zu erklären, benutzt Erlach die konstruktivistische Figur von den „Wirklichkeiten erster und zweiter Ordnung“, nach der die der ersten Ordnung „ausschließlich aus physikalisch messbaren Größen konstruiert“ werde und die der zweiten Ordnung „anhand subjektiver Sinnzuschreibungen in der Beziehung zwischen Menschen.“⁶³ Mit der von den „Geldgebern“ durchgesetzten „Ökonomisierung des Sozialbereichs“ sei eine Umkehrung von der zweiten in die erste Wirklichkeitsordnung erfolgt: „Die soziale Arbeit (wird) nun nach physikalisch messbaren Größen der ersten Wirklichkeit dargestellt, während diese bisher nach Kriterien der zweiten Wirklichkeit beschrieben wurde.“⁶⁴ In konstruktivistischer Sichtweise führt Erlach die Ökonomisierung auf machtgestützte willkürliche Definitionen zurück: „Nun streiten die Profis mit den Geldgebern, wer Recht hat. Die Ökonomisierung des Sozialbereichs ist letztlich auch ein Kampf um ‚Wirklichkeiten‘. Ein Machtkampf, in dem die Geldgeber die Definitionsgewalt darüber, welche Wirklichkeit wirklich sein soll, an sich gerissen haben.“⁶⁵ In diesem Machtkampf seien die „Profis“ von der Demokratie verlassen worden, die ihnen „keine Gestaltungsrechte“ eingeräumt habe. Erlach versteht seinen Forschungsbericht als einen Beitrag zur Bewusstmachung „dieser Prozesse“, die der erste Schritt auf dem Weg zu einer Veränderung sei. Aber kann seine Analyse wirklich diese Bewusstmachung fördern? Mit der von ihm aus den Befragungen von MitarbeiterInnen eines Bereiches Sozialer Arbeit in Österreich zusammengetragenen „Phänomenologie der Ökonomisierung“ konstruierte er seine „Wirklichkeit erster Ordnung“. In dieser „Wirklichkeit“ sind für ihn alle negativen Auswirkungen der Ökonomisierung zusammengefasst. Die Durchsetzung der „Wirklichkeit erster Ordnung“ führt Erlach auf verlorengegangene Definitionskämpfe der „Profis“, die die Soziale Arbeit repräsentieren, mit den „Geldgebern“ zurück, die die nicht zur Sozialen Arbeit gerechnete Sozialbürokratie repräsentieren zurück. Opfer dieser Niederlage sind die „Profis“ und ihre „KlientInnen“, Sieger sind die „Geldgeber“. Warum diese über das Geld und die mit ihm verbundene Macht verfügen, wird in einem Zirkelschluss mit dem „betriebswirtschaftlichen Denken“ der Geldgeber erklärt, das zu der beklagten „Verbetriebswirtschaftlichung“ des „Sozialbereichs“ geführt habe, mithin zu seiner

63 A.a.O., S. 147 f.

64 Ebenda.

65 Ebenda.

„Ökonomisierung“. So dreht sich die Argumentation im Kreise. Dass Ökonomisierung als Prozess der Anpassung der Verwertungsbedingungen des Kapitals an veränderte Produktionsverhältnisse verstanden werden kann und Soziale Arbeit als Teil dieser Verhältnisse von den Auswirkungen dieser „Anpassungen“, bis hin zur in ihr gesprochenen und geschriebenen Sprache, notwendigerweise davon tangiert ist, hat der Autor nicht gesehen. So musste die Frage nach den Ursachen der Ökonomisierung in den vulgärökonomistischen Zirkelschlüssen bürgerlicher Nationalökonomien, auf die er sich beruft, gefangen bleiben. Der vom Verfasser vorgeschlagene „Ausweg“ aus diesem „Dilemma“ ist folgerichtig selbst ökonomistisch. Er wünscht sich, dass der Sozialbereich nicht mehr als „Non-Profit-Bereich“ bezeichnet wird, sondern der „volkswirtschaftliche Gewinn durch geleistete soziale Arbeit“ berechnet und als „Gewinn für die Gesellschaft“ ausgewiesen werde. Dieser Gewinn, so Erlach, solle mit dem Begriff „Social-Profit“ als „Überbegriff für den Sozialbereich“ bezeichnet werden, der, im Unterschied zum „Non-Profit-Begriff“, Soziale Arbeit nicht stigmatisiere, sondern ihr gesellschaftliche Anerkennung verschaffe.⁶⁶

In den Ausführungen zu Sprache, Denken und Handeln geht der Autor vom „linguistischen Relativitätsprinzip“ Benjamin Lee Whorfs aus, das zu seiner Auffassung von den Ursachen der Ökonomisierung passt. Danach wird „die Beschreibung der Welt vom sprachlichen Kontext“ des jeweiligen Sprechers/der Sprecherin bestimmt: „Nur wenn die linguistischen Hintergründe ähnlich sind, kann aus den gleichen Sachverhalten ein gemeinsames Weltbild entstehen. Dieses Prinzip liefert eine gute Erklärung dafür, warum der Kundinnen- und Kundenbegriff und die damit verbundenen Folgen von den Geldgebern so passend empfunden werden und von den Profis eben nicht. Die Ursache liegt in den unterschiedlichen sprachlichen Hintergründen und Intentionen, aus denen Beschreibungen entwickelt werden. Die Sprache der sozialen Arbeit ist eine andere als die der Betriebswirtschaft, wie sie vom Geldgeber verwendet wird.“⁶⁷ Alle sprachkritischen Ausführungen Erlachs beruhen auf diesem Prinzip Whorfs. Damit kann er zwar auf der phänomenologischen Ebene Veränderungen von Sprache und Sprechen der Professionellen im Kontext der Ökonomisierung beschreiben, erklärt diese aber konstruktivistisch als durch Sprache verursacht, so dass er die „Lösung des Problems“ wiederum in einer bewussten Veränderung der Sprache, mit der Soziale Arbeit beschrieben wird, sieht: „Es wird in nächster Zeit darum gehen, das

66 S. 78f.

67 A.a.O., S. 116f.

betriebswirtschaftliche Denken in der sozialen Arbeit durch volkswirtschaftliches Denken zu ersetzen.“⁶⁸ Der Autor unterstellt, dass es vor der „Ökonomisierung“ eine sich selbst definierende selbstbestimmende Soziale Arbeit gegeben habe, deren Professionelle ihr „klientenzentriertes“ Handeln mit einer eigenen Sprache, der Sprache der Sozialen Arbeit zutreffend und angemessen beschreiben konnten. Daher gibt es für ihn auch keinen Anlass, sich mit den tradierten, das Selbstverständnis dieses „helfenden Berufes“ widerspiegelnden Begriffen und ihrer Verwendung in Theorie und Praxis/in Praxis und Theorie, im gesprochenen und geschriebenen Wort, kritisch zu befassen. Für ihn sind die „Profis“ keine „Sprachtäter“, sondern ausschließlich „Sprachopfer“, selbst dort noch, wo sie die von ihm kritisierte Sprache, weil gezwungener Maßen, selbst sprechen.

Der Autor hat mit seinem Buch mithin, ohne es zu merken, das Gegenteil von dem gemacht, was er vorhatte: Statt die Professionellen für die Bedeutungen und die Wirkungen der von ihnen gesprochenen und geschriebenen Sprache zu sensibilisieren, hat er sie mit der Orientierung auf eine angeblich dem „Sozialbereich“ aufgezwungene, ihn quasi kolonisierende Sprache von der kritischen Selbstreflexion des eigenen Sprechens, der von ihnen verwendeten Sprache, abgebracht, sofern sie sich durch die Lektüre seines Sprachkritik versprechenden Buches beeinflussen lassen:

„Das diffuse Gefühl des Manipuliertwerdens, das die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verspüren, ist insofern berechtigt, als dass diese sprachlichen Veränderungen, die durch Druck und Zwang der Geldgeber und der Leitungen über die Köpfe der Profis hinweg vorangetrieben werden, bei diesen unbewusste Wirkungen zeigen. Durch die neu implementierten Begriffe kommt es dazu, dass sich die Gedanken der Profis nach dem Modell von Benjamin Lee Whorf in einer neuen Linie aufreihen und so ein anderes Bild der sozialen Arbeit entsteht. Die ökonomisierte Sprache im Sozialbereich bildet eben genau die ökonomisierte soziale Arbeit ab und sonst nichts.“⁶⁹

In diesen Ausführungen zeigt sich, nebenbei bemerkt, auch die mechanistische Sicht Erlachs auf den Zusammenhang von Sprechen, Denken und Handeln, von dessen Dialektik er keinen Begriff hat.

Das alles endet zuletzt in einem moralisch empörten Appell: „Die soziale Arbeit wurde entwertet und ist nun, nach Einschätzung der Profis, der Mülleimer der Gesellschaft. Wenn die soziale Arbeit der Gesellschaft nicht mehr wert ist, dann finden die Profis es als Aktion reizvoll, sich zu weigern, den Wahnsinn zu entsorgen, sondern im Gegenteil, der Gesellschaft ihren Wahnsinn zurückzugeben. Wenn die

68 A.a.O., S. 192f.

69 A.a.O., S. 190.

soziale Arbeit anstelle der Integration der Betroffenen in die Gesellschaft lediglich deren Kontrolle und Verwaltung zum Ziel hat, dann wollen sich die Profis nicht zu Mitschuldigen machen lassen.“⁷⁰ Dass dieses Buch geschrieben werden konnte, ist kein Problem. Dass es seit seinem Erscheinen von vielen sich ideologie- und sprachkritisch verstehenden AkteurInnen in „der“ Sozialen Arbeit als grundlegend für die kritische Analyse der in ihr gesprochenen Sprache gelesen, zitiert und empfohlen wird, wirft ein Licht auf den gesellschaftskritisch-analytischen Mangel der gegenwärtig dominanten Sprachkritik, und das ist wirklich ein Problem, wenn man kritische Sprachkritik als Praxis kritischer Sozialer Arbeit auffasst.

Thomas Erlach hat die seiner „Forschung“ zugrunde liegenden Sichtweisen/Auffassungen nicht erfunden, sondern sie sich und anderen mit seinen „Forschungsergebnissen“ lediglich bestätigt, was an „Ökonomisierungskritik“ im Schwange und überall zu lesen war. Nicht zuletzt, wie bereits gesagt, ziehen sie sich durch die Aufrufe und Stellungnahmen der meisten Organisationen/Bündnisse, die zum Widerstand gegen die „Ökonomisierung der Sozialen Arbeit“ aufrufen. Sie bestimmen mithin auch das Nachdenken über Sprache und Sprechen und die Sprachkritik, die sich in der Markierung und Ablehnung der „betriebswirtschaftlichen Terminologie“ erschöpft.

Auch die aktuellste Veröffentlichung zur „Ökonomisierung“ geht bezogen auf Sprachkritik in „der“ Sozialen Arbeit über die hier kritisierten Auffassungen nicht hinaus. In dem Sammelband „Soziale Arbeit in der Ökonomisierungsfalle“⁷¹ werden von verschiedenen Autoren zwar kapitalismuskritische Analysen zu Sozialer Arbeit und Ökonomisierung vorgelegt, in ihnen spielen Sprache und Sprachkritik aber keine Rolle. Konrad Reinisch schreibt immerhin:

„Dass auch die Soziale Arbeit von den Ökonomisierungstendenzen betroffen ist, ist wenig überraschend, und diesen Zusammenhang herzustellen, ist keineswegs neu. Jedoch kann Soziale Arbeit nicht lediglich als ‚Opfer‘ gesellschaftlicher Umstände angesehen werden, zumal sich in der fachlichen Diskussion bereits in den 1990er Jahren Rufe nach einer stärkeren wirtschaftlichen Orientierung finden lassen. [...] Allerdings scheint es notwendig, dass die Anteile der Sozialen Arbeit an den skizzierten gesellschaftlichen Verhältnissen reflektiert werde.“

70 Ebenda.

71 Carsten Müller, Eric Mührel, Bernd Birgmeier, Hrsg., 2016, Soziale Arbeit in der Ökonomisierungsfalle?, Wiesbaden. Die einzelnen Beiträge dieses Buches verdienen sicher eine genauere Befassung, die hier aus Zeit- und Platzgründen nicht geleistet werden kann.

Angesichts dieser Feststellung verwundert es, wenn der Autor im nächsten Satz schreibt: „Die grundlegende These lautet daher, dass Soziale Arbeit Gefahr läuft, aktiv an der Ökonomisierung der Gesellschaft mitzuwirken.“⁷² Nur ein Beitrag beschäftigt sich mit Veränderungen der Sprache im Zeichen der Ökonomisierung.⁷³ Aber auch seine Autoren bleiben Gefangene des Ökonomisierungsparadigmas. Ein von ihnen ausgewähltes Zitat des Schriftstellers Ingo Schulze, aus dem sie in ihren Ausführungen leider keine analytischen Konsequenzen ziehen, trifft allerdings „den Nagel auf den Kopf“ und soll hier abschließend wiedergegeben werden.

„Die Ideologie besteht darin, die Fakten und Tatsachen so aussehen zu lassen, als handele es sich um etwas Gegebenes, naturgesetzlich Vorgefundenes, womit wir uns abzufinden, womit wir uns zu arrangieren haben. Dieser Sprachgebrauch lockt von den politischen, sozialen, ökonomischen und historischen Zusammenhängen und Fragen weg und führt in Gefilde, in denen es keine Infragestellung des Status quo gibt, in denen alle Zwänge, Sachzwänge sind und gegensätzliche Interessen nur an der Oberfläche existieren. Eine Sprache, die aus Geschichte Natur macht, eine Natur, die zu ändern nicht in unserer Macht steht, mit der wir uns zu arrangieren, an die wir uns zu gewöhnen haben.“⁷⁴


Manfred Kappeler, Schmidt-Ott-Str. 11 B, 12165 Berlin

E-Mail: drkappeler@arcor.de

72 A.a.O., S. 161.

73 Horst Börner und Fred Müller, „Wie wir denken, so sprechen wir – wie wir sprechen, so denken wir“, in: Müller et al., a.a.O., S. 131ff.

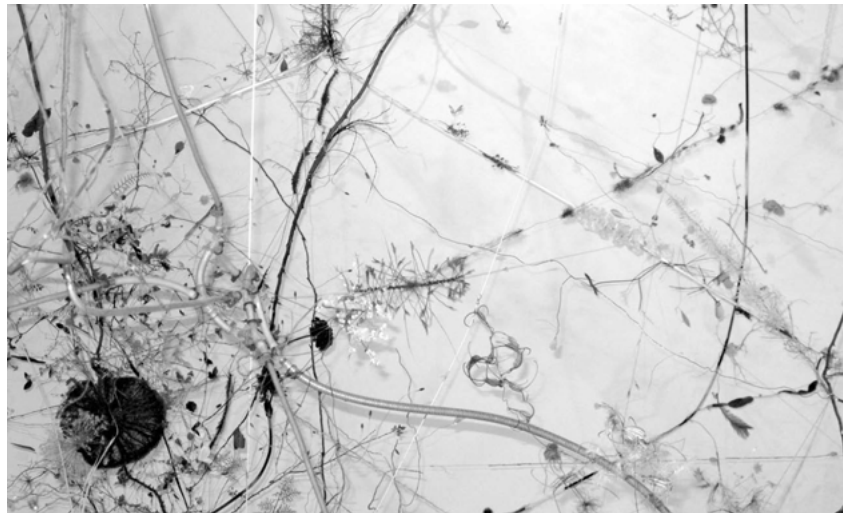
74 Ebenda.



frauen* solidarität
feministisch-entwicklungspolitische
informations- und bildungsarbeit

Bibliothek und Dokumentation
Zeitschrift und Radio
Medien
Frauenrechte und

Blieben Sie informiert mit einem Abo!
Vier Hefte pro Jahr: € 20,- in Österreich,
€ 25,- im Ausland. Bestellungen an:
abo@frauensolidaritaet.org
www.frauensolidaritaet.org



Helga Cremer-Schäfer

Wieder gelesen: Heinz Steinert (1942–2011):

„Widersprüche, Kapitalstrategien und Widerstand oder: Warum ich den Begriff „Soziale Probleme“ nicht mehr hören kann“ (1981) und „Über den Import, das Eigenleben und mögliche Zukünfte von Begriffen: Etikettierung, Devianz, Soziale Probleme usw.“ (2006)

Über das Vokabular der Sozialen Probleme und das diesem Vokabular zugrundeliegende Gesellschafts- und Kritikmodell, hat Heinz Steinert in zwei unterscheidbaren Phasen der kapitalistischen Produktionsweise geschrieben. *Widersprüche, Kapitalstrategien und Widerstand oder: Warum ich den Begriff „Soziale Probleme“ nicht mehr hören kann* fällt in die „Postfordismus“ genannte Übergangsphase zur „neoliberal“ genannten Produktionsweise. Bei der Abfassung des 2006 publizierten Artikels *Über den Import, das Eigenleben und mögliche Zukünfte von Begriffen: Etikettierung, Devianz, Soziale Probleme usw.* waren Folgen (und soziale Kosten) des neoliberalen Umbaus von Gesellschaft und Staat kaum mehr mit dem Vokabular Sozialer Probleme und Sozialer Kontrolle zu fassen.¹ Gleichwohl hat dies die Karriere von Sozialen Problemen als Gegenstand von Soziologie und insbesondere als Gegenstand von Theorien in der Sozialen Arbeit wenig berührt. Der Begriff der Sozialen Probleme entwickelte sich zu einer Art Oberbegriff für den Gegenstand von Theoriebildung und institutionalisierter Praxis im Bereich der Sozialen Arbeit. Die sowohl mit dem Ausbau der europäischen Sozialstaatlichkeit im Fordismus wie mit deren neoliberaler Transformation verbundenen Bezüge

¹ Wenn das institutionalisierte Vokabular der Sozialen Probleme bzw. der interdisziplinär gebrauchte bzw. durch die Tradition der Sozialwissenschaften bestimmte Begriff der Sozialen Probleme gemeint ist, bediene ich mich (wie beim Eigennamen Soziale Arbeit) der Großschreibung und nicht der Begrifflichkeiten anzeigenden „Anführungszeichen“. Die Schreibweise von Heinz Steinert, der „Soziale Probleme“ als Begrifflichkeit mit spezifischen theoretischen und praktisch-politischen Implikationen in Anführungszeichen setzt, habe ich in den Zitaten beibehalten.

zwischen dem Soziale-Probleme-Wissen, der Politik Sozialer Probleme und der Soziologie waren für Heinz Steinert Anlass für Einsprüche. Weder in der postfordistischen Übergangsphase noch in der Phase der neoliberalen Produktionsweise könne ein „naives“ Anknüpfen an die Traditionen von sozialpathologischem und auch modernisiertem Soziale-Probleme-Denken und der entsprechenden Politik praktiziert werden. Auch in modernisierten Formen verknüpft Wissen über Soziale Probleme und eine „bessere“, sich gleichermaßen auf Gesellschaft und Individuum richtende Soziale Kontrolle auf spezifische Weise eine „Politik der Verhältnisse“ mit der „Politik des Verhaltens“. Soziale Arbeit hat eine eigene Verbindung dafür entwickelt (Vgl. Anhorn et al. 2017). Der Topos, Soziale Arbeit habe es zu tun mit *Menschen, die Probleme haben und Probleme machen*, drückt die Verbindung ganz gut aus.

Ich will im Folgenden versuchen, einen Spiegel zu nutzen, den Heinz Steinert (1981 und 2006) der Soziologie vorgehalten hat, um Implikationen zu benennen, die das Kategorisieren von sozialen Konflikten, von Widerständigkeiten der Leute, von Arbeit am Sozialen als ein Soziales Problem mit sich bringt. Es gehört zumindest zu meinen Erfahrungen, dass Begriffe nur begrenzt umdefiniert und durch befreiende Inhalte „besetzt“ werden können. Ich verstehe das „Spiegeln“ und die Textkollage als eine Art Verbraucherberatung. Mögen wir durch den Spiegel den Balken im Auge der Soziologie Sozialer Probleme erkennen, um so auch diverse Splitter im eigenen Auge zu sehen.

Für die Text-Kollage habe ich beiden Aufsätzen von Heinz Steinert Passagen entnommen, die drei Punkte thematisieren: 1. welche Bilder von Gesellschaft und der Herstellung von Ordnung werden von Theorie und Vokabular Sozialer Probleme als Hintergrundwissen mit verbreitet; 2. welche Analysen von Herrschafts- und Ungleichheitsverhältnissen (und ihrer Widersprüche) sind damit (nicht) verbunden; 3. in welchem Zusammenhang werden soziale Konflikte und alltägliche „Kosten“ der fordistischen bzw. neoliberalen Produktionsweise durch das Vokabular der Sozialen Probleme gebraucht. Die von mir eingefügten Übergänge und Kommentierungen der Textpassagen sowie die Hinweise bzw. Anmerkungen zu der (unterschiedlichen) politischen und ökonomischen Situation (und den damit verbundenen Erfahrungen von Intellektuellen) habe ich in den Zitaten in [Klammer] gesetzt. Bei den Überleitungen und Zwischenbemerkungen sind Autor und Kollagen-Bastlerin durch die üblichen Anführungszeichen getrennt und auch sonst an ihrer Sprache unterscheidbar.

Soziale-Probleme-Denken und gesellschaftliche Widersprüche (1981)

Noch vor der Wende zum „*Sozial-Spar-Staat. Operation '82'*“ (so das Schwerpunktthema des Heftes 2 der WIDERSPRÜCHE im März 1982) schreibt Heinz Steinert (1981: 58) „dass das, was in der Soziologie als ‘Soziale Probleme’ gehandelt werde, viel besser unter der gesellschaftstheoretischen Kategorie des ‘Widerspruchs’ gefasst und in der Begrifflichkeit von gesellschaftlichen Konflikten und Auseinandersetzungen analysiert werden könne.“ Der Soziologie Sozialer Probleme, die sich anschickte, eine eigene „Theorie sozialen Wandels“ zu formulieren (und eine wissenschaftliche Sektion innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Soziologie sowie eine Zeitschrift zu gründen), hielt er die widersprüchliche Einheit von Dramatisierung und Verharmlosung von gesellschaftlichen (Ausschluss)Katastrophen und sozialen Kämpfen vor.

So modern der Begriff ‘Soziale Probleme’ ist und so sehr er sich auch in der deutschsprachigen Sozialwissenschaft, in der er eigentlich nichts zu suchen hat, etabliert, so hat er zwei Grundfehler, die in den beiden Wörtern liegen, aus denen er zusammengesetzt ist: „Probleme“ ist einerseits eine Verharmlosung der Absurditäten, Unmöglichkeiten und Grausamkeiten, denen Gesellschaftsformationen ihre Angehörigen aussetzen (man denke etwa an Kriege, Hungersnöte, langdauernde Arbeitslosigkeit, regelmäßige und massenhafte Verkehrstote oder industrielle Vergiftung ganzer Landstriche), und andererseits eine Dramatisierung der geringfügigen Schwierigkeiten und Ärgernisse, die Mitglieder von Gesellschaften anderen bereiten und die ebenfalls unter diesem Stichwort abgehandelt werden (man denke etwa an Homosexualität, voreheliche Liebschaften, Erziehungsschwierigkeiten oder Eigenwilligkeiten der Haartracht). Und das Beiwort ‘Soziale’ impliziert, es handle sich um ‘Probleme’ der Gesellschaft (nicht darum, dass jemand oder etwas einem anderen ein ‘Problem’ bereitet), was wiederum einerseits eine Verharmlosung ist (weil es die Kämpfe wegekamotiert, um die es dabei geht, wenn etwas zu einem ‘Sozialen Problem’ erklärt wird oder nicht und wenn es dann in einer bestimmten Weise angegangen wird (oder nicht) und andererseits eine Dramatisierung (indem es so tut, als wäre alles, was irgendwen stört, gleich eine Gefährdung des gesamten Bestands der bestehenden Gesellschaft und ihrer Funktionsweise). Der Begriff ist damit in erster Linie nicht analytisch, sondern moralisch und politisch (oder unmoralisch und unpolitisch). Mit seiner Scheinobjektivität funktionalistischer Art impliziert er ein ganzes (und ein ganz bestimmtes) Gesellschaftsmodell, das unhistorisch, unspezifisch und abstrakt ist. Er ist mir aus all diesen Gründen zuwider, und ich meine, die Sozialwissenschaften könnten mit Gewinn auf ihn verzichten, jedenfalls als quasi-theoretisches Konzept.

Wenn wir einmal nicht von der Phänomen-Ebene ausgehen, auf der wir feststellen können, dass andauernd irgendwer an irgendwem und irgendetwas Anstoß nimmt und aus diesem seinem Problem ein ‘soziales Problem’ zu machen versucht und dass umgekehrt laufend im Weltmaßstab die ungeheuerlichsten Tragödien und Unerträglichkeiten passieren, die dem Betrachter nur gelegentlich und sonst selten zum ‘Problem’ werden und auch die Ordnung (oder Unordnung) der Weltgesellschaft

nicht platzen lassen; wenn wir vielmehr einmal im Ernst von den grundlegenden Abläufen der Gesellschaft ausgehen, dann können wir wohl nicht umhin wahrzunehmen, dass da laufend von bestimmten Interessen her Initiativen und Offensiven zur 'Verbesserung' der Verhältnisse in ihrem Sinn gestartet werden und dass von anderen Interessen her Widerstand dagegen geleistet wird. Dieser Widerstand ist gewöhnlich doppeldeutig: Er erfolgt im Rahmen nicht selbst gewählter Umstände mit den Mitteln, die in diesem Rahmen zur Hand sind, gegen Teile und Aspekte dieser nicht selbst gewählten Umstände. Insofern ist er immer zugleich auch angepasst. (Steinert 1981: 56f.)

Als Beispiele für Widerstand unter „nicht selbst gewählten Umständen mit den Mitteln, die in diesem Rahmen zur Hand sind“, wählt Heinz Steinert 1981 verschiedene „Erneuerungsbewegungen“ (wie die europäischen Klostergründungen), Moral-Unternehmertum sowie die Aufstände und Rebellionen des 18. und 19. Jahrhunderts. Die Auswahl hängt zusammen mit Erfahrungen, die einer kritischen Wissenschaft verpflichtete Intellektuelle seit Mitte der 1970er Jahre machen konnten: so die Einhegung der libertären und anti-autoritären Protestbewegungen der 1960er und 1970er Jahre, darunter die Kriminalisierung des „linken“ Terrorismus, die damit verbundene Diskreditierung und Ausschließung ihrer „Sympathisanten“ in Wissenschaft, Bildungswesen, Kultur (direkt durch Berufsverbote; mindestens durch Diskreditierungen und Drohungen mit dem „Sicherheitsstaat“), der Umgang mit Hausbesetzungen und Wohnungskampf der 1970er und 1980 Jahre. Zu den Erfahrungen gehörte auch, dass das Politikfeld *Herstellung von Ordnung* selbst nach dem Deutschen Herbst (1977) noch nicht gänzlich homogenisiert schien: So wurden von dem damaligen Innenminister Werner Maihofer (1974–1978) für das Unternehmen „Ursachenforschung Terrorismus“ auch Intellektuelle mit Begutachtungen zu „Protest und Reaktion“² beauftragt, von denen Werner Maihofer als liberaler Rechtswissenschaftler erwartete, dass sie in der Sicherheits- und Innenpolitik (und dem „policing the crisis“ wie Stuart Hall et al. es 1978 formulierten) gegen Politik und gegen Apparate

2 Protest und Reaktion sind die Begriffe, die das Verhältnis von sozialen Bewegungen (und anderen „Illegalitäten“) und den staatlichen bzw. gesellschaftlichen Reaktionen darauf angemessener fassen als „Soziale Probleme und Soziale Kontrolle“. *Protest und Reaktion* lautet auch der Titel des Bandes 4/2 einer seit 1981 vom Bundesminister des Innern herausgegebenen Reihe „Analysen zum Terrorismus“. Herausgeber von *Protest und Reaktion* und Autoren von (unter Mitarbeit von vielen Sozialwissenschaftlern) verfassten Gutachten sind Fritz Sack und Heinz Steinert. Zum Veröffentlichungszeitpunkt war Werner Maihofer („im Zweifel für die Freiheit“) schon 6 Jahre von dem Amt des Innenministers zurückgetreten. 1984 besetzte Eduard Zimmermann das Amt.

ein diskursives Element aufrecht erhalten. Am Beispiel von „Sozialrebellien und Illegalitäten“ („Kriminalität“) erläutert Steinert, dass Begriffe wie „Widerstand, der immer auch angepasst ist“ gesellschaftliche Gründe für soziale Bewegungen und individuelle Widerständigkeiten angemessener erfassen als die Kategorisierung von Illegalitäten als Soziales Problem. Dies nicht zuletzt deshalb, weil der unauflösbare Bezug zur je durchgesetzten Eigentumsordnung herausgearbeitet und nicht, wie im Soziale-Probleme-Denken, verdeckt wird. Heutzutage werden Aufstände und Rebellionen wissenschaftlich zwar kaum mehr im Vokabular der Sozialen Probleme bearbeitet, vielmehr (von Historikern) als Teil der Sozialen Frage behandelt. „Kriminalität“ und andere „Illegalitäten“ gelten jedoch ziemlich automatisch als Soziales Problem und Symptom eines „Kontrollverlustes“ institutionalisierter Herrschaft und gesellschaftlicher „Desorganisation“. Gegen dieses politische und wissenschaftliche Nicht-Erkennen wenden sich die Beispiele von Steinert und sein Begriff von „Widerstand, der gewöhnlich doppeldeutig ist“.

[Widerstand] erfolgt im Rahmen nicht selbst gewählter Umstände mit den Mitteln, die in diesem Rahmen zur Hand sind, gegen Teile und Aspekte dieser nicht selbst gewählten Umstände. Insofern ist er immer zugleich auch angepasst. [...] Zum Beispiel: Die verschiedenen Formen von Kriminalität haben immer auch einen „rebellischen“ Aspekt, indem sie die Unmöglichkeit ausdrücken, in einer bestimmten sozialen Lage mit bestimmten bestehenden oder neu entstandenen institutionellen Arrangements (etwa mit der jeweiligen Ausformung der Eigentumsordnung) zurechtzukommen. Sie sind aber auch angepasst, indem sie mit diesen bestehenden oder neu entstandenen Arrangements zu leben versuchen, sie zugleich unterlaufen und ausnützen. Das wird am deutlichsten in der Wahl der Opfer von Kriminalität, die gewöhnlich selbst nur Träger von 'Symptomen' der entsprechenden Ordnung sind (etwa Wildhüter, Polizisten, kleine Eigentümer, Geldverleiher, ausländische Arbeiter, die den inländischen Konkurrenz machen, Frauen, die sich „herausfordernd“ benehmen, usw.) und sehr stark auch nach Gesichtspunkten der Opportunität, also der Wehrlosigkeit ausgewählt werden. Ein gutes Beispiel dafür sind auch die Leute, die über Drogen „aussteigen“ und damit zwar einerseits gegen die Zumutungen sich auflehnen, die unsere Gesellschaft als Preis vor „das Glück“ gesetzt hat, andererseits sich aber unter einen ungeheuren Leistungsdruck (in Form von „Beschaffungskriminalität“) setzen und sich in einem Maß von der Versorgung mit einer Ware abhängig machen, die noch über das hinausgeht, was unsere Wirtschaftsordnung sonst diesbezüglich an Abhängigkeit herzustellen imstande ist.

Zum Beispiel: In der sozialhistorischen Forschung über Aufstände und Rebellionen ist es spätestens seit dem einflussreichen Aufsatz von Thompson (1971) über die Hungerrevolten des 18. Jahrhunderts etabliert, dass man solche Aufstände am überzeugendsten dadurch erklären kann, dass sie Versuche sind, eine (noch) als gültig angesehene Ökonomie (und die mit ihr verbundene Moral der Arbeits- und Lebensweise) gegen eine neu entstehende zu verteidigen und einzuklagen. Dieses Erklärungsmodell, in dem eine durch eine gesellschaftliche Entwicklung (beruhend

auf einer Offensive zur Durchsetzung bestimmter angebarter Interessen) bedrohte Schicht sich im Namen der „überkommenen“ Werte und moralischen Imperative (und damit Legitimationen) zur Wehr setzt, lässt sich ohne größere Schwierigkeiten übertragen auf die Analyse von „Moralkreuzzügen“ bis hin zur Lynchjustiz und Aspekten faschistischer Bewegungen.

Diese Erwägungen [und Beispiele, HCS] sollten deutlich machen, dass das, was in der Soziologie als ‘Soziale Probleme’ gehandelt wird, sowohl von der Seite des Zustands, um den es unter dieser Bezeichnung geht, als auch von der des politischen Vorgangs her, in dem dieser Zustand zum „Problem“ wird (oder nicht), viel besser unter der gesellschaftstheoretischen Kategorie des „Widerspruchs“ gefasst und in der Begrifflichkeit von gesellschaftlichen Konflikten und Auseinandersetzungen analysiert werden kann. Die Entwicklung der ‘Soziale Probleme’-Theorie selbst [in den Teilen, die sich der Politik Sozialer Probleme zuordnen lassen, HCS] hat den Weg zu einem solchen Wechsel des Paradigmas hinreichend gebahnt. Auch von dieser Seite her ist inzwischen hinreichend etabliert, dass es bei ‘Sozialen Problemen’ um politische Vorgänge geht, um ‘Skandalisierungen’ [im Sinn moralischer Empörung über Ungerechtigkeit], deren jeweiliger Interessenshintergrund der genauen Untersuchung bedarf.

Wenn das aber so ist, dann ist für die Entwicklung einer adäquaten Theorie der Phänomene, um die es dabei geht, zunächst einmal die Theorie der Sozialen Bewegungen fruchtbar zu machen (...), genauer nach jenen Initiativen und Offensiven zu fragen, auf die von Sozialen Bewegungen, Rebellionen und Aufständen, nicht zuletzt auch vom alltäglichen ‘abweichenden Verhalten’ reagiert wird. Es wird sich dann zeigen, ob wir damit etwas Besseres als eine Theorie ‘Sozialer Probleme’ zumindest in Umrissen gefunden haben. (1981: 57f.)

Der 1981 geschriebene Text widmet sich im überwiegenden Teil Begriffen, mit denen wir etwas Besseres als eine Theorie Sozialer Probleme gefunden haben könnten: „Lehren der Aufstandsforschung“ machen auf den Begriff (und die Realität) von „Kapitalstrategien“, „Kosten verschiedener Kapitalstrategien“ sowie auf „Staatsinterventionen“ aufmerksam. Inhaltlich skizziert Steinert die kapitalistischen Produktionsweisen entsprechende „Arbeitsmoral“ und die Form „Herrschaft durch symbolische und reale Verdinglichungen“. ³ Dass die Soziologie sich nicht dafür, sondern in der Phase des (Post)Fordismus für eine *allgemeine* Theorie Soziale Probleme interessiere, mache jedoch Sinn. Steinert zitiert zum

3 Diese Kollage wurde um die gleichnamigen Kapitel des Aufsatzes komplett gekürzt. Obgleich es inzwischen antiquiert scheint, 45 Jahre alte Texte als Lektüre zu empfehlen, tue ich dies hiermit. Die Begriffe (und damit begriffenen Realitäten) der Veränderungen der kapitalistischen Produktionsweise und der bürgerlichen Gesellschaft wurden in dem Buch von Christine Resch und Heinz Steinert *Kapitalismus: Porträt einer Produktionsweise*, Münster 2009 gesellschaftstheoretisch weiterentwickelt – auch als Gegenbewegung zu kursierenden „Gesellschaftsdiagnosen“.

Sinn (und der Funktion) der Soziale-Probleme-Soziologie die Selbstbeurteilung durch einen ihrer Protagonisten, der eine allgemeine Theorie Sozialer Probleme als für Soziologie interessant bezeichnet, weil die Soziologie damit „der gesellschaftlichen Umwelt Aufgeschlossenheit und Lebensnähe demonstrieren könne und der Theorie-Import als „vorwiegend innerwissenschaftlich begründeter Rezeptionsvorgang“ darstellbar sei. Steinert formuliert die Selbstbeschreibung in eine Funktionsbeschreibung um:

So sieht die Diskussion in der Tat aus und das kann auch eine Funktion der abstrakten Beschäftigung mit der ‘Theorie Sozialer Probleme’ sein: Aus dem akademischen Ghetto heraus ‘Aufgeschlossenheit und Lebensnähe zu demonstrieren’ und sich damit zugleich mit dieser Existenz im Ghetto abzufinden. Das ist kein Vorwurf (oder wenn, dann auch einer an mich selbst), sondern in der Hauptsache das Konstatieren einer bedrückenden Situation. Allerdings meine ich, dass man mit dieser Situation besser umgehen kann als so, dass man sich und andere mit dem Wälzen „akademischer“ Probleme beschäftigt. Auch der Selbstverständigung, um die es in dieser Debatte geht, ist besser damit gedient, dass man [heute] sorgfältig die Politikfelder analysiert, mit denen der Sozialwissenschaftler zu tun bekommt. (1981: 81f.)

Von der Gesellschaft der Sozialen Probleme – zum gesellschaftlichen Ende der Sozialen Probleme. Nachdenken über Theorie-Import (2006)

Die US-amerikanische Soziologie der ‘sozialen Probleme’ ist entstanden als Versuch reformorientierter, bürgerlicher Wissenschaftler einen „Raubritter“-Kapitalismus zu zivilisieren. Die deutsche Tradition der „Kathedern-Sozialisten“, die damit Ähnlichkeiten hat, war die Reaktion auf eine analoge Situation, in der der Übergang zu einem „organisierten Kapitalismus“ anstand. Die Situation ist heute [1981, in der Spätphase des fordistischen Wohlfahrtsstaats in der BRD der 1970er Jahre, im Erfahrungskontext von Sicherheitsstaat und dem Ende des „immerwährenden Traums von Prosperität“, HCS] mit Sicherheit ganz anders und erlaubt daher kein einfaches Anknüpfen an Traditionen. Wir brauchen daher, auch zu unserer Selbstverständigung, keine abstrakte Theorie der „sozialen Probleme“, sondern konkrete Analysen der gesellschaftlichen Kräfte in den Arbeitsfeldern, in denen wir uns bewegen. Mit etwas Glück wird das auch nicht ohne Folgen für unseren (hinreichend problematisch gewordenen) Begriff von „Wissenschaft“ bleiben. (1981: 81)

Die Etablierung von Sozialen Problemen als Gegenstand von Soziologie und von Theoriebildung im Bereich Sozialer Arbeit blieb seit den 1980er Jahren von diesem Einspruch gegen ein „einfaches Anknüpfen an Traditionen“ mehr oder weniger unbeeindruckt. ⁴ Wir können in der Sozialen Arbeit eher eine „take off“-

4 Die verfügbare ausführliche Darstellung „Wie in der sozialen Arbeit etwas zum Problem wird“ von Michael May (2005) geht anders mit dem Begriff Soziale Probleme um.

Phase einer bis heute dauernden Konjunktur des Sprechens über Ungleichheit, Grenzziehung und Ausschließung als ein Soziales Problem beobachten. In seinem Rückblick auf ein viertel Jahrhundert der Konjunktur knüpft Heinz Steinert in der Zeitschrift „Soziale Probleme“, (die im Namen des Vorstandes der Sektion *Soziale Probleme und Soziale Kontrolle* der DGS herausgegeben wird) an die Tradition der „reflexiven Sozialwissenschaft“ der 1960er und 1970er Jahre an, die die politischen, die ökonomischen und die sozialen Produktionsbedingungen von Wissensformen in den Blick genommen und Analysen der „Politik der Sozialen Probleme“ vorgelegt hat. Damit hätte, so die These, dem *einfachen* Anknüpfen an Denktraditionen ein reflexives und kritisches Arbeiten an Begriffen, ihren theoretischen und praktischen Implikationen entgegengesetzt werden können.

In den USA waren ein Apartheits-Regime abzubauen und die Emanzipations-Ziele des Bürgerkriegs endlich zu erfüllen (...) 1970 erschien Alvin Gouldners Diagnose einer *Coming Crisis of Western Sociology*, ein Abgesang auf Parsons, der diesen aber noch in einem 150-Seiten-Referat so ernst nahm, wie es seither wohl nicht mehr geschehen ist. Als die Zerfallerscheinungen der funktionalistischen Hegemonie identifizierte Gouldner in den USA eine Verbindung mit Marxscher Theorie (dazu gehörte sicher auch einiges an marxistischem Funktionalismus), „neue Theorien“ wie Goffman, Garfinkel und Homans – und eine Neu-Auflage von „Soziale Probleme“-Forschung und -Theorie, 'oft an Werten von Freiheit und Gleichheit orientiert, und nicht mehr an Ordnung, wozu Funktionalismus tendiert' (Gouldner 1970: 410).

Was sich später verallgemeinert zu „Konstruktivismus“ konsolidierte und vorübergehend als „Postmoderne“ in der Beliebtheit verlor, begann [in den späten 1960er Jahren, HCS] als Wiederaufnahme von Themen aus dem Interaktionismus, in der linguistischen Analyse (Cicourel), in den Zuspitzungen der „Ethnomethodology“, in der Labeling-Theorie und an einzelnen Gegenständen, besonders solchen der „Devianz“. (...) Die soziale Wirklichkeit verlor ihren überwältigend massiven Charakter und wurde als „definiert“ und „konstruiert“ erfahrbar. In der Kulturrevolution der 1960er Jahre wurden manche der traditionellen Normen als substanzlos und mit geringer Anstrengung kippbar erfahren, erwies sich die Autorität der Verteidiger des Hergebrachten als aufgeblasen und kritisier- bis verlachbar, wurde die Wirklichkeit unsicher und befragbar. In dem Titel *The Social Construction of Reality* von Berger

Die Darstellung und Kritik der „Theoriegeschichte Sozialer Probleme und Sozialer Arbeit“ folgt einer wahlverwandten Gesellschaftstheorie. Kurz gefasst wird eher in den „Arbeiten von Marx und Engels“ ein Modell für die Analyse von grundlegenden Widersprüchen und die Krisenhaftigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung gesehen. Der Begriff Problem wird in dem von May formulierten „Versuch einer pädagogisch gehaltvollen Theorie sozialer Probleme“ beibehalten, doch mit anderen Theoriebezügen (einem „dialektischen Begriff von Selbstregulierung“) verknüpft. Die Einsprüche von Steinert und anderen gegen eine Soziologie sozialer Probleme sind nicht explizit Teil der Diskussion.

und Luckmann (1966) fand das eine griffige Formel. Die dort entworfene Theorie ist übrigens solid im Funktionalismus verankert und erzkonservativ: eine Theorie der Notwendigkeit von Herrschaft. Aber diese merkwürdige Zusammenführung von Gehlen, Parsons, Schütz und Mead traf – sofern nicht ohnehin nur der Titel zitiert wurde – doch etwas von der Illusion der allseitigen Mach- und Veränderbarkeit, die damals vorherrschte.

Freilich waren diese „neuen Theorien“, besonders in der „sozialpsychologischen“ Variante, die dominant wurde, von einer recht vorsichtigen Vorstellung von 'Freiheit und Gleichheit' inspiriert, nämlich von dem, was die Verfassung und der Sozialstaat versprochen und in reichen Gesellschaften unter den Bedingungen von Wachstum und „immerwährender Prosperität“ möglich erscheinen ließen. Gouldner (1970) hat daher an anderer Stelle (439) die (damals) „moderne Soziologie“ als „Marktforschung für den Wohlfahrtsstaat“ bezeichnet. Devianz, soziale Kontrolle, soziale Probleme, das waren Begriffe, in denen (im Kontrast etwa zu ['Verbrechen', 'Delinquenz'], 'Bestrafung', 'Armut') mit bezeichnet wurde, dass man die entsprechenden Zustände und Phänomene bei geschickter, kluger Behandlung 'sich auswachsen' lassen könne, dass man sie nicht eskalieren und verfestigen solle, dass man sie (auf Zeit) tolerieren könne, dass man vielleicht sogar aus ihnen lernen könne. In einer Zeit der Ausweitung von Psycho- und Sozialdiensten kamen solche Konzeptionen gerade recht. (Steinert 2006: 34f.)

Die „geschickte und kluge, die tolerante und zuwartende Behandlung“ haben Heinz Steinert und ich als Übertragung des naturwissenschaftlichen Ingenieurs-*Optimismus* in die Sozial-Technokratie analysiert⁵. Dem Gesellschaft und Staat „modernisierenden“ Ordnungsdenken ging es um sozialen Fortschritt insofern, als sowohl vermeidbare soziale Ausschließung hinausgeschoben wie ineffektive, weil repressive und „totale“ Kontrolltechniken und -Institutionen abgeschafft werden sollten. Das Wissen, das die Grundlage dieser sozialtechnokratischen, Institutionen und Apparate modernisierenden Kritik ist, finden wir seit langem in Diskursen der Sozialen Arbeit. So dem Wissen über den Verbrecher und seine erfolgreiche Reformierung, über die Verwahrlosten und die stets anstehende Reform der Fürsorge-Erziehung, über den straffälligen Menschen und seine Resozialisierung, über das wilde Kind und seine Zivilisierung durch Erziehung, über das schwierige Kind und seine Heilung, über die Auffälligen und Verhaltensgestörten und ihre sekundäre Integration.

Das neuere Soziale-Probleme-Denken hat mit der Fokussierung eines Modernisierungsbedarfs von Ordnungs-Institutionen (vorübergehend) in interessanter Weise von den üblichen sozialpathologischen Diagnosen Abstand genommen.

5 Vgl. z.B. die Ausführungen zu Widersprüchen der „Kultur der sozialen Probleme“ in Cremer-Schäfer/Steinert, Straflust und Repression 2014, S. 192-207.

Das Problem besteht damit auf der gesellschaftlichen Ebene nicht (wie bei der Annahme von „Desorganisation“ und „Anomie“) in einem Mangel an Herrschaft und dem Kontrollverlust der (Disziplinar-)Institutionen, sondern in zu viel Herrschaft durch totale Institutionen, institutionelle Diskriminierung und Außenseiterproduktion.

Hinter dem neueren Soziale-Probleme-Denken steht ein Bild von Gesellschaft und Staat, in dem diese nicht (wie im Funktionalismus) mühsam herrschaftlich „in Ordnung gehalten“ werden müssen, sondern so viel an (überflüssiger, „zusätzlicher“) Ordnung und Herrschaft enthalten, dass man möglichst viel oder gar alles davon abbauen könnte und sollte. Es ist (seit Hobbes und Rousseau) der alte Unterschied zwischen Ordnungs- und Befreiungstheorien, jetzt aber in erstaunlich naiven Varianten – und ohne eine Vorstellung, geschweige denn eine Theorie davon, wie mühsam, gegen welche Widerstände und in welchen Zeiträumen befreiende Veränderung von Gesellschaft auch nur denkbar ist. Das Modell von „Befreiung“ war die soziale Konvention, an die niemand mehr glaubt und die man kippen kann, indem man demonstriert, dass sich eh niemand daran hält.

Einiges an Befreiung musste nicht erkämpft werden, sie fiel einem zu. Die „Befreiung“ der Sexualität von Jugendlichen (und wahrscheinlich auch Erwachsenen) durch Kondome, die Pille und Antibiotika, primär also durch medizintechnischen Fortschritt, der in Massenkonsum umgesetzt wurde, war eine starke und eingreifende Erfahrung, die nach diesem Modell interpretiert werden konnte. Sonst gab es außerhalb des Bereichs der Mode davon nicht so viele.

Es ist erstaunlich und bedauerlich, dass eine ernsthaftere Theorie von Befreiung sich nie solid mit diesen „neuen Theorien“ verbinden ließ. Die Untersuchung von Stigma [verstanden als kompensierbare „Benachteiligung“] und Vorurteil [korrigierbar durch Aufklärung über Paradoxien oder nichtintendierte Wirkungen] war offenbar attraktiver. Kritik an der Harmlosigkeit der Stigma- und der Soziale-Probleme-Theorie prallte ab. (2006: 35f.)

Was für das Soziale-Probleme-Wissen spricht, ist die entschlossene Bereitschaft, sozialen Ausschluss in ein Ordnungs-Problem umzudefinieren. Das kann (und hat) politisch die Katastrophen der sozialen Ausschließung abgemildert und hinausgeschoben. Dagegen spricht, dass es als Ordnungs-Wissen am Ende doch wieder Ausschluss-Kategorien bestimmt: die Kategorie jener Leute, die „pädagogisch nicht erreichbar“ sind und denen nicht zu helfen ist. Es ist also keine radikale, sondern eine technokratische Kritik der sozialen Ausschließung. Die Widersprüchlichkeit von sozialer Technokratie kann wohl nur in sozialen Situationen kontrolliert werden, in denen Interesse an Einbeziehung „Aller“ besteht, also grob gesagt in Zeiten von Arbeitskräftemangel. Ist dieses Interesse nicht gegeben, kann die Kritik- und Wissensform – wie anderes Wissen auch – für soziale Ausschließung funktionalisiert werden. An das widersprüchliche Modell der „Marktforschung für den Wohlfahrtsstaat“ kann nicht naiv angeknüpft

werden, denn die Verhältnisse wurden in der Phase des Neoliberalismus einem „irreversiblen Umbau“ unterzogen.

Soziale Probleme: Nachdenken über Begriffe und Professionsinteressen (nicht nur) am Beispiel der Soziologie

Seit den Zeiten, als wir „Devianz“ und „soziale Probleme“ identifizieren sollten, damit eine neue, spezialisierte Sozialarbeits-Einrichtung dafür aufgebaut werden konnte, hat sich die Produktionsweise gründlich geändert. Der globale Neoliberalismus, den die Soziologen zur „Wissensgesellschaft“ verharmlosen (und auch noch glauben, sie und ihre Studenten könnten darin zu den Gewinnern gehören), hat keine Geduld mehr mit Leuten, die mit exotischen Drogen experimentieren, ihre nicht der Hetero-Norm entsprechenden sexuellen Gelüste für beachtlich gehalten wissen wollen, entwicklungsbedingte Unklarheiten über sich selbst aggressiv ausleben oder Leistung und Erfolg für ziemlich traurige Ideale halten.

[...] Fünf Millionen Arbeitslose, die umfassende „Flexibilisierung“ der Arbeitskraft, also die Herstellung von (nach bisherigem Verständnis) prekären Arbeitsverhältnissen, das Zurückfahren von sozialen Leistungen, die Verteuerung von Leistungen, die bisher als Infrastruktur galten (von der Autobahn bis zur Universität), verbunden mit der Entlassung der Konzerne aus der Steuerpflicht und der staatlichen Förderung von privatem Reichtum und seiner Konzentration, das alles lässt sich nicht in „Soziale Probleme“ auflösen, das ist vielmehr Resultat eines umfassenden Umbaus der Produktionsweise vom Fordismus zum Neoliberalismus. Das kann ein wenig altmodisch auch beschrieben werden als Offensive von Kapital und herrschender Klasse gegen die abhängigen Teile der Bevölkerung. (2006: 37)

Eine prominente und kursierende Gesellschaftsdiagnose, mit der die Soziologie auf Veränderungen der Produktionsweise antwortet, ist „Wissensgesellschaft“. Steinert geht davon aus, dass mit Wissen über Soziale Probleme Sozialwissenschaftler*innen, die sich, anders als Professionelle in der Sozialen Arbeit, in der Position einer „gebildeten Schicht *ohne klare Profession*“ [Hervorhebung HCS] befinden, unter gegebenen Umständen (ziemlich düstere) Optionen haben „Verkäuflichkeit“ bzw. „Anwendung“ von Soziale-Probleme-Wissen zu realisieren. Wenn sie auf Beratung von Sozialverwaltungen und Sozialplanung setzten, so treffen sie als Organisations-Berater auf ein von Verwaltungen definiertes Vokabular von Aktivierungsdefiziten, Risiko- und Problemgruppen. Moral-Paniken werden schon lange von Staatsapparaten selbst initiiert, seien es Kriminalitätswellen, solche der Unsicherheitsgefühle oder der Angst vor der Überschwemmung durch Flüchtende. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts konnte selbst der Begriff der Sozialen Ausschließung (unter der Blair-Regierung) erfolgreich personalisiert werden.

Danach wird nicht mehr Armut zu beseitigen versucht, trotz aller Wahlkampf-Rhetorik auch nicht Arbeitslosigkeit, sondern es werden einzelne Dimensionen von

„sozialer Ausschließung“ angegangen, z.B. Obdachlosigkeit, „teenage pregnancy“ oder schlechte Ausbildung. Das rot-grüne Beispiel dafür war die angebliche Bekämpfung der Arbeitslosigkeit durch (noch dazu missglückte) Reformen der Arbeitsmarktverwaltung. (2006: 38)

Das Zukunfts-Unternehmen für diese Art Politik Beratungs-Wissen über Soziale Probleme und für „Sozialkontrolle“ zu aktivieren fordert Ironie:

Das wäre eine glückliche Steigerung der seinerzeitigen Passform: von Soziologie als „Marktforschung für den Wohlfahrtsstaat“ zu Soziologie als Beraterische Beihilfe zum Abbau des Sozialstaats ohne allzu laute Proteste der Betroffenen. Die erste Möglichkeit der Entwicklung von Soziale-Probleme-Theorie ist also Komplizenschaft mit der populistischen Politik des Neoliberalismus, die Beiträge zur Aufrechterhaltung eines hohen Niveaus von Angst und Besorgnis in der Bevölkerung gut brauchen kann. (2006: 38)

Anknüpfend an Studien, die sich reflexiv mit Widersprüchen der Politik der Sozialen Probleme befassten, eröffnet sich immer noch eine zweite Option: dass die inzwischen institutionalisierte Theorie Sozialer Probleme (wie etwa ein Teil des soziologischen Diskurses über Markt, „workfare“ und Gesellschaftsspaltung) angemessenere Begriffe aufnehmen könnte. Zu den Vorschlägen von Steinert gehören 2006:

ein Begriff von „sozialer Ausschließung“, der nicht Armut verharmlost, sondern die gesellschaftliche (und politische) Erzeugung einer rechtlosen neuen Unterschicht als Verschubmasse thematisiert; ein Begriff von Produktionsweise, in dem nicht nur die (größtenteils ohnehin illusionären) Hoffnungen der Gebildeten, sondern die Nöte derer thematisiert werden, denen darin Infrastruktur-Leistungen und Teilhabechancen entzogen werden; ein Begriff von Sozialpolitik als Infrastruktur-Politik; ein Begriff von populistischer Politik (aller Parteien), die durch Angstmachen Hinnehmebereitschaft und aggressive Sündenbock-Ablenkung herstellt; ein Begriff von Herrschaft schließlich, in dem die Strategien der Kapitalreproduktion und ihre Folgen angemessen thematisiert – und die weltweit zerstörerischen Folgen der zur Zeit vorherrschenden Strategien ausgewiesen – werden. „Soziale Probleme“ stellen in einer solchen Theorie einen Unterpunkt von bescheidenem Stellenwert dar. Die Begrifflichkeit, die dabei entstehen könnte, verlangt freilich eine dezidierte theoretische und empirische Anstrengung, die seinerzeit [in den 1980er Jahren] schon einmal verweigert wurde.

Eine dritte Möglichkeit sollte nicht vergessen werden: Die Theorie der „Sozialen Probleme“ wird wegen offensichtlicher Irrelevanz für die Beschreibung, geschweige denn Erklärung dessen, was an Notlagen und Ungleichheiten national und international hergestellt wird, zunehmend weniger beachtet – sie könnte ersatzlos auslaufen und niemand merkt es. (2006: 38f.)

Vielleicht käme Heinz Steinert heute zu einem modifizierten Schluss: Theorien der Sozialen Probleme werden trotz offensichtlicher Irrelevanz für die Beschreibung,

geschweige denn Erklärung dessen, was an Notlagen und Ungleichheiten national und international hergestellt wird, immer noch benutzt, gelehrt, expliziert, verteidigt und niemand bemerkt die Implikationen dieses nicht notwendigen Vokabulars.

Literatur

- Anhorn, Roland et al. (Hrsg.) 2017: Politik der Verhältnisse – Politik des Verhaltens: Widersprüche der Gestaltung Sozialer Arbeit, Wiesbaden (im Druck)
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas 1966: The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge. New York. Deutsch 1968: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt/M.
- Cremer-Schäfer, Helga/Steinert, Heinz 2014: Straflust und Repression. Zur Kritik der populistischen Kriminologie, Münster
- Gouldner, Alvin W. 1970: The Coming Crisis of Western Sociology. New York: Basic Books; deutsch (1974) Die westliche Soziologie in der Krise, Reinbek
- Hall, Stuart et al. 1978: Policing the Crisis: Mugging, the State, and Law and Order. London
- May, Michael 2005: Wie in der Sozialen Arbeit etwas zum Problem wird. Versuch einer pädagogisch gehaltvollen Theorie sozialer Probleme, Münster
- Steinert, Heinz 1981: Widersprüche, Kapitalstrategien und Widerstand oder: Warum ich den Begriff „Soziale Probleme“ nicht mehr hören kann. Versuch eines theoretischen Rahmens für die Analyse der politischen Ökonomie sozialer Bewegungen und „Sozialer Probleme“, in: Kriminalsoziologische Bibliografie, Heft 32-33: 56-89
- 2006: Über den Import, das Eigenleben und mögliche Zukünfte von Begriffen: Etikettierung, Devianz, Soziale Probleme usw., in: Soziale Probleme, Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle, 17. Jg, H. 1: 34-41

*Helga Cremer-Schäfer, Friedrich-Ebert-Str. 31c, 61118 Bad Vilbel
E-Mail: Cremer-Schaefer@em.uni-frankfurt.de*



Gloria Schmid

Ansätze einer feministischen Sprachkritik in ihrer Bedeutung für die Soziale Arbeit¹

Soziale Arbeit ist ausgelegt auf zwischenmenschliches Arbeiten. Sozialarbeiter_innen werden ausgebildet, um anderen Personen Zugänge zu ihnen verschlossenen Möglichkeiten zu ebnet. Ein Großteil der Arbeit besteht aus Kommunikation: Sozialarbeiter_innen sprechen mit und über Personen. Dieses Sprechen kann jedoch in vielerlei Hinsicht Barrieren aufbauen, wo es den Abbau dieser intendiert. In diesem Beitrag möchte ich Anhand feministischer Sprachkritik, Ausschlussprozesse innerhalb verschiedener Sprachpraxen aufzeigen und dadurch das emanzipatorische Potential dessen für die Soziale Arbeit darlegen.

Feministische Sprachkritik ist ein Baustein, um geltende Normen zu hinterfragen und zu kritisieren.

Ihre Bedeutung in der Sozialen Arbeit lässt sich v.a. in der Theorie messen. Mir geht es dabei um Konzepte, die anhand von bestimmten politischen Haltungen konzipiert werden und nicht etwa um Forderungskataloge oder Handlungsanweisungen.

So sollen Sozialarbeiter_innen nicht etwa dazu gebracht werden, „neue Sprachstile“ 1:1 zu übernehmen, im besten Falle könnte bereits während der Ausbildung/des Studiums eine Sensibilisierung hin zu einer weniger diskriminierenden Sprache stattfinden, die sich in ihrer späteren Praxis auswirkt.

Wie feministische Sprachkritik ihren Widerhall aber in der Praxis von Sozialarbeiter_innen hat, werde ich im Text anhand eines Beispiels von Noah Sow

¹ Der Großteil dieses Beitrags ist meiner Bachelorarbeit „Sprache – Macht – Soziale Arbeit“ (Schmid 2014) entnommen. Diese beschäftigte sich mit der Verknüpfung von Sexismus und Rassismus in der Sprache Sozialer Arbeit. Hier habe ich mich nun, aus redaktionellen Gründen, nur auf Sexismus fokussiert und meine Erfahrungen der letzten zwei Jahre als Lehrende des Themas: „Gender in der Sozialen Arbeit“ mit eingebracht.

erarbeiten. Ich stelle feministische Sprachkritik vor, indem ich zu Beginn meine Schreibformen und deren Relevanz darlege. Anschließend werde ich über die Herstellung eines kollektiven „Wir“ und über die Verknüpfung von Feminismus und Gender Studies schreiben, um letztendlich über Sows Beispiel auf aktuelle politische Debatten in Bezug auf das Thema „Gender“ in Deutschland einzugehen.

Sprache als Medium zu betrachten beinhaltet die Annahme, dass die Art, wie ich spreche, wie ich mit und über Personen spreche, wie ich Personen(gruppen) be- und entnenne, Machtpotentiale in sich birgt, die zu sozialen Ausschließungsmomenten führen können. Zentrale Fragen hier sind: Wer wird durch die Bezeichnungen wie repräsentiert? Welche Personen werden zitiert und dadurch auch sichtbar? Und: An welches Publikum wird sich gewandt? Welche Personengruppen werden adressiert?

Die Zielgruppe von Maßnahmen Sozialer Arbeit ist i.d.R. nicht die gesellschaftlich privilegierteste. Menschen, die Soziale Arbeit in Anspruch nehmen (müssen), benötigen meist Unterstützung. Es handelt sich hierbei um diverse marginalisierte Gruppen. Ich fokussiere hier auf die durch Sexismus diskriminierten gesellschaftlichen Personengruppen, d.h. prinzipiell auf alle Positionen, die nicht weiß und cis-hetero-männlich sind. Teil des Versuchs einer Ent-Marginalisierung bestimmter Positionen ist es, die im Schatten stehenden in das Scheinwerferlicht zu rücken, um auf Missstände aufmerksam zu machen. Ich versuche das in diesem Text anhand von Schreibformen, so werde ich Beispielsweise in diesem Text durchgehend das Femininum (die Sozialarbeiter_in) für alle Personenbezeichnungen verwenden. Ich verwende den statischen Unterstrich (auch: gender gap) zwischen der konventionell männlichen und der konventionell weiblichen Wortendung von Personenbezeichnungen sowie feminine Artikel und Pronomen. Damit sollen sowohl die Herstellung von „Männern“ als Norm diskutierbar als auch Genderidentitäten jenseits der konventionellisierten Zweigeschlechtlichkeit wahrnehmbar gemacht werden. Auch die Frage, welche Personen zitiert werden, welche Genealogie eines Gedankens ich schaffe und welcher Person ich eine Sprecher_innenposition zukommen lasse, ist relevant.

Genealogien sind in diesem Kontext Wissensbildungsprozesse, die Personen in ihrem Leben durchlaufen haben und die zu der „eigenen“ Haltung der Verfasser_innen geführt haben. „Anscheinend hat jeder Text mehr Quellen, als er in seiner eigenen Begrifflichkeit rekonstruieren kann“, so Butler (Butler 2012: 12), und diese Quellen seien so grundlegend in der Sprache des Textes verwoben, dass eine Entwirrung unmöglich erscheint (ebd.).

Dieser Auffassung folgend, ist es unmöglich, ein korrektes Literaturverzeichnis für einen Text zu erstellen, eine „wahre“ Genealogie eines Gedankens zu entwi-

ckeln, eine Urheber_in von Thesen zu finden. Gerade in dieser Unmöglichkeit der Entdeckung der „Wahrheit“ an sich liegt ein kritisches Potential von Texten, denn hier kann die Schreibend_e selbst bewusst eingreifen und entscheiden, welche Quelle sie zitieren möchte und welche nicht. Es ist immer auch die Frage, welcher Wahrheit nachgegangen werden soll. Für jede These findet sich eine Gegenthese und keine Autor_in ist „objektiv“ genug, um nicht ihre eigene Meinung in einen Text mit einfließen zu lassen. Die zugrunde liegende Meinung oder Haltung ist eine erworbene, durch anderer Menschen Gedanken und Texte, die dann durch sie weiterentwickelt werden. Somit kann davon ausgegangen werden, dass jeder Text einen bestimmten Standpunkt vertritt und die Frage nach der Objektivität oder Subjektivität der Aussagen nur darin bestehen kann, ob die Autor_in den eigenen Standpunkt spezifiziert oder nicht.

Adressierungen, also die Frage, an welche Personen sich ein Text richtet bzw. welche Leser_innengruppe eine Verfasser_in beim Schreiben vor Augen hat, führen zur Herstellung eines „Wir“ und somit auch zur Konstruktion eines „anderen“ oder „fremden“. Je nachdem wie die Autor_in sozial positioniert ist, fällt dieses „wir“ anders aus und sagt somit viel über die schreibende Person aus. Diese Herstellungsprozesse fußen oft auf zuvor vorgenommenen Kategorisierungen. Als Beispiel für solche Kategorisierungen wähle ich das Thema Geschlecht und Feminismus, da sich daran alle für diesen Beitrag relevanten Fragen nach der Perspektive durchexerzieren lassen.

Butler fragt in *Das Unbehagen der Geschlechter*, wie die Kategorien des Geschlechts durch die Sprache konstruiert werden (vgl. ebd.: 10), und weiter, was (welche Inhalte) z.B. die Kategorie „Frau“ konstituiert, was sie also bedeutet (vgl. ebd.: 16). Im Feminismus wurde durch die Diskussion über die Frage nach der Überwindung des als zentral gesetzten Patriarchats der Versuch der Konstitution der Kategorie „Frau“ durch Feminist_innen unternommen, doch über die zentralen Inhalte der Kategorie konnte keine Einigkeit gefunden werden. Die Tatsache, dass keine Einigkeit über die Inhalte der Kategorie „Frau“ gefunden werden konnten, sollte nachdenklich machen. Ist das ein Spezifikum der Kategorie Frau? Oder ist nicht jede Kategorie, bei näherer Betrachtung brüchig und eben nicht unangreifbar?

Butler schreibt dazu:

„Zwar haben zahlreiche Debatten über die verschiedensten Fragen stattgefunden: Gibt es eine Gemeinsamkeit unter den ‘Frauen’, die ihrer Unterwerfung vorangeht, oder verdankt sich das Band zwischen den ‘Frauen’ einzig und allein ihrer Unterdrückung? Lässt [!] sich die Besonderheit der Frauenkulturen unabhängig von ihrer Unterordnung unter die hegemonialen maskulinen Kulturen denken? Oder

bestimmen sich die Besonderheit und Einheitlichkeit der Kulturen und Sprachpraktiken von Frauen immer gegen und damit zugleich in der Terminologie eines übergeordneten Kulturgebildes? Gibt es ein Gebiet des spezifisch Weiblichen, das sowohl vom Männlichen als solchen unterschieden ist als auch in seiner Differenz durch eine unmarkierte und damit hypothetische Universalität der Kategorie 'Frau' erkennbar ist?" (ebd.: 19).

Meiner Auffassung nach gibt es kein „Gebiet des spezifisch Weiblichen“ und keine „hypothetische Universalität der Kategorie 'Frau'. Es gibt aber gesellschaftliche Strukturen, in denen wir uns alle bewegen und die unterschiedlichen sozialen Positionen u.a. anhand des sogenannten Geschlechts unterschiedliche Rollen, Möglichkeiten und Zugänge ermöglichen. Hier muss eine theoretische Unterscheidung zwischen dem Feminismus als politischer Position und den Gender Studies als theoretisches Konzept unternommen werden.

Der Feminismus braucht „die Frauen“ als Identitätskategorie, um sich selbst zu legitimieren, so Butler. Über diese Verkürzung von Personen zu einer sie definierenden Identitätskategorie haben sich viele geärgert und im Zuge dessen vom Feminismus abgewandt. Sie wurden durch die feministischen Theorien nicht repräsentiert und durch deren Fokussierung auf „die Frauen“, ausgeschlossen. Dieser Bruch zwischen „dem Feminismus“ und „den Frauen“, die sich nicht durch feministische Theorien repräsentieren lassen wollen, zeigt die Grenzen der Identitätspolitik auf (vgl. ebd.). So scheint es nicht möglich, Feminismus mit Frauen gleichzusetzen, da nicht jede Frau Feminist_in und nicht jede Feminist_in Frau ist. Ich plädiere dafür, Feminismus als politisches Konzept zu sehen, das gekennzeichnet ist durch die Ablehnung einer patriarchalen Struktur und Misogynie und sich dabei nicht auf die Gender- oder Geschlechtsidentitäten fokussieren muss. Die Fokussierung auf Gender- und Geschlechtsidentität läuft immer Gefahr, Binaritäten zu reproduzieren, die anhand der Theorie überwunden werden sollten. Nicht ohne Grund machen Trans*- und Inter*Aktivist_innen immer wieder darauf aufmerksam, dass sie in feministischen Debatten unterrepräsentiert sind und dadurch nicht mitgedacht werden. Hier ist die Verknüpfung von Feminismus und Gender Studies so wichtig, da in den Gender Studies der Versuch unternommen wird, der Konstruktion von Geschlecht nachzugehen und durch diese wissenschaftlichen Erarbeitungen, feministischen Forderungen wie z.B. der nach gleichen Rechten und Pflichten für alle Menschen, unabhängig von ihrem Geschlecht, weitere tragende Stützen bereitgestellt werden. So ermöglichen die Erkenntnisse der Gender Studies auch andere, nicht ordinär „weibliche“ Positionen mit in die Entwicklung hin zu einem vorurteilsbewussteren Umgang in Bezug auf Sexismus in der Sozialen Arbeit einzubeziehen. Zudem bietet sich so die Möglichkeit, sich

auf die destruktiven Effekte von Konstruktionen der Kategorien „Mann“ und „Frau“ zu konzentrieren, und deren Überwindung hin zu einer, zwar parteilichen im Sinne des Feminismus, aber inklusiveren Gesellschaft zu ermöglichen.

Die Frage nach der praktischen Relevanz theoretischer Sprachkonzepte ist eine häufig gestellte und lässt sich oft nur durch Beispiele erläutern. So ist es eine Möglichkeit, alternative Sprachstile anzuwenden und so die Leser_innen selbst Teil der praktischen Anwendung werden zu lassen. Dabei geht es nicht darum, dass alle Lesenden nach der Lektüre ihre Schreibpraxis anpassen, sondern es geht um das Überdenken der eigenen Haltung und Handlung. Die Reflexion über Sprache, Sprachgebrauch und die eigene Praxis steht im Vordergrund.

Eine andere Möglichkeit, die praktische Relevanz von Sprachkritik zu überprüfen, ist es, über Herstellungsprozesse von als „normal“ verhandelten Bezeichnungspraxen zu schreiben und sie mit Gegenbeispielen zu kontrastieren. Ein solches Gegenbeispiel liefert Sows Ethno-Lexikon: Sow hat in ihrem Buch *Deutschland Schwarz Weiß* ganz am Ende ein Ethno-Lexikon angefügt, der Untertitel heißt: „Phänomene und Begriffe aus Ethnologie und Völkerkunde, erklärt anhand des hiesigen Kulturkreises“ (Sow 2009: 283). Der „hiesige Kulturkreis“ ist dabei „der deutsche“ Kulturkreis. Die dort erklärten Begrifflichkeiten können als Ausgangspunkt für die kritische Reflexion der eigenen Klassifikationssysteme herangezogen werden.

So schreibt Sow z.B. über den Begriff „Dokumentarfilmer[_innen]“: „Dokumentarfilmer[_innen] sind Eingeborene, die jemanden beim Fernsehen kennengelernt haben und daher die Welt aus ihrer Sicht interpretieren dürfen. [...] Die gesellschaftliche Funktion de[_r] Dokumentarfilmer[_in] besteht darin, dem eigenen Stamm aufzuzeigen wie lustig/komisch/verbrecherisch/anders all die anderen Stämme sind“ (ebd.: 285).

Sow interveniert hier in die hegemoniale Vorstellung von Dokumentarfilmer_innen als „objektive Beobachter_innen“, die von einem „neutralen Standpunkt“ aus Beschreibungen einer für sie unbekanntem Welt, ihrem bekannten „Kulturkreis“, oder wie Sow es auch nennt, „Stamm“ erklären. Diese Definition kann m.E. auch auf Wissenschaftler_innen übertragen werden. Auch Wissenschaftler_innen nehmen die Rolle von sogenannten „objektiven Beobachter_innen“ ein, sie erklären, je nach Fachgebiet spezifische Phänomene der Welt. In den Sozialwissenschaften sind das i.d.R. Verhaltensweisen von Menschen, die einem spezifischen Fachpublikum präsentiert werden. Der „neutrale Standpunkt“, den die soziale Position als Wissenschaftler_in bietet, erlaubt es, über andere zu sprechen und sich selbst quasi unsichtbar zu machen.

Unter dem Begriff „Stamm“ ist in diesem Lexikon zu lesen:

„Ethnische Gruppe mit gemeinsamen Traditionen und Bräuchen. Anders als ein Volk verbleibt der Stamm in einem niedrigeren Entwicklungsstadium. Es ist nicht schwer nachzuvollziehen, dass etwa das Zu-sich-Nehmen kulturspezifischer Rauschgetränke vor dem Mittagessen (‘Frühschoppen’) zur Isolierung des Stammes führen kann, was von den Stammesmitglieder[n] zuweilen allerdings durchaus beabsichtigt ist“ (ebd.: 293f.).

Sow setzt hier eine neue Norm des Begriffes „Stamm“, in dem sie Bayern als Stammesgebiet definiert. Hierdurch soll ein Umdenken der gewohnten (rassistischen) Muster in Gang gesetzt werden, das ein Hinterfragen der Ordnungssysteme beinhaltet. „Stämme“ (wie der bayerische) sind demnach schwer an die „zivilisierte“ Welt anzugliedern (vgl. ebd.), unter dem Stichwort „zivilisiert“ steht bei Sow:

„Zivilisiert ist, was d[ie] Dokumentarfilmer[in] von [ihrer] Mutti als gesellschaftlich akzeptabel beigebracht bekommen hat [...]. Das ebenfalls häufig verwendete Antonym ‘unzivilisiert’ beschreibt hingegen ein Stadium, in dem Wilde sich befinden, die so rückständig sind, dass sie es noch nicht einmal bewerkstelligt haben, ihre eigenen Flüsse mit Atom Müll zu vergiften[...]“ (ebd.: 295f.).

Wichtig ist hier die Formulierung: „was [sie] [...] beigebracht bekommen hat“, denn es ist notwendig sich bewusst zu machen, dass Sprache etwas Erlerntes und immer weiter zu Erlernendes ist. Sie ist wandel- und veränderbar, so wie sich auch Wortbedeutungen verändern können.

Die Begriffe von „zivilisiert“ und „unzivilisiert“ sind im hiesigen Sprachgebrauch heute v.a. mit rassistischen Diskursen verknüpft und es soll hier in keiner Weise in Frage gestellt werden, dass die Kritik an rassistischen Debatten und Denkmustern einen großen Schwerpunkt innerhalb der emanzipatorischen Sprachkritik haben muss. Trotzdem möchte ich eine Analogie zur feministischen Sprachkritik ziehen. Der Vorwurf an feministische oder auch an „nur gegenderte“ Sprachpraxis ist nicht mehr der der „Unzivilisiertheit“, aber „Unwissenschaftlichkeit“ oder das Anhaften einer sogenannten „Betroffenheitsperspektive“ werden immer noch häufig als Argumente gegen eine feministische Sprachkritik und für eine an dem generischen Maskulinum verhaftete Sprachpraxis angeführt.

Die ständige Beweislast der eigenen Objektivität und Neutralität, mit der u.a. feministische Autor_innen konfrontiert werden, legt die Vermutung nahe, dass der Standpunkt der Neutralität ein anderer ist. Es scheint eine Position zu geben, der zugestanden wird, Aussagen zu treffen, die nicht hinterfragt werden müssen. Bei der genaueren Analyse wird deutlich, dass auf dieser Position nur sehr wenige Menschen Platz nehmen können und vielen „qua Geburt“² dieser Platz verwehrt

2 Hier muss spezifiziert werden, dass die gesellschaftliche Position von Menschen sich selbstverständlich nicht erst bei ihrer Geburt manifestiert. Sowohl die Klasse, das

bleibt, sie also nur aus devianter Perspektive und in widerständiger Praxis gegen diese Hegemonie an arbeiten können.

Soziale Arbeit ist neben der Praxis auch eine wissenschaftliche Disziplin. Es werden Texte und Bücher von und über Sozialarbeiter_innen verfasst. Diese werden im Studium, aber auch in der Praxis verwandt, um z.B. Hausarbeiten oder Konzeptionen zu schreiben und um danach im Arbeitsalltag zu handeln. Sozialarbeiter_innen sollten verstehen können, dass die Art, wie sie über sich und andere sprechen und schreiben eine mitunter hohe Relevanz hat, da sie dadurch Menschen entweder involvieren oder ausschließen können. Daher ist es meines Erachtens notwendig, Sozialarbeiter_innen bereits in ihrer Ausbildung für Genderthemen zu sensibilisieren, um späteren (möglichen) Diskriminierungen von Seiten der Sozialen Arbeit, gegenüber den von ihr Unterstützung erwartenden Personen, vorzubeugen.

Es geht nicht nur darum, auch Feminist_innen in Seminare einzuladen sowie auch nicht alle Probleme mit einem gender gap oder Stern gelöst sind. Wie man aber an rechtspopulistischen Debatten der AfD, auf Wikimannia und bei Veranstaltungen wie der „Demo für Alle“ sieht, ist z.B. eine gegenderte Schreibform auch kein Nebenschauplatz, sondern ein heiß umkämpftes Feld. So ist der Antifeminismus in rechts-konservativen Argumentationen mittlerweile eine bindende Kraft geworden, darauf können sich alle verständigen. Eine feministische Sprachpraxis scheint mir eine angemessene Form des Widerstands gegen solcherlei rückwärtsgewandte Gesinnungen.

Antifeministische Thesen kommen nicht immer, aber immer auch aus rechts-konservativen Ecken. Der Widerstand gegen „den Genderwahn“, der sich unter sogenannten Männerrechtlern formiert, die natürlich Verbindungen zu Gruppierungen wie der AfD haben, sogenannte „Gender Kongresse“ ins Leben rufen und Wikimannia als „Hilfsportal“ initiieren, findet einen Widerhall auch in „aufgeklärten“, „progressiven“ und „linksliberalen“ Gefilden. „Es muss doch gesagt werden können“, dass z.B. „mehr Männer in die Soziale Arbeit müssen“, „Jungs die neuen Bildungsverlierer sind“ und „der Genderwahn um sich greift“. Eine Aussage wie „feministische Sprachkritik ist unpolitisch“ sollte da ebenso hellhörig machen

Herkunftsland und somit das Umfeld sind bereits durch die Eltern determiniert. Andere Aspekte werden erst nach der Geburt gesellschaftlich hergestellt, wie die Zuschreibungen anhand eines i.d.R. bei der Geburt zugeschriebenen Geschlechts, dass Auswirkung auf die Erziehung und die weitergehende Behandlung von Personen in deren Leben hat.

wie die Frage, ob ich nicht auch lieber von „Menschen mit nationalsozialistischem Hintergrund“ sprechen sollte.

Hochschulen sind kein Ort außerhalb der Gesellschaft und nicht entkoppelt von ihr, und wenn ein AfD-Mitglied an einer Universität einen Vortrag über Gender halten darf, ist dies nicht nur erschreckend, es zeigt auch, welches Potential in dieser Thematik liegt und wie wichtig es ist, darüber zu sprechen.

Literatur

Butler, Judith 2012: Das Unbehagen der Geschlechter. Gender Studies. Vom Unterschied der Geschlechter. Frankfurt a. M.

Schmid, Gloria 2014: Sprache Macht Soziale Arbeit. Saarbrücken

Sow, Noah 2009: Deutschland Schwarz Weiß. Der alltägliche Rassismus. München

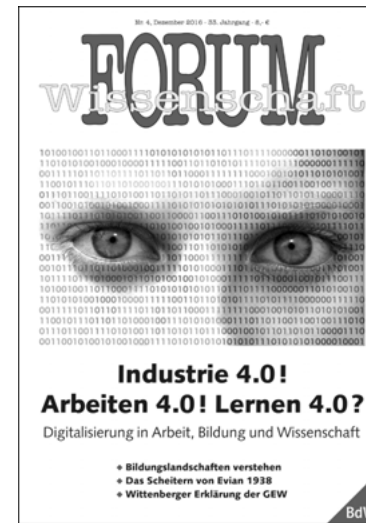
Gloria Schmid, Feldstr. 9, 63071 Offenbach

E-Mail: gloria.schmid@kultur-kollektiv.de

**DIE
SINNE
SCHÄR-
FEN!!!
JETZT
TESTEN:
4 Ausgaben für 10 €**
Bestellungen: www.akweb.de



analyse & kritik
Zeitung für linke
Debatte und Praxis



Forum Wissenschaft 4/2016

Industrie 4.0! Arbeiten 4.0! Lernen 4.0?

Digitalisierung in Arbeit,
Bildung und Wissenschaft

Einzelheft: 8 € · Jahresabo: 28 €

Bund demokratischer
Wissenschaftlerinnen und
Wissenschaftler (BdWi)

www.bdwi.de · service@bdwi.de

Tel.: (06421) 21395

»Zukunft« ist derzeit allerorten Debattenthema im veröffentlichten Raum. Dabei spielen technologische Umwälzungen (selbstfahrende Autos) ebenso eine Rolle wie gesellschaftspolitische Fragen (Zukunft der Rente).

Und immer wieder taucht das Schlagwort »Industrie 4.0« auf. Darunter wird eine Form der technisch weitgehend selbstorganisierten Produktion verstanden, in der intelligente Systeme digital vernetzt arbeiten und Menschen, Maschinen, Anlagen und Logistik miteinander kommunizieren und kooperieren. Die damit verbundenen technologischen Sprünge führen zur Reduzierung der benötigten menschlichen Arbeitskraft.

Vermutlich wird mehr als die Hälfte der heutigen Arbeitsplätze in den kommenden 20 Jahren verschwinden und mit ihnen manche Berufsbilder (z. B. LKW-FahrerInnen). Welche Folgen diese Entwicklungen für die Gesellschaft haben werden und wie wir uns schon heute darauf einstellen können, bedarf wissenschaftlicher Analysen und gesellschaftlicher Debatten.

Neben der Arbeit der Zukunft beschäftigt uns auch, wie Bildung und Wissenschaft in der Zukunft aussehen können – oder sollen? – und wie die Digitalisierung schon heute den schulischen und akademischen Alltag beeinflusst.



Michael May

Die Bedeutung non-verbaler Kommunikationsformen für personenbezogene soziale Dienstleistungen

Bisher konzentrieren sich Analysen über Verständigungsprozesse in der Sozialen Arbeit vor allem auf den verbalen Bereich. Das, was nonverbal in diesen Prozessen passiert, hat bisher so gut wie keine Aufmerksamkeit erfahren. Selbst in der Methodenliteratur – abgesehen von bestimmten Fokussierungen in der Erlebnispädagogik – finden leibliche Lebensäußerungen kaum Beachtung. Demgegenüber haben in den letzten Jahren mikroanalytische Verlaufsstudien von Psychotherapieprozessen für Furore gesorgt, weisen sie doch bei selbst so verballastigten Therapieverfahren wie der Psychoanalyse, die enorme Bedeutung non-verbaler Kommunikationsformen für den Therapieverlauf nach. Um wie viel bedeutsamer müssten diese dann erst für die Soziale Arbeit sein!

Interessanter Weise erfahren durch diese Studien Arbeiten der ersten Dissidenten der Psychoanalyse eine Rehabilitierung, die schon als Zeitgenossen Freuds ihren Fokus genau darauf gerichtet haben. In Ermangelung spezieller Arbeiten aus dem Bereich Sozialer Arbeit sollen die Erkenntnisse jener Studien aus dem Bereich der Therapieforschung – und wie diese nun bezüglich der Beachtung non-verbaler Kommunikation und sinnlicher Lebensäußerungen in unterschiedlicher Weise in der Psychotherapie aufgegriffen werden – in ihrer Bedeutung für die Soziale Arbeit diskutiert werden. Zugleich soll jedoch auch in den Blick gerückt werden, welche Perspektiven im Hinblick auf einen professionellen Umgang mit non-verbaler Interaktionen und leiblichen Lebensäußerungen durch die Arbeiten jener frühen Dissidenten der Psychoanalyse für die Soziale Arbeit eröffnet werden.

Unterschiedliche Formen und Codes der Kommunikation: ein Problemaufriss

„Menschliche Kommunikation bedient sich digitaler (verbaler) und analoger (non-verbaler, nicht-sprachlicher) Modalitäten (Ausdrucksmittel)“ (Watzlawick/

Beavin/Jackson 2007: 68). Viele Begriffe dieses 4. Axioms der pragmatischen Kommunikationstheorie scheinen problematisch. So leuchtet die Charakterisierung verbaler Modalitäten der Kommunikation als „digital“ und die von non-verbale Modalitäten als „analog“ ebenso wenig ein wie die Kennzeichnung Letzterer als „nicht-sprachlich“. Darauf verweist schon der gängige Begriff der „Körpersprache“.

Ob non-verbale Kommunikationsweisen vieldeutiger sind als verbale – was die Behauptung von Watzlawick et al. nahe legt, „analoge Kommunikationen [...] ermangeln [...] die für eindeutige Kommunikation erforderliche logische Syntax“ (ebd.) – oder ob sie in bestimmten Aspekten sogar klarere Aussagen erlauben, scheint keineswegs eindeutig zu sein. So findet sich bei ihnen ja wenige Seiten zuvor der Satz „eine Geste oder eine Miene sagt uns mehr darüber, wie ein anderer über uns denkt, als hundert Worte“ (ebd.: 64). Und während sie „digitale[n] Kommunikationen [...] eine auf dem Gebiet der Beziehungen unzulängliche Semantik (Bedeutungslehre)“ (ebd.: 68) zuschreiben, besitzen ihrer Ansicht nach die analogen genau „dieses semantische Potential“ (ebd.). Da es sich ja um axiomatische Aussagen handelt, bemühen sie sich nicht groß um eine Begründung. Und auch bei dem oft zitierten Satz „der Körper lügt nie“ (Worm 2007a), handelt es sich um eine hoch interpretationsbedürftige Behauptung. In jedem Fall kann es nicht nur Widersprüche zwischen verbalen und non-verbale Kommunikationen, sondern auch auf rein körpersprachlicher Ebene widersprüchliche Äußerungen geben, ebenso wie verbale Aussagen, selbst wenn sie einer „logischen Syntax“ folgen, widersprüchlich sein können, wofür die Ausführungen von Watzlawick et al. selbst als Beispiel herangezogen werden könnten.

Bei aller Unklarheit und fragwürdiger Axiomatik scheint jedoch die Unterscheidung verbaler und non-verbale Kommunikationen sowohl analytisch wie auch für professionelles Handeln von einiger Bedeutung zu sein. Dass in der Sozialen Arbeit non-verbale Kommunikationen bisher kaum Aufmerksamkeit erfahren, ist dabei insofern erstaunlich, als viele derjenigen, die Soziale Arbeit zu erreichen versucht, nicht über ein verbal differenziertes Ausdrucksvermögen, oder – wie Basil Bernstein (1981) es ausgedrückt hat – einen *elaborierten Code* verfügen. Wie Bernstein herausgearbeitet hat, ist ein solcher Code gerade dort wichtig, wo es kein geteiltes Wissen gibt. Das ist aber in der Regel in personenbezogenen sozialen Dienstleistungen Sozialer Arbeit der Fall, da diejenigen, die diese mehr oder weniger freiwillig nutzen, zumeist einem anderen soziokulturellen Milieu entstammen als die Professionellen.

In vielen Fällen dürfte der Code, mit dem sich Erstere zu verständigen suchen, eher dem zuzuordnen sein, was Bernstein als *restringierter Code* bezeichnet. Seiner Analyse zufolge erweist sich dieser dort als nützlich, wo es auf der Basis einer

auf Gemeinschaft gegründeten Kultur eine große Menge geteiltes Wissen unter den Sprechenden gibt, da er es diesen ermöglicht, mit wenigen Worten viel auszudrücken. Zwar lässt sich der Begriff *restringiert* auch so lesen, dass bestimmte *elaborierte* Ausdrucksformen herrschaftlich blockiert wurden. Dies scheint zu einem hohen Grad mit einer Blockierung von entsprechenden Erfahrungen einherzugehen, denn für bestimmte Erfahrungszustände verfügen Menschen, die dem *restringierten Code* zugeordnet werden, über eine sehr differenzierte, oft subkulturell geprägte Terminologie. So nutzen beispielsweise Streetgangs, die ich praxisforschend begleitet habe, sehr verschiedene, fein justierte Ausdrücke für das, was in anderen Milieus schlicht als Wut oder Ärger bezeichnet würde.

Auch Bernstein betont, dass ein restringierter Code ein riesiges Potential von Bedeutungen und eine eigene Ästhetik enthält, wobei „durch Wechsel in der Betonung, Tonhöhe, (im) Sprachrhythmus, Gesichtsausdruck, Gestik“ (Bernstein 1970: 18) „der extraverbale Teil der Kommunikation [...] zum hauptsächlichsten Übermittler individueller Modifikationen und auf diese Weise auch individueller Unterschiede“ (ebd.: 19f.) wird. Demzufolge kann ein schlichter Drei-Wort-Satz, wie „Na Du arschloch!“, je nachdem, in welche non-verbale Kommunikationen er eingebettet und wie er situiert ist, nicht nur eine Beleidigung bedeuten, sondern in einem bestimmten soziokulturellen Milieu, wie z.B. dem der Streetgangs, durchaus auch die Begrüßung eines Freundes darstellen. Ein weiteres Beispiel dafür wäre die Anrede als „Nigger“ unter Schwarzen. Damit scheint auf den ersten Blick die Annahme von Watzlawick et al. bekräftigt, dass Inhaltsaspekte digital bzw. verbal, Beziehungsaspekte hingegen analog bzw. non-verbal kommuniziert werden. Allerdings sind Kommunikationen über Beziehung, die verbal, im *elaborierten Code* stattfinden, auch außerhalb therapeutischer Settings weit verbreitet.

Einen etwas differenzierteren Blick eröffnen diesbezüglich die symboltheoretischen Arbeiten Alfred Lorenzers (1974; 2006). Darin unterscheidet er zwischen *sinnlich-symbolischen* und *sprachlich-symbolischen Interaktionsformen*. Im Anschluss an Susanne Langer (1992) charakterisiert er die primär non-verbale, *sinnlich-symbolischen Interaktionsformen* als *präsentative* – darstellenden – Symbolik. Demgegenüber stützen sich *sprachlich-symbolische Interaktionsformen* auf eine diskursiv – begriffliche – Symbolik. Diese erfüllt primär eine *denotative* Funktion, trachtet also über die kontext- und situationsunabhängige Grundbedeutung eines sprachlichen Ausdrucks das Gemeinte einzugrenzen. In der *präsentativen Symbolik* der sich primär non-verbal vollziehenden *sinnlich-symbolischen Interaktionsformen* schwingen hingegen – bewusst oder unbewusst – affektive und emotionale Bedeutungskomponenten mit, denen primär eine *konnotative* Funktion zukommt. Im Unterschied zu auf Verallgemeinerbarkeit zielenden *sprachlichen Symboli-*

ken verweisen die Bedeutungsgehalte *sinnlich-symbolischer Interaktionsformen* auf die konkrete, dreistellige Beziehung zwischen den Interagierenden und der non-verbale, *präsentativen Symbolik*, derer sie sich dabei bedienen, sowie dem Gemeinten. Als in diesem Sinne kontextabhängig sind die *Konnotationen* der *präsentativen Symbolik*, auf die sich non-verbale, *sinnlich-symbolische Interaktionsformen* stützen, deshalb stets variabel, jedoch keineswegs beliebig.

Zur Dekodierung nonverbaler Interaktionen

Vor dem Hintergrund von Lorenzers Theorie lässt sich auch die bezüglich des Postulates „der Körper lügt nie“ angesprochene Problematik in dialektischer Weise auflösen. So geht auch Lorenzer davon aus, dass sich besonders in *szenischen* Interaktionen gerade non-verbal eine „Wahrheit“ (1974) artikuliert. Diese kann durchaus widersprüchlich sein – ja, Widersprüche können sich aus Lorenzers Perspektive sogar so konflikthaft zuspitzen, dass es zu *Desymbolisierungen* kommt. Als Ersatz für den sowohl aus der *sinnlichen* wie der *sprachlichen* Symbolik ausgeschlossenen Teil tritt dann ein *Klischee* (vgl. Lorenzer 1972: 13ff.), das zu einem stereotypen Muster erstarrt, das in Situationen, die *szenisch* an einen solchen dramatischen Konflikt erinnern, evoziert wird. Aber selbst in einem *elaborierten* sprachlichen Kode können *Desymbolisierungen* stattfinden, die sich auf bestimmte bedrohliche emotionale Gehalte beziehen. Wenn Sprache in einer solchen Entleerung von Sinnlichkeit zu einer rein *denotativen* Abstraktion erstarrt, spricht Lorenzer von *Zeichen*. Nur für diese – nicht für *sprachliche Symbolik* allgemein – gilt, was Watzlawick/Beavin/Jackson für *digitale Kommunikationen* postulieren, dass sie „eine auf dem Gebiet der Beziehungen unzulängliche Semantik (Bedeutungslehre)“ (2007: 68) verfügen. Während *Klischees* nur dadurch aufzubrechen sind, dass ihr *desymbolisierter* Teil wieder sinnlich/sprachlich symbolisiert wird, plädiert Lorenzer (1995: 84) bezüglich *Zeichen* für eine *Symbolzertrümmerung* durch Rückgriff auf die Ebene der *präsentativen* Symbolik mit ihren *sinnlich-konnotativen* Bedeutungszusammenhängen.

Es stellt sich jedoch zugleich die Frage, wie trotz solcher *Desymbolisierungen* die sich *szenisch* vor allem non-verbal in bestimmten *Interaktionsformen* artikulierende „Wahrheit“ dekodiert werden kann. Lorenzer (1988) plädiert diesbezüglich für eine „Hermeneutik des Leibes“. Bewusst greift er dabei auf den Begriff des *Leibes* zurück und nicht auf den des Körpers. So verweist dem Deutschen Wörterbuch der Gebrüder Grimm (2004) zufolge der Begriff *Leib* auf „*leben [...] lebender, person*“ (ebd.: Bd. 12, Sp. 580, 48), während der Begriff *Körper* vorwiegend „in der bedeutung leichnam“ (ebd.: Bd.11, Sp. 1833, 48) gebraucht wurde. Ent-

sprechend hat auch Rolf Kühn darauf aufmerksam gemacht, dass ein „absolut phänomenologische[s] Leibsein“ (2007: 595) stets mehr bedeutet als „sichtbarer Körper“ (ebd.: 609). Demgegenüber bedienen sich viele auf den *Körper* bezogene, diagnostische Systematisierungsansätze, die sich an klassisch psychiatrische Klassifikationsschemata anlehnen (Röhrich 2007a, 2007b: 259) oder sich an den Strukturachsen der „Operationalisierten Psychodynamischen Diagnostik (OPD)“ orientieren (Küchenhoff 2007), ebenso wie andere Instrumentarien der Körperbild-Diagnostik (Arnim/Joraschky/Lausberg 2007; Arnim 2013; Joraschky/Pöhlmann 2013) einer Perspektive, als ob sie „es vornehmlich mit physikalischen, objektivierbaren Körpern und Realitäten zu tun“ (Marlock 2007: 143) hätten.

Eine von Marx in seiner „Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“ (1978) getroffene Unterscheidung paraphrasierend, handelt es sich bei den angesprochenen diagnostischen Instrumentarien, die Körper und „Körperinszenierungen“ (Küchenhoff 2007) subsumtionslogisch zu systematisieren suchen, um eine „Sache der Logik“ (Marx 1978: 216), formulieren diese doch Regeln, die festlegen, wie diagnostische Einordnungen – aus der Perspektive der jeweiligen „Logik“ der Systematisierung – korrekt verwendet werden. Sie stellen damit nichts anderes dar als Problemdeutungen, die sich in der Legitimation professionell stellvertretender Krisenintervention (Oevermann 1996; 2009) bewährt haben und nun – insofern der Geltungsgrund dieser professionellen Prädikation in der Wissenschaft liegt *cit_af_ref_bf* (Oevermann, 2001 – in Begriffen des Allgemeinen zu rekonstruieren versucht werden. Dabei unterstellen jene Instrumentarien als Klassifikationssysteme eine direkte Übersetzbarkeit von konkreter „leiblicher“ Fallstruktur in entsprechend abstrakte „körperliche“ Diagnosekategorien. Die dynamische „Logik der Sache“ (Marx 1978: 216) performativer leiblicher Inszenierungen dürfte jedoch mit jenen diagnostischen Instrumentarien, die „Körperliches“ aufgrund der „Sache der Logik“ (ebd.) der jeweils zugrunde gelegten Theorie zu operationalisieren beanspruchen, gerade nicht zu erfassen sein.

Demnach wäre vor dem Hintergrund von Lorenzers Theorie Watzlawick/Beavin/Jacksons Postulat, „analoge Kommunikationen [...] ermangeln [...] die für eindeutige Kommunikation erforderliche logische Syntax“ (2007: 68), dahingehend zu relativieren, dass die *präsentative Symbolik* non-verbaler *sinnlich-symbolischer Interaktionsformen* durchaus über eine Eigenlogik verfügt, die Marx als „Logik der Sache“ bezeichnet. Die *Konnotationen* dieser *präsentativen Symbolik* sind jedoch eher assoziativer Art und versperren sich bzw. liegen zumindest quer zur „Sache der Logik“, nach der in jeweils spezifischer Art und Weise solche körperdiagnostischen Instrumentarien aufgebaut sind. So hat beispielsweise Thomas Reinert mit guten Gründen davor gewarnt, schon „die Bedeutung bestimmter

Symptom-Verhaltensweisen bei verschiedenen Patienten nur aus der Phänomenologie heraus gleichzusetzen. Und sogar bei einem einzigen Menschen können bestimmte Verhaltensweisen zu verschiedenen Zeitpunkten jeweils anderen Gefühlshintergründen entspringen“ (2007: 499).

Lorenzer plädiert deshalb in seinem Konzept einer *Hermeneutik des Leibes* für ein *szenisches Verstehen*, in dem auch das *psychologische* und *logische Verstehen* dialektisch mit aufgehoben werden. Während im Rahmen der Sozialisation (vgl. Lorenzer 1972) bereits lange vor dem Spracherwerb – ja sogar schon vor der Entwicklung *sinnlich-symbolischer Interaktionsformen* – zunächst ein unmittelbares *szenisches Verstehen* von Interaktionen entwickelt wird, um dann ebenfalls noch vor dem *sprachlichen Verstehen* durch ein quasi *psychologisches Verstehen*, das sich auf das *WIE* von *Interaktionsformen* konzentriert, und schließlich mit der Entwicklung des begrifflichen Denkens auch noch durch ein *logisches Verstehen* ergänzt zu werden, wird diese Entwicklung in der *Hermeneutik des Leibes* geradezu umgekehrt. So gilt es, das bei Professionellen vorherrschende *logische Verstehen sprachsymbolischer Interaktionsformen* nicht nur durch Einbezug auch der non-verbalen, *sinnlich-symbolischen* Dimension *psychologisch* im Hinblick auf das *WIE* zu weiten, sondern darüber hinaus sogar die unbewusste Dimension durch ein Sich-Einlassen auf ein die *Sache der Logik* außer Acht lassendes, unmittelbares, *szenisches Verstehen* mit einzubeziehen.

Die Bedeutung non-verbaler Verständigung in professionellen personenbezogenen Dienstleistungen

Welche Bedeutung solchen nicht nur non-verbal, sondern zum großen Teil sogar unbewusst ablaufenden *szenischen Interaktionen* selbst in einem primär auf Verbalisierungen setzenden therapeutischen Setting zukommt, in dem sich die Beteiligten eines Codes bedienen, der – Bernsteins Unterscheidung folgend – zweifellos dem *elaborierten Code* zuzuordnen wäre, zeigt Streecks auf Videomitschnitte gestützte „Mikroethnographie der Psychotherapie“ (Streeck 2004: Kap. 3). So demonstriert Streeck anhand zweier Erstinterviews, dass bereits in den allerersten Augenblicken des Aufeinandertreffens der therapeutisch Tätigen mit den an ihrer therapeutischen Dienstleistung Interessierten, non-verbale Kommunikationen ablaufen, in denen die Art der sich damit anbahnenden therapeutischen Beziehung im Kern enthalten ist (ebd.: 170). Streeck untersucht dann weiter auf der Basis entsprechender Videomitschnitte, wie die vielfältigen, feinen, non-verbale gestischen und mimischen Veränderungen – zum großen Teil wohl jenseits des Bewusstseins – als Mittel der Kommunikation wirken und welche weitreichenden Wirkungen sie nicht nur auf

die therapeutische Beziehung, sondern sogar auf den Behandlungserfolg haben. Nicht erst wenn solche non-verbale Kommunikationen in einem *elaborierten Code* verbal zur Sprache kommen, tritt „unübersehbar zutage, daß das Geschehen zwischen Patient und Therapeut nicht nur mit Worten abgewickelt wird und Worte nicht einmal immer das vorherrschende Medium ihrer Verständigung sind“ (ebd.: 14), wird doch „das Im-Kontakt-mit-anderen-Sein und dementsprechend auch das Verhältnis von Patient und Psychotherapeut nicht im Erzählen, sondern im Vollzug von Interaktion geregelt“ (ebd.: 15). Um wie viel mehr erst gilt dies für die Soziale Arbeit und deren Settings, die ja häufig nicht in solchen klaren, institutionalisierten Strukturen wie denen der Psychotherapie geregelt sind, sondern alltagsnah, ja häufig sogar im unmittelbaren Lebensumfeld der Nutzenden auszugestalten sind.

Schon zuvor zeigten mikroanalytische Untersuchungen von Verläufen psychodynamischer Therapien, wie sie von Stern (2005) und der Boston Change Process Study Group (BCPSG) (Stern et al. 2012) durchgeführt wurden, dass ein – wie sie es nennen – *Vorangehen* in Therapieerläufen ständige, als *relationale Schritte* bezeichnete, subtile Prozesse emotionaler Abstimmung erfordern, die in erster Linie – aber nicht ausschließlich – non-verbal erfolgen. Der nicht unbedingt an eine gezielte professionelle Therapieplanung erinnernde Begriff von *Vorangehen* ist dabei bewusst gewählt, zeigen ihre mikroanalytischen Verlaufsstudien therapeutischer *Veränderungsprozesse* doch, dass diese nicht einer zu Beginn festgelegten und dann unveränderbaren Zielsetzung folgen. Vielmehr modifiziert und verändert sich die Ausrichtung der Therapie in einem „eher umherschweifende[n] als zielgerichtete[n] Prozess des Suchens und Findens eines möglichen Weges, den man dann wieder verliert, um etwas später erneut auf ihn zu treffen (oder einen anderen einzuschlagen)“ (Stern 2005: 157f.), bis dahin, dass „Ziele [...] häufig erst im Vorgehen entdeckt“ (ebd.: 158) werden. *Vorangehen* dürfte so erst recht ein angemessener Begriff sein, um Prozesse personenbezogener sozialer Dienstleistungen in der Sozialen Arbeit zu fassen. Und wenn die Mikroanalysen der BCPSG zeigen, dass solche relationalen Schritte zwar auch „aus hochabstrakten Denkvorgängen resultieren [können], doch die meisten [...] sich vor allem an affektiven Signalen [orientieren], durch die jeder relationale Schritt eine evaluative Valenz oder Richtung erhält“ (Stern et al. 2012: 90), dann dürfte den dafür notwendigen non-verbale Kommunikationen in der Sozialen Arbeit eine noch viel größere Bedeutung zukommen.

Nun plädiert ja Oevermann in seiner *strukturanalytischen Bestimmung eines professionellen Arbeitsbündnisses stellvertretender Krisenbewältigung* – gestützt auf das für ihn in dieser Hinsicht prototypische, psychoanalytische Therapiesetting – für eine Auflösung der widersprüchlichen Pole, in dem sich die Beteiligten „als ganze

Personen in der Logik diffuser Sozialbeziehungen aneinander binden, obwohl sie grundsätzlich in der spezifischen Sozialbeziehung [...] einer [...] Dienstleistung verbleiben“ (Oevermann 2009: 117). Die psychoanalytische Grundregel der freien Assoziation übersetzt er in diesem Zusammenhang für die Nutzenden der sozialen Dienstleistung *stellvertretender Krisenbewältigung* als: „Sei diffus!“ (ebd.), die therapeutische Abstinenzregel für die professionellen Dienstleistenden als: „Bleibe spezifisch“ (ebd.). Im Hinblick auf die Sozialer Arbeit ist für Oevermann dabei die Frage noch offen, „ob und wie diese widersprüchliche Einheit von spezifischen und diffusen Sozialbeziehungen im pädagogischen Handeln in ein professionalisiertes Arbeitsbündnis überführt werden kann, damit die potentiell negativen Entwicklungsfolgen kontrolliert vermieden und die entwicklungsfördernden Potentiale kontrolliert geweckt werden“ (Oevermann 1996: 148). Unabhängig davon, dass bei dialogischeren Varianten Sozialer Arbeit, welche bewusst auf eine „stellvertretende Krisenbewältigung“ verzichten, entsprechende „potentiell negative[] Entwicklungsfolgen“ (ebd.) gar nicht „kontrolliert vermieden“ (ebd.) werden müssen, weil sie dort gar nicht auftreten können, ist darauf hinzuweisen, dass selbst in psychoanalytischen Therapieprozessen, die ebenfalls zu den von Stern und der BCPSG mikroanalytisch untersuchten Verläufen psychodynamischer Therapien gehörten, bei *relationalen Schritten* Signale und Reaktionen zumeist „so schnell erfolgen, dass sie nicht gleichzeitig in Worte übersetzt und bewusst bedacht werden können“ (Stern et al. 2012: 90).

Noch stärker wird Oevermanns Theorie allerdings dadurch in Frage gestellt, dass häufig den – metaphorisch ausgedrückt – ‘Quantensprüngen’ im *Vorangehen* geradezu schicksalhafte Momente vorausgehen, in denen „das intersubjektive Feld [...] dramatisch umorganisiert“ (Stern 2005: 172 f.) werden muss, weil „der habituelle Rahmen – die bekannte, vertraute intersubjektive Umwelt der Therapeut-Patient-Beziehung – sich plötzlich verändert hat oder Gefahr läuft, sich zu verändern“ (Stern et al. 2012: 35). Sie weisen deshalb Parallelen auf zu dem, was in der griechischen Antike *Kairos* genannt wurde. Da die damit verbundenen, in der Regel nicht verbalisierten Gefühle „eine starke affektive Aufladung der dyadischen Atmosphäre“ (Stern 2005: 174) bewirken, durch welche „die Beteiligten in solchen Augenblicken vollständig [...] in den Gegenwartsmoment hineingezogen“ (ebd.) werden – „etwas anderes als *Jetzt* gibt es nicht“ (ebd.) – sprechen Stern und die BCPSG von *Jetzt-Momenten*.

Dabei handelt es sich in aller Regel um eine Verletzung des therapeutischen Settings, z.B. dahingehend, dass der Analysand sich plötzlich von seiner Couch erhebt und sich seinem Analytiker zuwendet mit der Bemerkung: „Ich wollte nur einmal sehen, ob sie Kreuzworträtsel lösen“. In der Sozialen Arbeit finden solche

Setting-Verletzungen noch weitaus häufiger statt. Hoch bedeutsam ist in diesem Zusammenhang die von der Forschungsgruppe gewonnene Erkenntnis, dass ein Einklagen des Settings seitens der Therapeutinnen und Therapeuten sich als noch weniger förderlich für den Prozess des therapeutischen *Vorangehens* erwies als eine Deutung der Settingverletzung, die ja neben ihrer Inhaltlichkeit als therapeutische Intervention auch zentral dazu beitragen soll, das Setting wieder herzustellen. Vielmehr ist es ihren Studien zufolge ein sogenannter *Begegnungsmoment*, „der die durch den Jetzt-Moment heraufbeschworene Krise löst“ (ebd.: 175). Dazu muss der *Jetzt-Moment* als *Kairos* „ergriffen und gemeinsam als solcher (an)erkannt“ (Stern et al. 2012: 68) werden, indem „jeder der beiden Partner etwas Einzigartiges und Authentisches in Reaktion auf den Jetzt-Moment beisteuert. [...] Diese Reaktion [muss] auf der Stelle und abgestimmt auf die Einzigartigkeit der unerwarteten Situation erfolgen. [...] Dies ist notwendig, weil der ‘Jetzt-Moment’ den initialen intersubjektiven Kontext aus dem Gleichgewicht gebracht hat; folglich muss ein neuer intersubjektiver Kontext ausgestaltet werden“ (ebd.), indem „in einem Moment der agierten affektiven Intersubjektivität“ (Stern 2005: 179) „von mehreren Sekunden Dauer“ (ebd.) „gleichzeitig auf multiplen Ebenen eine spezifische (An-)Erkennung der subjektiven Realität oder intentionalen Richtung des Anderen“ (Stern et al. 2012: 155) erfolgt. Übersetzt in die Terminologie Lorenzers ließe sich auch von einem gelingenden Moment *szenischen Verstehens* sprechen.

Stern postuliert, dass in solchen *Begegnungsmomenten* „die Beteiligten auf dem Höhepunkt des Augenblicks [...], während sie vorangehen, [...] eine emotionale narrative Landschaft mit ihren Hügeln und Tälern von Vitalitätsaffekten [passieren], mit ihrem (unaufhörlich strömenden) Intentionalitätsfluss und ihren Gipfeln dramatischer Krisen. Es ist eine Reise, die in die sich entfaltende Gegenwart eingebettet ist“ (Stern 2005: 179) und in der beide eine „nicht durch Worte vermittelt[e] oder umformuliert[e]“ (ebd.) – mit Lorenzer gesprochen – *szenische* Erfahrung teilen, „noch während sie sich entfaltet“ (ebd.). Interessant im Hinblick auf professionelles Handeln und Oevermanns Strukturtheorie ist, dass Stern – vor dem Hintergrund der Beobachtungen seiner Forschungsgruppe, dass sich unmittelbar nach einem solchen *Begegnungsmoment* „ein ‘offener Raum’ erschließt, in dem die Partner sich aus dieser besonderen Begegnung lösen“ (Stern et al. 2012: 69) – davor warnt, diesen *offenen Raum* durch eine Verbalisierung des *Begegnungsmoments* zu füllen. „Stattdessen sollte man ihn sein Werk verrichten und seine eigene unmittelbare Bestimmung finden lassen“ (Stern 2005: 177). Denn die Forschungsgruppe nimmt an, „dass der offene Raum beiden Beteiligten Gelegenheit gibt, die Konsequenzen ihres Begegnungsmomentes zu assimilieren und in dem veränderten intersubjektiven Zustand, in dem sie sich nun befinden,

ein neues Gleichgewicht herzustellen“ (Stern et al. 2012: 69). Möglicherweise lässt sich ein Befolgen dieses Rates dann wieder mit Oevermanns Regel „Bleibe spezifisch!“ (Oevermann 2009: 117) in Verbindung bringen. Der vorhergehende *Begegnungsmoment* selbst aber mit Sicherheit nicht.

Körperlesen?

André Sassenfeld hat die These vertreten, dass Grundlage dessen, was Stern und BCPSG *relationale Schritte* nennen, aber auch wie in Reaktion auf einen *Jetzt-Moment* „jeder der beiden Partner etwas Einzigartiges und Authentisches [...] abgestimmt auf die Einzigartigkeit der unerwarteten Situation“ (Stern et al. 2012: 68) beisteuert, um diese Kairos-artige Situation dadurch gemeinsam in einen *Begegnungsmoment* aufzuheben, dass „gleichzeitig auf multiplen Ebenen eine spezifische (An-)Erkennung der subjektiven Realität oder intentionalen Richtung des Anderen“ (ebd.: 155) erfolgt, ein Wahrnehmungsprozess ist, den er als *implizites reziprokes Körperlesen* bezeichnet: „Das Gehirn liest das nonverbale Verhalten anderer – emotionale Gesichtsausdrücke und körperliche Gesten mit eingeschlossen – und baut von diesen komplexen Wahrnehmungen ausgehend Schlussfolgerungen über innere Zustände, die dem nonverbalen Verhalten des anderen zugrunde liegen, auf“ (Sassenfeld 2013: 104). Abgesehen von dem aus Lorenzers Perspektive unangemessenen *Körper*-Begriff hat Sassenfeld damit einen *Verstehens*-Prozess beschrieben, der aus Lorenzers Perspektive an der Schnittstelle zwischen *psychologischen* und *szenischen Verstehen* anzusiedeln ist.

Sassenfeld interpretiert die Arbeiten von Stern und der BCPSG so, dass dieses von ihm als *implizites reziprokes Körperlesen* bezeichnete Verstehen nicht nur „eine wesentliche Rolle im psychotherapeutischen Veränderungsprozess spielt“ (ebd.: 106), sondern „dass Veränderungen unmittelbar von der Art und Weise, die das implizite Körperlesen in der Beziehung zwischen einem bestimmten Patienten und einem bestimmten Therapeuten annimmt, abhängt“ (ebd.). Dieses Postulat wäre dann auch auf das *Vorrangehen* im Rahmen von Arbeitsbündnissen der Sozialen Arbeit zu beziehen, unabhängig davon, ob sie sich an Oevermanns Modell *stellvertretender Krisenbewältigung* orientieren oder an der Förderung *menschlicher Verwirklichung* (May 2009) in entsprechenden Bildungsprozessen *des* und *am* Sozialen (Kunstreich/May 1999). Ja, viele Bildungsprozesse *am* Sozialen dürften genau von dem gespeist sein, was Sassenfeld *implizites reziprokes Körperlesen* und Lorenzer *szenisches Verstehen* nennt.

Sassenfeld erinnert daran, dass „diese grundlegende menschliche Fähigkeit des Körperlesens [...] in der psychotherapeutischen Fachliteratur wohl von Wil-

helm Reich als Erstem klar erwähnt“ (ebd.: 105) und „sogar zu einer wichtigen klinischen Technik der Diagnose und Intervention weiterentwickelt worden“ (ebd.) ist. Reichs Blick richtete sich dabei auf das „allgemeine [...] Gehabe[, in Sprechart, Gang, Mimik und besonderen Verhaltensweisen (Lächeln, Höhnen, geordnet oder verworren Sprechen, Art der Höflichkeit, Art der Aggressivität usw.)“ (Reich 2010: 56). Reich glaubte genau darin verfestigte Konfliktbewältigungsmuster zu erkennen. Von daher bewegte er sich noch stärker auf der Ebene dessen, was Lorenzer *psychologisches Verstehen* nennt und streifte gerade mal die Grenze *szenischen Verstehens*.

Nicht erwähnt wird von Sassenfeld eine weitere Dimension des Phänomens *implizites reziprokes Körperlesens*, die ebenfalls schon Reich zu einem sozialwissenschaftlichen Analyseinstrument ausgebaut hat. Ein halbes Jahrhundert später hat Bourdieu diese Fähigkeit in seiner *Habitus*-Theorie dann als einen die alltägliche soziale Praxis – besonders aber die Beziehungen zwischen sozialen Gruppen – durchziehenden, sozialen Orientierungssinn thematisiert, „nämlich zu spüren oder zu errahnen“ (Bourdieu 1982: 728), was einem „Individuum mit einer bestimmten sozialen Position [...] entspricht und was nicht“ (ebd.). Bourdieu verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass „die fundamentalsten Prinzipien der Konstruktion und Bewertung der Sozialwelt, jene, die am direktesten die Arbeitsteilung zwischen den sozialen Klassen, Altersgruppen und Geschlechtern wie die Arbeitsteilung von Herrschaft wiedergeben“ (ebd.: 727), durch die jenseits von Bewusstseinsprozessen agierenden Schemata des *Habitus* „im Einordnen der Körper und der unterschiedlichen Beziehungen zum Einsatz“ (ebd.) gebracht werden. Dabei führten Gefühle wie Scham, Zurückhaltung und Ängstlichkeit, „die auch in Situationen entstehen können, die sie nicht fordern“ (1997: 171) zu einer „untergründigen, bisweilen zum inneren Konflikt und der Ichspaltung führenden Komplizenschaft eines Körpers [...] mit der gesellschaftlichen Zensur“ (ebd.), welche „sich den Direktiven des Willens und des Bewusstseins“ (ebd.) entziehe. All dies hat Reich in seinem Begriff von *Charakter* bereits vorweggenommen. So theoretisiert Reich *Charakter* als zugleich „Ausdruck und Summe jener Einwirkungen der Außenwelt auf das Triebleben, die durch Häufung und qualitative Gleichartigkeit ein historisches Ganzes bilden“ (2010: 154), in dem „die Gesellschaft [...] die menschlichen Charaktere“ (1997: 197) formt, die ihrerseits „die gesellschaftliche Ideologie en masse“ (ebd.) und damit zugleich „ihre eigene Unterdrückung in der Lebensverneinung“ (ebd.) reproduzieren.

Während in Bourdieus Theorie solche innere Konflikthaftigkeit nur schwer vereinbar erscheint mit seinem Postulat einer „ursprünglichen synthetischen Einheit des Habitus [...], dem einheitsstiftenden Erzeugungsprinzip aller For-

men von Praxis“ (Bourdieu 1982: 282f.), gründet Reichs Begriff von *Charakter* sowohl auf seinem marxistisch geprägten Begriff grundlegender gesellschaftlicher Widersprüche wie auch seiner psychoanalytischen Theorie einer „Aufspaltung und Gegensatzbildung“ (Reich 1997: 110) zwischen verdrängtem Trieb und einem Anteil, der sich durch erneute Hemmung aufspaltet in eine sich gegen diesen verdrängten Trieb richtende unbewusste Abwehr sowie ein nach außen als „Charakterzug, Symptom, sekundärer Trieb, reaktive Arbeitsleistung“ (ebd.) sichtbar werdendes Verhalten. Was Reich hier noch klassisch psychoanalytisch als *Verdrängung* beschreibt, hat Lorenzer später als *Desymbolisierung* reformuliert und im Rahmen seiner Konzepte von *Klischee* und *Zeichen* ausdifferenziert.

Nun wird mittlerweile ein auf Bourdieus *Habitus*-Theorie gestütztes *Körperlesen* – der *Körper*-Begriff scheint hier angemessen – unter dem Begriff der *Habitus-sensibilität* als eine „neue Anforderung an professionelles Handeln“ (Sander 2014) diskutiert. Dabei droht jedoch sowohl der in Lorenzers Begriffen von *szenischem Verstehen* und *sinnlich-symbolischen Interaktionsformen* hervorgehobene Beziehungsaspekt in Vergessenheit zu geraten als auch deren Reziprozität. So werden doch auch die Professionellen von denjenigen, die ihre personenbezogenen sozialen Dienstleistungen in Anspruch nehmen, sozial und persönlich aufgrund ihrer (non-)verbalen Kommunikationen eingeschätzt (vgl. Müller/Schütte-Bäumner/May 2014).

Sassenfeld hat zweifellos Recht, wenn er darauf hinweist, dass nicht nur bei Reich, sondern auch „in der klassischen Körperpsychotherapie [...] das Körperlesen meistens auf einer expliziten Ebene“ (2013: 105) benutzt wird und dies „sogar eine Theorie der somatischen Charakterbildung voraussetzt“ (ebd.), welche „die bewusste Aufmerksamkeit lenkt“ (ebd.), während „die interaktive Natur der therapeutischen Beziehung – und spezifisch die gegenseitige Natur des Körperlesens auf der impliziten Ebene oft nicht berücksichtigt“ (ebd.) wird. Mit dem Verweis darauf, dass Reich sich noch eher auf der Ebene dessen bewegt, was Lorenzer *psychologisches Verstehen* nennt und *szenisches Verstehen* bestenfalls streift, wurde dies bereits angedeutet. Im Unterschied zu den kritisierten Körperdiagnose-Instrumenten weisen diejenigen, welche in Reichs Tradition Typologien von Charakterstrukturen herausgearbeitet haben, wie z.B. Alexander Lowen (2008), jedoch stets darauf hin, dass die Logik der Charakterbildung konkreter Menschen niemals vollständig unter eine solch idealtypisch herausgearbeitete – und damit auch der „Sache der Logik“ folgende – Charakterstruktur subsumiert werden kann. Diese vermag jedoch dafür zu sensibilisieren, mit welchen (emotionalen) Konflikten Menschen in ihrer Entwicklung konfrontiert waren und wie sie diese zu lösen versuchten. Merkwürdigerweise ist diese Perspektive der

Verkörperung¹ emotionaler Konflikte und ihrer Lösungsversuche sowie deren non-verbalen Ausdrucks im Rahmen psychoanalytischer Sozialarbeit (May 2010: 205ff.) nicht aufgegriffen worden.

Zur Deutung non-verbaler Kommunikationen

Schon in der psychoanalytischen Orthodoxie wurden verbale wie auch non-verbale Äußerungen der zu Analysierenden immer im Hinblick auf Konflikte im Zusammenhang mit Leiblichkeit und Sinnlichkeit bzw. eine in dieser Hinsicht umfassend begriffene Sexualität gedeutet. Dies fand und findet im klassischen klinischen Setting immer verbal statt. Und selbst viele derjenigen, die sich unter solchen Labels wie „(psycho-)analytische Körperpsychotherapie“, „leibfundierte“ oder auch „körperorientierte Psychoanalyse“, „Körperpsychotherapie analytischer Orientierung“ oder auch „Psychoanalyse der Lebensbewegungen“ (Geißler/Heisterkamp 2007b: VI) vor dem Hintergrund der mikroanalytischen Studien von Stern, der BCPSG und Streeck den Ansätzen psychoanalytischer Dissidenten wie Wilhelm Reich (der ja aus der psychoanalytischen Vereinigung ausgeschlossen wurde) wieder annähern, um „die körperliche Dimension im Wirkungsgeschehen zwischen Patient und Therapeut psychoanalytisch und psychotherapeutisch zu erschließen“ (ebd.: V), beschränken sich zum großen Teil noch auf verbale Deutungen. Dabei folgen sie möglicherweise Peter Geißlers Postulat, „dass sprachliche Abstraktionen, z.B. im Sinne von Deutungen, nur dann greifen können, wenn sie genügend sinnesnah sind“ (2007: 137), d.h. *sinnliche* und *sprachliche Symbolik* miteinander vermittelt werden. Im Unterschied zu Reich stützen sie ihre verbalen Deutungen aber auf einen doppelten Fokus der Aufmerksamkeit, der sich nicht nur auf „den beobachtbaren Körperausdruck des Patienten“ (Sassenfeld 2013: 107) beschränkt, sondern die eigene „subjektive Körpererfahrung“ (ebd.) mit einbezieht, um „durch die subtile Wahrnehmung anfangs unklarer und unerklärlicher Empfindungen der Unruhe, der Irritation, des Widerspruchs usw. langsam gewahr [zu werden], dass etwas in der unbewussten Interaktion zwischen ihm und seinen Patienten vor sich geht“ (ebd.). Mit Lorenzer gesprochen, sind sie so auf dem Weg zu einem *szenischen Verstehen*.

Postuliert Sassenfeld, „dass solche Körperempfindungen der impliziten Wahrnehmungs- und Interaktionsprozesse sowie gegenseitigen Beeinflussung entspringen, die zwischen Patient und Psychotherapeut vor sich gehen“ (ebd.),

1 Auch hier scheint der Körper-Begriff angemessen, weil Charakterstrukturen in Reich'scher Tradition stets auf eine Entlebendigung verweisen.

konstatiert auch Siegfried Bettighofer (2007, 2013) vor dem Hintergrund der zitierten Untersuchungsbefunde von Stern, der BCPSG und Streeck, dass „in einem subtilen zirkulären interaktionellen Prozess [...] es schon auf der Ebene der unmittelbaren nonverbalen Kommunikation [...] immer zu einem Mit-Handeln des Therapeuten [kommt], der sich dieser aktiven Partizipation trotz der sehr kontrollierten therapeutischen Situation nicht entziehen kann“ (2013: 108f.). Damit hat er genau das beschrieben, was Lorenzer mit seinem Begriff von *szenischem Verstehen* zu fassen versucht. Um wieviel mehr erst gilt dies für die Soziale Arbeit, die zumeist jenseits solch strukturierter Settings stattfindet.

Bettighofer hebt jedoch hervor, dass es dabei „nie um eine gleichberechtigte Gegenseitigkeit [geht]. Im Zentrum stehen immer die Belange des Patienten, und die grundsätzliche Asymmetrie der therapeutischen Beziehung bleibt durchgehend bestehen“ (2013: 114). Von daher ist im Sinne Oevermanns Regel „Bleibe spezifisch“ (2009: 117) auch für ihn „von grundlegender Bedeutung, ein Verständnis von wirklicher Abstinenz und Neutralität entwickelt zu haben, um den Patienten nicht für unsere Bedürfnisse zu missbrauchen, zu manipulieren oder uns zu einseitig mit spezifischen Anteilen in ihm dauerhaft zu verbünden“ (Bettighofer 2013: 114).

Zwar geht auch Bettighofer im Anschluss an die Arbeiten von Stern davon aus, dass „der Patient“ – wie er ihn nach wie vor nennt – „durch das ‘Etwas Mehr’ der Deutung [...] ein in wesentlichen Gesichtspunkten verändertes konstruktiveres Beziehungswissen [speichert], das in die Gestaltung seiner gegenwärtigen Objektbeziehungen unbewusst einfließt“ (Bettighofer 2007: 61). Dennoch beschränkt sich auch seine therapeutische Praxis darauf, mehr oder weniger unbewusste „leibliche Artikulationen“ verbal in eine Sprache des Bewusstseins zu transferieren. Aus einer konsequent phänomenologischen Perspektive muss diese Übersetzungsleistung jedoch problematisiert werden. So warnt Rolf Kühn in seinem das „Lehrbuch“ von Geißler/Heisterkamp (2007a) abschließenden Beitrag „Der unsichtbare Leib: Affektivität und Fleisch in phänomenologischer Sicht“ davor, dass „die Reflexion oder jede Art von Theorie [...] einem solch absolut phänomenologischen Leibsein nicht nur nichts hinzufügen [kann], sondern [...] sogar dessen innere Natur als originäres oder lebendiges Praxiswissen [verstellt], wenn der ‘Körper’ zum Thema des Denkens wird“ (Kühn 2007: 595). Vor diesem Hintergrund erinnert er auch diejenigen, welche „von einem vitalen, triebhaften, begehrenden, expressiven oder unbewussten »Sein«“ (ebd.: 608) reden, daran, dass „der phänomenologische Status“ (ebd.: 609) zugleich eine „Grundmächtigkeit als Potenzialität im wesenhaft materialen Sinne als *Fleisch der lebendigen Leiblichkeit*“ (ebd.) umfasst. Ganz ähnlich hält Michael Randolph im Hinblick

auf das für viele körperpsychotherapeutische Verfahren zentrale „Konzept der Vitalität“ „die ewigen Versuche, die Vitalität bis in ihre Höhle zu verfolgen, sie mit Namen und Formen zu belegen, die sie vor Anfechtungen und Geringschätzung schützen könnten“ (2007: 477), für „zweifelloso umsonst“ (ebd.). Denn „Wörter versuchen, ihrer Definition nach, etwas anzuhalten, zu ergreifen, zu definieren. Wir müssen einsehen, dass Vitalität dazu neigt, sich all dem zu widersetzen“ (ebd.: 473). Deshalb plädiert Lorenzer auch für eine *Symbolzertrümmerung* im Rückgriff auf *sinnlich-symbolische Interaktionsformen*.

So muss auch aus Sicht von Günter Heisterkamp „der Primat hermeneutischen Verstehens, wie er für den psychoanalytischen Dialog zwischen Patient und Therapeut typisch ist, in Frage gestellt werden. Es gibt ‘Einsichten’, die sich erst dann ergeben, wenn Patient und Therapeut sich einen präverbalen Begriff von dem zu verstehenden seelischen Geschehen gemacht haben“ (Heisterkamp 1999: 70). Genau darauf aber zielt Lorenzers *szenisches Verstehen*, welches auf „bewegungs- und handlungsimmanente Grundformen unmittelbaren Wahrnehmens, Erfassens, Be-greifens und Ver-stehens [gründet M.M.], welche die entwicklungsmäßig späteren Formen des Erkennens, Einstehens und Verstehens fundieren. Wenn allerdings diese abstrakten Formen ihren Bezug zu den Grundformen verloren haben, werden sie zu formalisierten Leerlaufbewegungen, in denen sich die Fragmentierung der Selbstentwicklung wiederholt“ (ebd.: 70f.). Genau aus diesem Grund aber hat Lorenzer gefordert, *logisches* und *psychologisches Verstehen* in jenem *szenischen Verstehen* dialektisch aufzuheben. Zugleich geht es ihm in dieser Weise darum „den Primat hermeneutischen Verstehens“ (ebd.) in einer „Hermeneutik des Leibes“ dialektisch aufzuheben.

Darauf verweisend, dass etymologisch betrachtet Deutung „zunächst ein körperliches Handeln [bezeichnet]: ‘mit dem Finger zeigen’ im Sinne einer erklärenden Handbewegung“ wird so auch für Robert Ware (2007: 485) „das Körper- und Handlungsgeschehen selbst [...] zur ‘Deutung’ (d.h. zum primären therapeutischen Agens), wodurch erst in zweiter Instanz die Verbalisierung zur Wirkung“ (ebd.) kommt. Mit Lorenzer gesprochen, geht es also um einen Rückgriff auf die an Konnotationen reiche *präsentative Symbolik* primär non-verbaler, *sinnlich-symbolischer Interaktionsformen*, denen auch Heisterkamps (2002) Konzept der Handlungsdialoge zuzuordnen wäre.

Heisterkamp bezieht sich in seinem Konzept der *Handlungsdialoge* allerdings auf Alfred Adler, den er als „Vordenker der intersubjektiven Perspektive in der Psychoanalyse“ (Heisterkamp 2007: 304) interpretiert. So ist für Heisterkamp „die interaktionelle, intersubjektive oder relationale Perspektive, die heute von der Psychoanalyse neu entdeckt wird, [...] mit Adler als dem erstem Dissidenten

der Psychoanalyse in die Verbannung geraten“ (ebd.: 305). Auch Heisterkamps Begriff der *Lebensbewegung* geht wohl auf die von Adler rhetorisch gestellte Frage „Ist denn das so sicher, daß wir alle Bewegung sind, unser Leben nur als Bewegung zu fassen ist?“ (1982a: 137) zurück. Und wenn Adler vor diesem Hintergrund in seiner therapeutischen Praxis darauf achtete, „die Bewegungen eines Patienten nicht zu unterbrechen“ (1990: 173), um auf diese Weise ihre *Bewegungsmuster* zu rekonstruieren, wobei er der Maxime folgte „mit den Augen (des Patienten) zu sehen, mit (seinen) Ohren zu hören und mit (seinem) Herzen zu fühlen“ (1982b: 224), dann schlägt sich auch dies bei Heisterkamp in seinem Ansatz einer *Mit-Bewegung* zur (Psycho-)Analyse der *Lebensbewegungen* nieder.

So legt auch Heisterkamp Wert darauf, dass diese „*Mit-Bewegung* [...] in der *Wirklichkeitsgestaltung des Patienten zentriert [bleibt] bzw. [...] mit den Lebensbewegungen des Patienten* mit[schwingt]“ (2007: 305). Um „die interaktionelle, intersubjektive oder relationale Perspektive“ (ebd.) dieses Ansatzes herauszustreichen, verweist er jedoch darauf, dass „die Fuge zwischen ‘Mit’ und ‘Bewegung’ [...] sowohl ein Verbindungsstrich (einführender Bezug auf die Wirklichkeit des Patienten) als auch ein Trennungsstrich [symbolisiert MM.]. Letzterer kennzeichnet einmal die interpsychische Differenzierung zwischen dem Selbsterleben und dem Erleben des Anderen. Zum anderen gilt die Trennung auch intrapsychisch, insofern der Analytiker seine Gegenübertragung wahrnehmen kann und genügend Abstand dazu findet, um sie psychotherapeutisch transformieren zu können“ (ebd.).

Die Arbeiten Alfred Adlers ermöglichen jedoch auch noch eine andere Perspektive im Hinblick auf einen non-verbale bzw. mit Lorenzer konkreter gesprochen: *sinnlich-symbolische Interaktionsformen* in den Mittelpunkt stellenden Ansatz (psychoanalytischer) Sozialer Arbeit.

Die durch Adler eröffnete Perspektive auf non-verbale Interaktionsformen

Wenn Adler es als therapeutischen „Kunstgriff“ (1974: 63) bezeichnet, „auf die Worte des Patienten eine Weile nicht zu achten und aus seiner Haltung und aus seinen Bewegungen innerhalb seiner Situation seine tiefere Absicht herauszulesen“ (ebd.), erinnert dies zunächst einmal stark an den schon skizzierten Reichschen Ansatz von *Charakteranalyse*. Deutlicher als Reich öffnet Adlers Maxime aber schon das *psychologische Verstehen* hin zu einem *szenischen Verstehen* im Sinne Lorenzers. Und wie Reich mit seinem Begriff von *Charakter* fokussiert auch Adler mit seinem Begriff vom *Organdialekt* (1983), wie Menschen über ihre organismischen Bewegungen und ihre Organe permanent etwas über ihre Psyche ausdrücken

und auf diese Weise auch sinnlich mit therapeutisch bzw. pädagogisch Tätigen kommunizieren. Reich und Adler haben beide mit ihren Begriffen ebenso zu fassen versucht, dass alle Organe des Menschen zugleich psychische Organe, wie darüber hinaus auch soziale Organe sind. Mit Marx ebenso wie mit Lorenzer, der darin sogar das psychoanalytische Triebkonzept reformulierend einbezieht, sind sie sich darin einig, dass deren Entwicklung nicht in erster Linie eine biologische Angelegenheit ist. Vielmehr begreifen sie menschliche Sinne und Organe als Produkt sowohl der Gattungs- wie der individuellen Geschichte und damit zugleich als Ausdruck eigenen subjektiven Handelns bzw. von Individualität.

So schreibt Marx bezüglich der allseitigen Art, in der sich der Mensch sein allseitiges Wesen aneignet, dass „Sehn, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, Denken, Anschauen, Empfinden, Wollen, Tätigsein, Lieben, kurz, alle Organe seiner Individualität, wie die Organe, welche unmittelbar in ihrer Form als gemeinschaftliche Organe sind, [...] in ihrem *gegenständlichen* Verhalten oder in ihrem *Verhalten zum Gegenstand* die Aneignung desselben“ (Marx 1990: 539f.) sind. Und weiter bezeichnet er deren Bildung als „*eine Arbeit der ganzen bisherigen Weltgeschichte*“ (ebd.: 541f.). Um zu verdeutlichen, dass Organe in dieser Weise nicht für bestimmte Funktionen gattungsgeschichtlich entstanden sind, sondern in Funktionen, worauf der erste Teil des Marx-Zitates verweist, bezeichne ich (vgl. May 2004: 47ff.) solche Organe mit einem anderen Begriff von Marx als *tote Arbeit*. Sie entwickeln sich durch *lebendige Arbeit* und können entsprechende organische Funktionen in konkreten Situationen auch nur durch ein erneutes Hinzufügen *lebendiger Arbeit* erfüllen.

Vor diesem Hintergrund stellt sich dann die Frage nach dem Verhältnis von *toter* und *lebendiger Arbeit*. Das, was Reich als *Charakterverhärtung* oder *-panzerung* bezeichnet hat, lässt sich vor diesem theoretischen Hintergrund so reformulieren, dass die *tote Arbeit* im Verhältnis zur *lebendigen* den Ausschlag gibt (vgl. May 2005: 158ff.). Und ebenso lassen sich auch in den menschlichen Beziehungsverhältnissen jene Kommunikationsweisen, die in der Psychoanalyse als Übertragung bzw. Gegenübertragung bezeichnet werden, als eine Überlagerung der *lebendigen* Unmittelbarkeit neuer Beziehungsverhältnisse und der in sie eingehenden Selbstregulierungen des Zusammenhangs *lebendiger Arbeit* durch die *tote Arbeit* bestimmter *Schemata des Zusammenseins-Mit*, wie Stern sie bezeichnet, reformulieren (vgl. May 2016a). Ebenso gilt dies für die knapp skizzierten Lorenzerschen Konzepte von *Klischee* und *Zeichen*. Seine diesbezügliche Formulierung von „erstarrten“ Interaktionsformen legt schon den Bezug auf *tote Arbeit* nahe. Allerdings liegt der Grund, dass die *tote Arbeit* bestimmter *Schemata des Zusammenseins-Mit* im impliziten Beziehungswissen die Macht über

die *lebendige* ergreift, häufig nicht allein in dem von Freud (2000) als Übertragung analysierten Wiederholungszwang verdrängter traumatischer Erfahrungen, sondern in entsprechenden habituellen Dispositionen begründet.

Die von Stern und der BCPSG herausgestrichene Bedeutung von *Begegnungsmomenten*, in denen ja sowohl *habituelle* wie andere asymmetrische Dimensionen im Erbringungsverhältnis personenbezogener sozialer Dienstleistungen zumindest momenthaft außer Kraft gesetzt werden, lässt sich vor diesem theoretischen Hintergrund dahingehend deuten, dass darin zugleich auch der jede Form von Beziehungsarbeit durchziehende Widerspruch „zwischen lebendig sein und der Unmöglichkeit, auf tote Arbeit verzichten zu können“ (Negt/Kluge 1981: 893), gänzlich im Rahmen *lebendiger Arbeit* aufgehoben wird. Somit lassen sich solche *Begegnungsmomente* als ein Zu-sich-selbst-Kommen *lebendiger Arbeit* der Selbstregulierung sowohl im Binnenverhältnis des „inneren Gemeinwesens“ (ebd.: 78) beider Personen wie zugleich auch in ihrem Beziehungsverhältnis begreifen, die momenthaft dem nahe kommen, was Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1979) als *reine Anerkennung* bezeichnet hat (vgl. May 2014: 35ff.).

Wenn Streeck auf der Basis seiner Videoanalysen zur Erkenntnis kommt, dass „Interaktion [...] nicht das [ist], was der eine tut und was der andere tut, sondern was der eine im Kontext des Verhaltens des anderen tut und umgekehrt, das Geschehen zwischen ihnen“ (2004: 85), dann lässt sich dies auch dahingehend deuten, dass die auf non-verbale Kommunikationen basierende Beziehung eigene, unmittelbare, selbstregulative Kräfte entfaltet, die sich nicht in die Beiträge der Einzelnen auflösen lassen (vgl. May 2004: 113ff.). Streecks aufgrund seiner Videoanalysen gewonnene Erkenntnis, dass „Erinnerungen und die Erzählbarkeit von Erinnerungen [...] eher ein Epiphänomen zu sein scheinen, das von der therapeutischen Wirkung der Psychoanalyse unabhängig ist“ (2004: 12), stellte aber in ganz ähnlicher Weise bereits die Grundlage dar, auf der Reich seinen Ansatz von *Charakteranalyse* entwickelt hat.

Eine noch viel radikalere Konsequenz hat Alfred Adler (1974, 1982a) mit seinem Ansatz der *Individualpsychologie* gezogen. Dieser Begriff lädt zu Missverständnissen geradezu ein, markiert er doch heute in aller Regel einen Gegensatz zur „Sozialpsychologie“. Ähnlich wie Reich hat jedoch schon Adler zu Beginn der Geschichte der Tiefenpsychologie in diese die sozialpsychologische Perspektive eingebracht, was sich nicht zuletzt in dem spiegelt, welche Bedeutung er dem von ihm als *Gemeinschaftsgefühl* (1999: Kap. I.2) beschriebenen sozialen Bezogensein des Menschen beimessen hat.

Den Namen *Individualpsychologie* hatte Adler gewählt, um auf die Unteilbarkeit und Einzigartigkeit des Individuums hinzuweisen und sich mit dieser

Namensgebung zugleich von Freud abzugrenzen, der das Psychische in verschiedene Systeme aufgeteilt hatte. Dagegen sieht Adlers *Individualpsychologie* den Menschen als soziale Ganzheit. Ganzheitlichkeit ist heute zu einem fast beliebigen Passepartout aller möglichen therapeutisch-pädagogisch-sozialarbeiterischen Konzepte geworden. Das Besondere von Adlers *Individualpsychologie* ist, dass sie diese Ganzheitlichkeit höchst individuell am nicht immer bewussten Lebensziel eines Subjektes zu gewinnen sucht. So ist Ganzheitlichkeit für Adler immer die in einem subjektiven Lebensentwurf nach einem Ziel strebende Einheit eines Individuums – ähnlich dem, was Sartre (1971: 74ff.) später *Entwurf* nannte.

Adler ging davon aus, dass ein Individuum mit seinem nicht immer bewussten Lebensziel zugleich in ganz spezifischer Weise ein ebenso spezifisches *Minderwertigkeitsgefühl* zu kompensieren trachtet. Auch dieser Begriff von *Minderwertigkeit* (Adler 1999: Kap. 6) scheint missverständlich. Adler verwendet diesen in einer ähnlichen Weise, wie später Gehlen (2009) anthropologisch vom Menschen als einem *Mängelwesen* spricht. Davon ausgehend, dass sowohl gattungs- wie individualgeschichtlich organische Mängel zum Antrieb werden, diese durch bildungsbezogene Anstrengungen zu kompensieren bzw. sogar zu überwinden, sah Adler darin zugleich den Antrieb für alle menschliche Entwicklung. Zwar dränge in dieser Weise das *Minderwertigkeitsgefühl* zu Wachstum, Entwicklung und Bildung. Erführen Heranwachsende in diesem Bestreben jedoch keine Anerkennung, könne das *Minderwertigkeitsgefühl* auch der Grund für Neurosen oder sogar Psychosen werden.

Während die klassischen Ansätze der psychoanalytischen Klinik diese vor allem durch verbale Deutungen auf der Basis einer Rekonstruktion der ‘Krankheitsgeschichte’ zu therapieren sucht, lassen sich aus Sicht von Adlers *Individualpsychologie* solche psychologischen Phänomene nur aus den (z.T. auch verleugneten) *Minderwertigkeitsgefühlen* der Betroffenen und den darauf antwortenden, in ihren *Organdialekten* zum Ausdruck gebrachten Lebensentwürfen erklären, die in dieser Weise ohne Zweifel eine Geschichte haben. Alle Formen von Lebensäußerungen sind für Adler als *Organdialekte* in ihrer „Logik der Sache“ nur vor dem Hintergrund dieses nicht immer bewussten Lebensziels eines Subjektes zu verstehen. Entsprechend geht es ihm auch nicht um eine „stellvertretende Krisenbewältigung“ im Sinne Oevermanns Strukturtheorie professionellen Handelns, sondern eine Unterstützung der Individuen in der Verwirklichung ihrer Lebensziele vermittels einer vor allem über entsprechende Anerkennungsverhältnisse realisierte Bildungsbegleitung.

Gemeinsam mit Ferenczi (1984), der komplementär zum Freud’schen „Abstinenzprinzip“ (auf das sich ja auch Oevermann bezieht) das „Prinzip der Gewäh-

„rung“ in das psychoanalytische Setting einführte und dieses damit als „mutuelle Analyse“ (von der sich Bettighofer in skizzierter Weise deutlich abgrenzt) für eine gleichberechtigte Gegenseitigkeit zu öffnen versuchte, hat Adler so den Grundstein für eine intersubjektive Haltung Professioneller und ein dialogisches Prinzip von Therapie und Bildungsbegleitung gelegt. Wie Heisterkamp dies in seinem Ansatz der *Handlungsdialoge* aufgegriffen und zu einer (Psycho)Analyse der Lebensbewegungen weiterentwickelt hat, könnte die non-verbale, auf ein wechselseitiges *szenisches Verstehen* der Konnotationen *präsentativer konnotativer Symboliken* gegründete, dialogische Verständigung über *Organdialekte* nicht nur für psychoanalytische Soziale Arbeit eine neue Dimension eröffnen. Neue Perspektiven eröffnen sich dadurch auch für ein Konzept der *Assistenz* als Praxis *prospektiver Dialoge* (Kunstreich 1998; 2005) im Rahmen einer *solidarischen Professionalität* Sozialer Arbeit (Kunstreich 1975: 158ff., 1998: 410ff.). Durchaus anschlussfähig an Adlers Konzepte verwirklicht sich diese als Mäeutik (May 2016b: 128ff.) dialektisch miteinander vermittelter Prozesse einer Bildung *des* Sozialen und Bildung *am* Sozialen (Kunstreich/May 1999) bzw. einer Verwirklichung der Subjektivität menschlichen Gemeinwesens (May 2016b). Ähnlich wie dies Alfred Lorenzer und Achim Würker für die tiefenhermeneutische Literaturinterpretation herausgearbeitet haben, will eine solche Mäeutik nicht mehr allein „durch individuelle Konflikte verursachte Desymbolisierungen und den dadurch entstandenen *nicht mehr* bewussten Lebensentwürfen, sondern [...] kollektiv bedeutsamen Interaktionsformen, die *noch nicht* sprachlich benennbar sind²“ (Lorenzer/Würker 2013: 193), in gemeinsamer Praxis Geltung verschaffen.

Literatur

- Adler, Alfred 1974: Praxis und Theorie der Individualpsychologie. Vorträge zur Einführung in die Psychotherapie für Ärzte, Psychologen und Lehrer. Frankfurt/M.
- 1982a: Die Individualpsychologie als Weg zur Menschenkenntnis und Selbsterkenntnis. In: Psychotherapie und Erziehung: Ausgewählte Aufsätze Band I: 1919–1929. Frankfurt/M.: S. 135-157
 - 1982b: Kurze Bemerkung über Vernunft, Intelligenz und Schwachsinn. In: Psychotherapie und Erziehung: Ausgewählte Aufsätze Band I: 1919–1929. Frankfurt/M.: S. 224-231
-
- 2 Vgl. hierzu die von Lorenzer (2002) in seinem Buch „Die Sprache, der Sinn, das Unbewusste“ besonders in seinen Kapitel VII „Die Widerständigkeit des Unbewussten“ und IX „Spracherstörung und Kultur“ hergestellten Bezüge zu Blochs Ansätzen im Prinzip Hoffnung, die Leerstelle der „Psychologie des Unbewussten“ (1979: 131) zu schließen, die dessen „andere[] Seite, der Dämmerung nach vorwärts“ (ebd.), betrifft.

- 1983: Organdialekt. In: Heilen und Bilden. Ein Buch der Erziehungskunst für Ärzte und Pädagogen. Frankfurt/M.: S. 114-122
 - 1990: Der Sinn des Lebens. Frankfurt/M.
 - 1999: Menschenkenntnis. Frankfurt/M.
- Arnim, Angela v. 2013: Der Körperbildskulpturtest. In: Thielen, M. (Hrsg.): Körper – Gruppe – Gesellschaft. Neue Entwicklungen in der Körperpsychotherapie. Gießen: S. 287-296
- Arnim, Angela v./Joraschky, Peter/Lausberg, Hedda 2007: Körperbild-Diagnostik. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 165-196
- Bernstein, Basil 1970: Lernen und soziale Struktur. In: Bernstein, B. et al. (Hrsg.): Lernen und soziale Struktur. Amsterdam: S. 7-33
- 1981: Studien zur sprachlichen Sozialisation. Frankfurt/M.
- Bettighofer, Siegfried 2007: Die interaktionelle Übertragungs-Analyse. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 59-82
- 2013: Interaktionelle Analyse von Übertragungs-Inszenierungen. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Einführung in die analytische Körperpsychotherapie. Gießen: S. 108-118
- Bloch, Ernst 1979: Das Prinzip Hoffnung. Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre 1982: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.
- 1997: Die männliche Herrschaft. In: Dölling, I./Krais, B. (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/M.: S. 153-217
- Ferenczi, Sándor 1984: Bausteine zur Psychoanalyse. Frankfurt/M.
- Freud, Sigmund 2000: Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten. Weitere Ratschläge zur Technik der Psychoanalyse II. In: Schriften zur Behandlungstechnik. Studienausgabe, Ergänzungsband. Frankfurt/M.: S. 205-215
- Gehlen, Arnold 2009: Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt. Wiesbaden
- Geißler, Peter 2007: Entwicklungspsychologisch relevante Konzepte im Überblick. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 99-164
- Geißler, Peter/Heisterkamp, Günter (Hrsg.) 2007a: Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien
- 2007b: Vorwort. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. V-VIII


- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm 2004: Deutsches Wörterbuch. Elektronische Ausgabe der Erstbearbeitung. Frankfurt/M.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 1979: Phänomenologie des Geistes. Theorie-Werkausgabe, Band 3. Frankfurt/M.
- Heisterkamp, Günter 1999: Heilsame Berührungen. Praxis leibfundierter analytischer Psychotherapie. Stuttgart
- 2002: Basales Verstehen. Handlungsdialoge in Psychotherapie und Psychoanalyse. Stuttgart
- 2007: Praxis der Analyse seelischer Lebensbewegungen. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 299-340
- Joraschky, Peter/Pöhlmann, Karin 2013: Körperpsychotherapeutische Interventionsstrategien in der Psychotherapieforschung. In: Thielen, M. (Hrsg.): Körper – Gruppe – Gesellschaft. Neue Entwicklungen in der Körperpsychotherapie. Gießen: S. 297-307
- Küchenhoff, Joachim 2007: Körperinszenierungen. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 23-38
- Kühn, Rolf 2007: Der unsichtbare Leib. Affektivität und Fleisch in phänomenologischer Sicht. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 595-613
- Kunstreich, Timm 1975: Der institutionalisierte Konflikt. Eine exemplarische Untersuchung zur Rolle des Sozialarbeiters in der Klassengesellschaft am Beispiel der Jugend- und Familienfürsorge. Offenbach
- 1998: Grundkurs Sozialer Arbeit. Sieben Blicke auf Geschichte und Gegenwart Sozialer Arbeit Bd. II. Hamburg
- 2005: Dialogische Sozialwissenschaft. Versuch eine generative Methodik in der Sozialen Arbeit handlungstheoretisch zu begründen. In: Braun, W./Nauerth, M. (Hrsg.): Lust an der Erkenntnis. Zum Gebrauchswert soziologischen Denkens für die Praxis sozialer Arbeit. Bielefeld: S. 49-66
- Kunstreich, Timm/May, Michael 1999: Soziale Arbeit als Bildung des Sozialen und Bildung am Sozialen. In: Widersprüche Redaktion (Hrsg.): Transversale Bildung – wider die Unbilden der Lerngesellschaft. Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, Band 73. Bielefeld: S. 35-52
- Langer, Susanne K. 1992: Philosophie auf neuem Wege. Das Symbol im Denken, im Ritus und in der Kunst. Frankfurt/M.
- Lorenzer, Alfred 1972: Zur Begründung einer materialistischen Sozialisations-theorie. [1. Aufl. Frankfurt/M.]
- 1974: Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis. Ein historisch-materialistischer Entwurf. Frankfurt/M.
- 1988: Hermeneutik des Leibes. Über die Naturwissenschaftlichkeit der Psychoanalyse. In: Merkur (42), S. 838-852

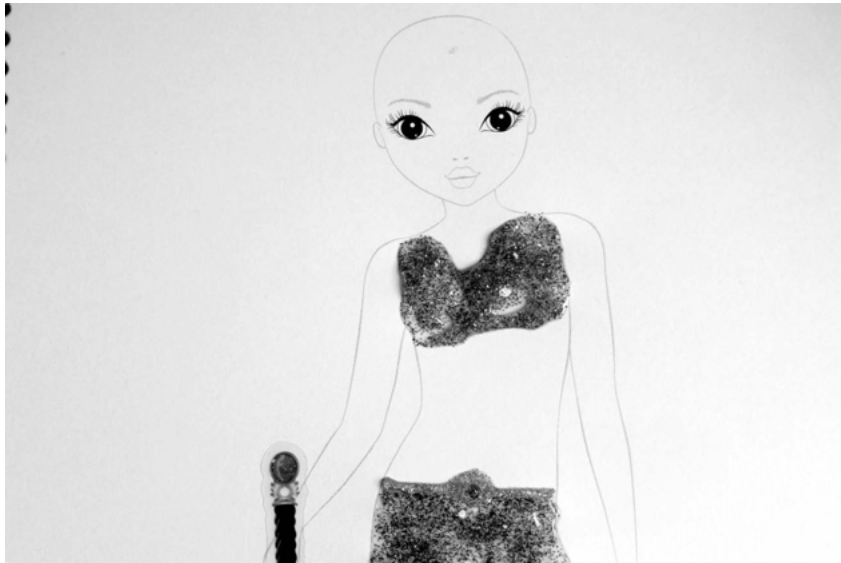
- 1995: Sprachzerstörung und Rekonstruktion. Vorarbeiten zu einer Metatheorie der Psychoanalyse. Frankfurt/M.
- 2002: Die Sprache, der Sinn, das Unbewusste. Psychoanalytisches Grundverständnis und Neurowissenschaften. Hg. v. Ulrike Prokop. Stuttgart
- 2006: Der Symbolbegriff und seine Problematik in der Psychoanalyse. In: Alfred Lorenzer: Szenisches Verstehen. Zur Erkenntnis des Unbewussten. Hg. v. Ulrike Prokop und Bernd Görlich. Marburg: S. 201-218
- Lorenzer, Alfred; Würker, Achim 2013: Tiefenhermeneutische Literaturinterpretationen. In: Ellen Katharina Reinke (Hg.): Alfred Lorenzer. Zur Aktualität seines interdisziplinären Ansatzes. Gießen: S. 185-210
- Lowen, Alexander 2008: Bioenergetik. Therapie der Seele durch Arbeit mit dem Körper. Reinbek bei Hamburg
- Marlock, Gustl 2007: Körperpsychotherapie als Wiederbelebung des Selbst – eine tiefenpsychologische und phänomenologisch-existenzielle Perspektive. In: Marlock, G./Weiss, H. (Hrsg.): Handbuch der Körperpsychotherapie. Stuttgart: S. 138-151
- Marx, Karl 1978: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. In: Marx, K./Engels, F.: Werke. Band 1. Berlin: S. 201-336
- 1990: Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844. In: Marx, K./Engels, F.: Werke Bd. 40. Berlin: S. 465-588
- May, Michael 2004: Selbstregulierung. Eine neue Sicht auf die Sozialisation. Gießen
- 2005: Wie in der sozialen Arbeit etwas zum Problem wird. Versuch einer pädagogisch gehaltvollen Theorie sozialer Probleme. Münster
- 2009: Menschliche Verwirklichung. In: Widersprüche Redaktion (Hrsg.): „Normative Fluchtpunkte“ – Begriffe kritischer sozialer Arbeit. München: (Widersprüche, 112), S. 43-63
- 2010: Aktuelle Theoriediskurse Sozialer Arbeit. Eine Einführung. Wiesbaden
- 2014: Auf dem Weg zu einem dialektisch-materialistischen Care-Begriff. In: Widersprüche Redaktion (Hrsg.): Arbeit am Leben: Care-Bewegung und Care-Politiken. Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, Band 134. Münster: S. 11-51
- 2016a: Analyse von Veränderungsprozessen in frühkindlichen Interaktionen und psychodynamischen Therapien: Zu den professionalitätstheoretischen Konsequenzen des integrativen Paradigmas und seiner Kritik. In: Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau (SLR), 72, S. 112-128
- 2016b: Soziale Arbeit als Arbeit am Gemeinwesen. Ein theoretischer Begründungsrahmen. Leverkusen
- Müller, Falko/Schütte-Bäumner, Christian/May, Michael 2014: Grenzen der Habitus-sensibilität oder wer bestimmt eigentlich, was Habitus-Sensibel ist? Anmerkungen zur Habitus-Konstruktion im Kontext der Patienten orientierten Palliativversorgung. In: Sander, T. (Hrsg.): Habitus-sensibilität. Eine neue Anforderung an professionelles Handeln. Wiesbaden: S. 147-174.

- Negt, Oskar/Kluge, Alexander 1981: Geschichte und Eigensinn. Frankfurt/M.
- Oevermann, Ulrich 1996: Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt/M.: S. 70-182
- 2009: Die Problematik der Strukturlogik des Arbeitsbündnisses und der Dynamik von Übertragung und Gegenübertragung in einer professionalisierten Praxis von Sozialarbeit. In: Becker-Lenz, R. et al. (Hrsg.): Professionalität in der Sozialen Arbeit. Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven. Wiesbaden: S. 113-142
- Randolph, Michael 2007: Vitalität. In: Marlock, G./Weiss, H. (Hrsg.): Handbuch der Körperpsychotherapie. Stuttgart: S. 469-478
- Reich, Wilhelm 1997: Die Funktion des Orgasmus. Sexualökonomische Grundprobleme der biologischen Energie. Die Entdeckung des Orgons. Köln
- 2010: Charakteranalyse. Köln
- Reinert, Thomas 2007: Langzeitbehandlung bei Patienten mit Borderline-Störungen. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 487-519
- Röhricht, Frank 2007a: Diagnostische Relevanz körperbezogener Merkmale und Prozesse in der Körperpsychotherapie. In: Marlock, G./Weiss, H. (Hrsg.): Handbuch der Körperpsychotherapie. Stuttgart: S. 543-553
- 2007b: „Körperschema“, „Körperbild“ und Körpererleben –. Begriffsbildung, Definitionen und klinische Relevanz. In: Marlock, G./Weiss, H. (Hrsg.): Handbuch der Körperpsychotherapie. Stuttgart: S. 256-263
- Sander, Tobias (Hrsg.) 2014: Habitussensibilität. Eine neue Anforderung an professionelles Handeln. Wiesbaden
- Sartre, Jean-Paul 1971: Marxismus und Existentialismus. Reinbek (bei Hamburg)
- Sassenfeld, André 2013: Implizites reziprokes Körperlesen. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Einführung in die analytische Körperpsychotherapie. Gießen: S. 103-107
- Stern, Daniel N. 2005: Der Gegenwartsmoment. Veränderungsprozesse in Psychoanalyse, Psychotherapie und Alltag. Frankfurt/M.
- Stern, Daniel N. et al. 2012: Veränderungsprozesse. Ein integratives Paradigma. Frankfurt/M.
- Streeck, Ulrich 2004: Auf den ersten Blick. Psychotherapeutische Beziehungen unter dem Mikroskop. Stuttgart
- Volz-Boers, Ursula 2007: Psychoanalyse mit Leib und Seele. Körperliche Gegenübertragung als Zugang zu nicht symbolisierter Erfahrung und neuer Repräsentanzbildung. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 39-58
- Ware, Robert 2007: Eros und Sexualität im Spielraum der körperpsychotherapeutischen Beziehung. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbe-

- wegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 459-486
- Watzlawick, Paul/Beavin, Janet H./Jackson, Don D. 2007: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern
- Worm, Gisela 2007a: „Der Körper lügt nicht“ –? Zur Widerstandsanalyse in der körperlichen Interaktion. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 259-289
- 2007b: Die Bedeutung des Körpers im Verstehen der Übertragungsprozesse. In: Marlock, G./Weiss, H. (Hrsg.): Handbuch der Körperpsychotherapie. Stuttgart [u.a.]: S. 510-516
- 2007c: Zum Umgang mit Handlungsdialogen in der therapeutischen Beziehung. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 211-238

Michael May, Walkmühlstr. 21, 65195 Wiesbaden
E-Mail: m.may@em.uni-frankfurt.de

express ZEITUNG FÜR SOZIALISTISCHE BETRIEBS- & GEWERKSCHAFTSARBEIT		Niddastraße 64, 60329 FRANKFURT Tel. (069) 67 99 84 express-afp@online.de www.express-afp.info
	Ausgabe 1-2/17 u.a.:	
	<ul style="list-style-type: none"> • Stefan Schoppengerd: »Hohle Herrschaftsinszenierung in Hamburg« – Der kommende G20-Gipfel • Jörn Boewe: »Nicht überall ist Bosch« – über eine neue Flexibilisierungsoffensive • Marcus Schwarzbach: »Arbeit im Visier« – Über das Regierungs-Weißbuch 4.0 und Unternehmer-Kämpfe gegen Schutzgesetze • Burghard Flieger/Peter Monien: »Quadratur des Kreises?« – Über die IT-Genossenschaft 4freelance • Kim Moody: »Wer hat Trump ins Weiße Haus gebracht?« – über US-Wahlen • Unter_bau: »Schule gegen den autoritären Charakter« – Bewerbung um die Stelle als Kanzlerin der Goethe-Universität 	Probexemplar gewünscht? Einfach per mail oder web bestellen



Günter Pabst

Rückblick auf die Geschichte des Sozialistischen Büros

Die Zeitschrift „express – Zeitung für sozialistische Betriebs- und Gewerkschaftsarbeit“ und die Zeitschrift „Widersprüche – Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich“ sind die beiden letzten verbliebenen Projekte des Sozialistischen Büros, auch wenn heute, aus rechtlichen Gründen, sich der Herausgeber geändert hat. Ein Kreis von etwa 100 Mitgliedern, die sich einmal sehr aktiv im Sozialistischen Büro engagiert hatten, unterstützt weiterhin finanziell diese Projekte. Dazu gehört auch das nach der Einstellung der „links“ in Frankfurt gegründete Onlineportal „links-netz“. (www.links-netz.de/info.html) 1969 wurde die Zeitschrift „links – Sozialistische Zeitung“ gleichzeitig mit dem Sozialistischen Büro gegründet. Zu den Mitbegründern gehörten auch Arno Klönne und Egon Becker.

Arno Klönne, war über Jahrzehnte eine prägende Figur der außerparlamentarischen deutschen Linken. Er war engagiert in der Ostermarsch Bewegung, in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit und initiierte mit anderen die Gründung des Sozialistischen Büros. Er war aktiv als Hochschulprofessor und als Publizist. Noch bis zu seinem Tod am 4. Juni 2015 schrieb er politische Kolumnen in der Zeitschrift „Marx 21“¹.

Im Juni 2016 fand zu seinen Ehren und Gedenken an der Universität Paderborn eine wissenschaftliche Tagung statt. Barbara Klaus und Jürgen Feldhoff haben die Beiträge in dem Tagungsband „Politische Autonomie und wissenschaftliche Reflexion – Beiträge zum Lebenswerk von Arno Klönne“ herausgegeben. Das Buch erscheint im März 2017 im PapyRossa-Verlag Köln. Mit freundlicher Genehmigung der Herausgeber und des Verlags veröffentlichen wir den Beitrag von Egon Becker.

1 Marx 21 – Magazin für internationalen Sozialismus, in Heft 36 (2014) „Allgemeine Kriegsbegeisterung? Eine Legende!“ und Heft 40 (2015) „Die Sehnsucht nach Einheit“, Berlin, www.marx21.de.

Egon Becker feierte im November 2016 seinen 80. Geburtstag und kann auf einen interessanten Lebensweg zurückblicken. Gelernter Elektriker, studierte er dann Mathematik und Physik an der TU Darmstadt und gleichzeitig Philosophie und Soziologie an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, der er von 1972 bis zu seiner Emeritierung im Jahr 2000 als Professor angehörte. Neben seiner Lehr- und Forschungstätigkeit engagierte er sich für eine demokratische Hochschulreform.

Schon sehr früh erkannte er, dass sich sozialwissenschaftliche Forschung auch den ökologischen Fragen öffnen muss. 1986 gründete er mit anderen das Institut für sozialökologische Forschung (ISOE). „Als ‘Spiritus Rector’ prägte er die Soziale Ökologie als Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen und die Forschungsprogrammatik des ISOE maßgeblich.“² In den 1950er und 60er Jahren war er politisch aktiv beim Verband der Kriegsdienstverweigerer, der Naturfreundejugend, im SDS, dem Ostermarsch und der Kampagne gegen die Notstandsgesetze.³

Wir sind Egon Becker sehr dankbar, dass er auf der Tagung „Rückblicke auf das politische und wissenschaftliche Leben von Arno Klönne“ über das „Sozialistische Büro“ gesprochen hat. Es gibt leider bis jetzt keine umfassende Publikation zur „Geschichte des SB“. Neben der verdienstvollen Arbeit von Gottfried Oy, findet sich diese Geschichte hauptsächlich in biographischen Erinnerungen von Andreas Buro, Klaus Vack, Oskar Negt, Micha Brumlik – und neuerdings auch von Claus Leggewie. Der hier abgedruckte Aufsatz von Egon Becker ist daher ein weiterer wichtiger Beitrag zu dieser Geschichte.⁴

Egon Beckers Beitrag macht weiterhin deutlich, dass es höchste Zeit ist, eine intensive Geschichtsschreibung des Sozialistischen Büros und seiner po-

2 Egon Becker, Keine Gesellschaft ohne Natur. Beiträge zur Entwicklung einer Sozialen Ökologie, Campus Verlag, Frankfurt/M., 2016 und www.isoe.de

3 Egon Becker war z.B. 1965 verantwortlich für die „Aktion Volkssarg“ und für das dazu gehörige Flugblatt mit einem „Gesetz über die Bereitstellung von Volkssärgen für den Verteidigungsfall“. Die Aktion wurde während der Anti-Notstand-Kampagne vom Hessischen Ostermarsch organisiert. Dafür wurde er wegen „Amtsanmaßung“ angeklagt, dann aber freigesprochen, da es kein „Bundessargbevorratungsamt“ gab. In dem Prozess wurde die Grundsatzfrage verhandelt, ob man sich ein nicht existentes Amt überhaupt anmaßen kann.

4 Vgl. dazu die Angaben im Literaturverzeichnis, sowie Claus Leggewie, Politische Zeiten – Beobachtungen von der Seitenlinie, C. Bertelsmann Verlag, München 2015, S. 208-219 und Oskar Negt, Das Sozialistische Büro, YouTube-Gedächtnis der Nation vom 26.2.2015, www.youtube.com/watch.

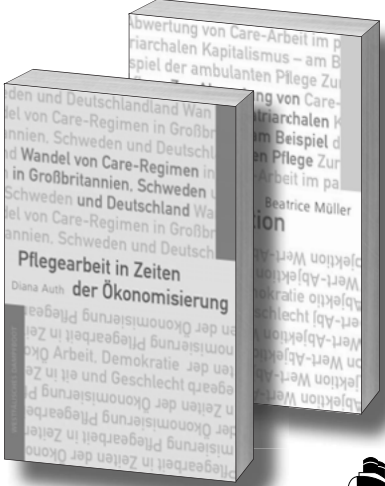
litischen Wirkung, insbesondere in den Arbeitsfeldern Schule, Bildungs- und Sozialarbeit, Betrieb und Gewerkschaften, Hochschule, Gesundheitswesen vorzunehmen.


Günter Pabst, ehemaliger Sekretär im Sozialistischen Büro
Höhenstr. 14, 65824 Schwalbach a. Ts.
E-Mail: pabst@gmx.eu

VERLAG WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Beatrice Müller
Wert-Abjektion
 Zur Abwertung von Care-Arbeit im patriarchalen Kapitalismus - am Beispiel der ambulanten Pflege (Arbeit - Demokratie - Geschlecht 24)
 2016 - 232 Seiten - 27,90 €
 ISBN: 978-3-89691-856-7

Diana Auth
Pflegearbeit in Zeiten der Ökonomisierung
 Wandel von Care-Regimen in Großbritannien, Schweden und Deutschland (Arbeit - Demokratie - Geschlecht 23)
 2017 - 502 Seiten - 44,00 €
 ISBN: 978-3-89691-849-9







Egon Becker

Das Sozialistische Büro – ein unvollendetes Projekt?¹

„Welcher Freundlichkeit bedarf es, um
miteinander Politik machen zu können?“

Willi Hoss 2002

Ein Offenbacher Büro

Er hat vieles versucht und manches bewirkt. Arno Klönne war Sozialwissenschaftler und publizistisch aktiver Intellektueller, er wirkte aber auch als organisierender Aktivist² und kreativer Projektemacher. Und das Sozialistische Büro, das SB, wie es von Insidern genannt wurde, war ohne Zweifel eines seiner großen Projekte. Zusammen mit einer Gruppe politischer Mitstreiter und Mitstreiterinnen hat er es vor fast 50 Jahren initiiert und bis zu dessen Ende im Jahr 1997 aufmerksam, kritisch und unterstützend begleitet.

Wer noch nie etwas von diesem Büro gehört hat, wird sich wohl etwas wundern: Der antibürokratische Intellektuelle Arno Klönne als Mitgründer eines politischen Büros? Manche mögen dabei vielleicht an große historische Vorbilder denken – wie beispielsweise das „Londoner Büro“ europäischer linkssozialistischer Parteien, das zwischen 1932 und 1940 existierte (vgl. Buschak 1985). Derartige Assoziationen schwangen bei der Gründung sicherlich mit. Aber das Sozialistische Büro befand sich von 1969 bis 1997 in Offenbach, hatte 3 Räume, Aktenordner,

1 Für Kritik, Anregungen und inhaltliche Hinweise bedanke ich mich bei Gottfried Oy, Günter Pabst, Bernd Wältz und Edgar Weick.

2 Obwohl der Ausdruck 'Aktivist' immer noch eine leicht diskreditierende Tönung besitzt, verwende ich ihn hier trotzdem. „Der Ausdruck 'Aktivist' ist verdächtig inhaltsleer. Er steht weniger für eine konkrete politische Überzeugung als für ein gewisses Temperament.“ (Taylor 2016) Anders als 'Aktiver' oder 'Akteur' hat er eine erkennbare politische Bedeutung. Noch in den 1960er Jahren wurde er in den USA zu einer umfassenden Diskreditierung der Linken benutzt. Inzwischen ist es fast ein Ehrentitel.

Karteikästen, eine Adrema, Telefon, Schreibmaschinen, Fax, Kopierer und einen legendären Rotaprint-Drucker. Und es hatte mit Klaus Vack einen politisch und organisatorisch versierten Sekretär – und mit seiner Frau Hanne die perfekte Büroleiterin. Wenn es nötig war, konnten sie auf viele freiwillige Helferinnen und Helfer zurückgreifen, vor allem aus dem Kreis der Offenbacher Naturfreunde.

Das Büro betrieb den Verlag 2000, von dem das Periodikum links herausgegeben wurde – und darüber hinaus später noch die Zeitschriften *express* und *Widersprüche* sowie zahlreiche Schriftenreihen, Informationsblätter und Bücher³. Und dann gab es noch die „Arbeitsgruppe Sozialistisches Büro“, in der man Mitglied oder Förderer werden konnte. In der Glanzzeit, Mitte der 1970er Jahre, hatte das SB etwa 1200 zahlende Einzelmitglieder, ungefähr 40 Mitgliedsgruppen sowie lokale Büros und Buchläden in den meisten größeren Städten der Bundesrepublik. Aus deren Kreis rekrutierte sich ein Arbeitsausschuss⁴, in dem die politische Arbeit inhaltlich geplant und koordiniert wurde, sowie die Redaktion der Zeitschrift links. Arno Klönne war seit der ersten Stunde Mitglied des Arbeitsausschusses und einer der maßgeblichen Redakteure der Zeitschrift links. Später hat er sich aus Arbeitsausschuss und Redaktion zurückgezogen, aber noch lange für die Zeitschrift geschrieben. Und er war von 1993 bis zu deren Ende im Jahr 1996 pro forma einer der Herausgeber.

Was hat das Sozialistische Büro getan? Zwischen 1972 und 1980 initiierte es eine Reihe großer Kampagnen: 1973 nach dem Putsch gegen Salvador Allende eine Chile-Kampagne „Solidarität mit der chilenischen Arbeiterklasse“; 1975/76 ein Portugalkampagne „Solidarität mit der portugiesischen Revolution“. Bekannt wurde das SB vor allem durch die von ihm organisierten Kongresse, die ich hier einfach unkommentiert aufzähle:

- 1972 Angela Davis-Solidaritätskongress in Frankfurt mit etwa 10.000 Teilnehmern;
- 1976 Frankfurter Pfingstkongress gegen Unterdrückung mit 20.000 Teilnehmern;

3 Im Anhang der Studie von Gottfried Oy (2007a) sind die Publikationen des SB und seines Verlags vollständig dokumentiert.

4 Der erste gewählte Arbeitsausschuss des SB bestand aus Heiner Halberstadt, Dieter Höhne, Arno Klönne, Klaus Vack und Edgar Weick. Im Jahr 1974 wird er stark erweitert. Ihm gehören jetzt an: Elmar Altvater, Uta Bitterli, Eike Blechschmidt, Andreas Buro, Dieter Esche, Peter Grohmann, Rainer Jendis, Arno Klönne, Willi Michel, Walther Müller-Jentsch, Oskar Negt, Dieter Otten, Willi Scherer, Herbert Stubenrauch, Sonja Tesch, Klaus Vack und Edgar Weick. In die links-Redaktion wurden 1974 gewählt: Christel Beilmann, Andreas Buro, Hansgeorg Conert, Arno Klönne, Gert Schäfer, P.C. Walther und Edgar Weick (Oy 2007a).

- 1978/79 Internationales Russel-Tribunal zur Situation der Menschenrechte in der Bundesrepublik Deutschland in Frankfurt-Harheim (März 1978) und Köln-Mülheim (Januar 1979). Das SB war aktiver Mitveranstalter;
- 1980 Frankfurter Kongress „Großer Ratschlag: Soziale Protestbewegungen und sozialistische Politik“ mit 5.000 Teilnehmern;
- 1980: Zukunftswerkstatt in Hamburg „Kleine Schritte im Alltag – Entwürfe für ein sozialistisches Leben“ mit etwa 1.000 Teilnehmern.

Diese Kampagnen und Kongresse brachten dem Sozialistischen Büro viele neue Mitglieder mit recht unterschiedlichen politischen Vorstellungen und der links neue Abonnenten. Anhand solcher Aktivitäten lässt sich noch am ehesten erkennen, warum sich dieses Büro „sozialistisch“ nannte. Es wurde gegründet und betrieben, um eine bestimmte Form sozialistischer Politik voranzutreiben. Und damit war es lange recht erfolgreich.

Seit fast 20 Jahren gibt es das Sozialistische Büro nicht mehr. Es ist zum zeithistorischen Gegenstand geworden, der nur noch in Erinnerungen und in Dokumenten existiert. Doch die Fragen liegen auf der Hand: Was zeichnet seine Politik aus, welche Wirkungen hatte sie, und wie ist sie im Nachhinein zu beurteilen? Wer diese Fragen wissenschaftlich beantworten will, muss sich durch einen Materialberg wühlen, der im Verlauf von 30 Jahren durch die zahlreichen Publikationen und öffentlichen Erklärungen des SB entstanden ist⁵. Und er oder sie sollte versuchen, mit möglichst vielen der damals Aktiven zu sprechen, um deren Wissen und Erfahrungen in die Untersuchung einfließen zu lassen. So jemand könnte dann als ein Forscher sprechen, der seinen Gegenstand genau kennt, die verfügbaren Quellen kritisch ausgewertet, theoriegeleitet erschlossen und historisch eingeordnet hat. So jemand bin ich nicht.

Ich spreche hier lediglich als teilnehmender Beobachter, als einer der einmal dazugehörte, mit vielen der maßgeblichen Akteure politisch und persönlich befreundet war und es immer noch ist, der aber bald nach der Gründung des Sozialistischen Büros (aus Gründen die hier nicht wichtig sind) eher zum Zaungast wurde, zum kritischen Sympathisanten, Besucher von Veranstaltungen, aufmerksamen Leser der Zeitschrift links – und einige Mal auch Autor in diesem Blatt. Kurz: Ich versuche mich zu erinnern und über die Ergebnisse meiner Erinnerungsarbeit

5 Die meisten Akten und Dokumente des SB liegen im Archiv des Hamburger Instituts für Sozialforschung sowie im Hessischen Staatsarchiv in Darmstadt.

zu berichten⁶. Konzentrieren möchte ich mich auf den Anfang im Jahr 1969, die organisatorische Krise nach 1979 und das Ende im Jahr 1998.

Zu folgenden Ergebnissen bin ich gekommen

Das Sozialistische Büro ist 1969 im Auflösungsprozess der Ostermarschbewegung entstanden, und verstand sich ursprünglich als linkssozialistisches Projekt. Es war allerdings keine Organisation im klassischen Sinne, sondern eher ein Netzwerk von Basisgruppen und Aktivisten in verschiedenen sozialen Bewegungen und Arbeitsfeldern.

Die Arbeit des Sozialistischen Büros war von einer fruchtbaren Paradoxie geprägt: Die Organisation der Selbstorganisation. In dem Maße, wie versucht wurde, diese Paradoxie nach einer Seite hin aufzulösen, verzettelte sich das SB in aufreibenden und unfruchtbaren Organisationsdebatten und verlor seine politische Bedeutung.

Die Zeitschrift links verwandelte sich im Verlaufe der 1970er Jahre von einem „Instrument der politischen Kommunikation“ zwischen aktiven Gruppen und Individuen in ein neo-marxistisches, politologisches Debattenorgan mit starken politischen Ansprüchen. Dieses Projekt ist politisch, kommunikativ und konzeptionell gescheitert: Seine internen Differenzen verhinderten, dass es die großen politischen und kulturellen Umbrüche nach 1989 produktiv verarbeiten konnte.

Das Netzwerk-Projekt des SB wurde zwar nicht fortgeführt, wirkt aber in anderen organisatorischen Formen bis heute weiter.

Linkssozialistisches Projekt oder radikaldemokratisches Netzwerk?

Personell, politisch und organisatorisch hängt die Gründung des Sozialistischen Büros ganz eng mit dem Ende des Kuratoriums Notstand der Demokratie, dem Zerfall der Ostermarschbewegung und dem Rückzug wichtiger Mitglieder aus dem Zentralen Ausschuss der Kampagne für Demokratie und Abrüstung zusammen (vgl. Otto 1977).

⁶ Dabei stütze ich mich selbstverständlich nicht nur auf meine Erinnerungen, sondern auch auf einige Gespräche mit wichtigen Akteuren, auf Gelesenes – und vor allem auf die Studie von Gottfried Oy (2007), die, trotz einiger problematischer Bewertungen, meine Erinnerungen immer wieder aufgefrischt hat.

Die Gründung

Im Herbst 1968 schlugen Arno Klönne und Christel Beilmann in einem Brief an Andreas Buro und an Klaus Vack vor, ein Büro und eine Zeitschrift zu gründen, um Voraussetzungen für eine bessere Kooperation der unabhängigen Linken zu schaffen. Gerade diese für den Vorschlag einer autonomen und außerparlamentarischen Organisation zu gewinnen, war weitsichtig, aber auch politisch riskant, denn Andreas Buro war damals noch Sprecher der Kampagne für Demokratie und Abrüstung und Klaus Vack deren Geschäftsführer.

Im Laufe der Jahre hatte sich, durch die gemeinsame politische Arbeit in der Ostermarschbewegung und in der Kampagne gegen die Notstandsgesetze, innerhalb dieser Vierergruppe ein besonders enges politisches und persönliches Vertrauensverhältnis entwickelt, das durch die recht unterschiedliche Herkunft und politisch-theoretische Orientierung der Einzelnen spannungsreich und fruchtbar war. Die Gruppe formte ihre Identität nicht durch Abgrenzungen, sondern durch geteilte Erfahrungen und politische Zielvorstellungen. Alle waren organisatorisch versierte, politisch-strategisch denkende Sozialistinnen und Sozialisten – mit jahrelangen Erfahrungen in unterschiedlichen politischen, sozialen und kulturellen Zusammenhängen. Wenn ich ihnen einige Etiketten anheften darf: Arno Klönne (geb. 1931) kam aus der bündischen Jungenschaft und der SPD-Linken, war antimilitaristisch und kapitalismuskritisch orientiert; Christel Beilmann (geb. 1921) kam aus der linkskatholischen Bewegung, war SPD-Mitglied, Pazifistin und ethische Sozialistin; Andreas Buro (geb. 1928) kam aus der Friedensbewegung, gehörte keiner Partei an und war pazifistischer Sozialist; Klaus Vack (geb. 1935) kam aus der Naturfreundejugend und der Friedensbewegung, war radikaler Pazifist und undogmatischer Sozialist.

Nach intensiven Diskussionen innerhalb der Vierergruppe wird der Kreis der Eingeweihten sukzessive erweitert. An etwa 100 potentielle Mitstreiter und Mitstreiterinnen geht im Dezember 1968 eine Einladung zu einem Treffen, das dann im Februar 1969 in Offenbach stattfinden wird⁷. Auf diesem Treffen gründen dann etwa 30 Menschen die „Arbeitsgruppe Sozialistisches Büro“ mit Sitz in Offenbach; in Bochum wird eine vorläufige Redaktion der neuen „Sozialistischen Zeitung“ links gebildet. Sie besteht zunächst aus Christel Beilmann und

⁷ Unterschrieben ist die Einladung von Christel Beilmann, Heinz Brakemeier, Andreas Buro, Frank Deppe, Heiner Halberstadt, Holger Heide, Arno Klönne, Herbert Stubenrauch und Klaus Vack, die sich alle als unabhängige Linke verstanden. Ich war damals in den USA und habe durch Briefe von Freunden von dem Treffen erfahren, an dem ich dann auch teilnahm.

Arno Klönne. Im März 1969 erscheint die Null-Nummer der links in 20.000 Exemplaren. Darin findet sich auch die Gründungserklärung des Sozialistischen Büros (SB) mit einer doppelten Abgrenzung gegenüber einerseits anarchistisch-spontaneistischen und andererseits traditionalistisch-parteilichkommunistischen Vorstellungen und Praktiken.

Der Linkssozialismus des Sozialistischen Büros

Diese Abgrenzung signalisierte eine Verschiebung innerhalb des von Distanzierungen und komplizierten Bündnisverhältnissen geprägten, linkssozialistischen Diskurses. Im Nachkriegsdeutschland suchten die Linkssozialisten⁸ nach einer eigenständigen politischen Position zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten. Ihre theoretischen, politischen und organisatorischen Anstrengungen waren darauf gerichtet, diese Position ideologisch zu begründen und sich von anderen „Richtungen“, „Strömungen“ und „Fraktionen“ zu unterscheiden und abzugrenzen. Gemeinsam war ihnen aber das Ziel, die Politik der SPD und der Gewerkschaften in ihrem Sinne zu beeinflussen.

Die Vorstellung, sich zwischen Sozialdemokratie und kommunistischen Organisationen zu verorten, ist auch bei der Gründung des Sozialistischen Büros noch vorhanden. Sie wird durch einzelne Personen mit einer genuin linkssozialistischen Biographie mehr oder weniger deutlich vertreten. Die maßgeblichen Organisatoren, Andreas Buro und Klaus Vack, rechnen sich zwar ebenfalls dem linkssozialistischen Spektrum zu, agieren aber in erster Linie als politische Pazifisten mit einer parteipolitisch unabhängigen Position und radikaldemokratischen Vorstellungen – gewissermaßen jenseits von Sozialdemokratie und Kommunismus. Die klare und deutliche Abgrenzung gegen „traditionalistisch-parteilichkommunistische“ Vorstellungen und Praktiken bezieht sich nicht nur auf die diversen maoistischen Sekten und K-Gruppen, sondern auch auf die 1968 neu gegründete DKP. Schwieriger wird es für das SB, sich gegen „anarchistisch-spontaneistische“ Aktivitäten abzugrenzen, wie sie aus der antiautoritären studentischen Protestbewegung hervorgegangen sind und die später in den „neuen sozialen Bewegungen“ eine wichtige Rolle spielen werden. Hier gibt es fließende Übergänge und oft enge personelle Verflechtungen in der praktischen Arbeit.

⁸ Eigentlich müsste ich jetzt genauer sagen, was ich hier als 'Linkssozialismus' bezeichne. Ich denke dabei zunächst einmal an Personen wie Wolfgang Abendroth, Heinz-Joachim Heydorn, Leo Kofler, Fritz Lamm oder Peter von Oertzen – und verweise ansonsten auf die einschlägige Literatur, z.B. Klönne 2010.

Unklar und schwankend sind die Beziehungen zur SPD. Die Selbststilisierung als Organisationsforum eines „überfraktionellen Bewusstseins“ (Negt) erzwingt in dieser Situation einen schwierigen Balanceakt zwischen widerstrebenden Ansichten und Interessen.

Drei inhaltliche Aspekte bestimmen in der Gründungsphase die Arbeit des Sozialistischen Büros (Oy 2007b):

Das SB sucht nach einer Position jenseits von rechter SPD, der 1968 neu gegründeten DKP, den maoistischen Kadergruppen und den aus der Studentenbewegung hervorgegangenen spontaneistischen und antiautoritären Gruppierungen und Aktivitäten.

Das SB versucht die Selbstorganisation arbeitender Gruppen in Betrieben, Sozial- und Gesundheitseinrichtungen, Schulen, Gemeinden und Wohngebieten zu fördern – aber auch „überfraktionell“ zu organisieren.

Die Zeitschrift links wird als Instrument für eine bessere Kommunikation und Reflexion praktischer Erfahrungen der politisch aktiven, linken und radikaldemokratischen Gruppen konzipiert.

Arno Klönne hat diese Vorstellungen mitformuliert und aktiv vertreten. Ich weiß nicht, wie er im Nachhinein die Aktivitäten des SB bewertet hat und kann hierzu nur Vermutungen äußern. Bemerkenswert ist auf jeden Fall, dass er 2010 in einem Aufsatz über „Linkssozialisten in Westdeutschland“ (Klönne 2010) zwar Aufstieg und Fall diverser linkssozialistischer Organisationen, Gruppen und Sekten kenntnisreich und fundiert analysiert, aber zum SB lediglich bemerkt:

„Viele Linkssozialisten sammelten sich um das neu gegründete Sozialistische Büro, das für sich jeden Parteianspruch ablehnte. [...] Die Idee, einer auch parteipolitisch-parlamentarisch wirksamen Organisationsform von Linkssozialisten war in der Bundesrepublik um 1970 fürs Erste verschlissen. Der Auf- und Abbau „kommunistischer Parteien“ in den Folgejahren [...] taten ein Übriges, um jeden Gedanken an eine Partei zu diskreditieren, und die grün-bunt-alternativen Listen haben kaum Berührungspunkte zum Linkssozialismus historischer Art oder in seiner Gestalt aus den 1950er und 1960er Jahren.“ (Klönne 2010: 99)

Es scheint so, als habe er auch das von ihm initiierte Projekt nachträglich nicht mehr dem Linkssozialismus zugerechnet, sondern darin etwas Neues gesehen. Aber was? War es ein Projekt der „Neuen Linken“, wie sie sich seit den 1960er Jahren entwickelte und die nach 1968 in eine Vielfalt von Gruppen, Sekten und Strömungen zerfiel, von denen sich das SB aber immer wieder abzugrenzen versuchte? Oder war es eine Gruppierung innerhalb der Neuen Linken mit einer linkssozialistischen Tradition, wie sie beispielsweise vor 1968 vom alten SDS

und dem Sozialistischen Bund vertreten wurde? Ich kann hier nur mutmaßen und lasse solche Fragen der Zuordnung auf sich beruhen.

Wenden wir uns nochmals dem Anfang zu. Arbeitsgruppe Sozialistisches Büro, Verlag 2000 und links-Redaktion sind damals personell und politisch noch ganz eng miteinander verflochten und sie können bei Differenzen immer wieder auf geteilte politische Erfahrungen und persönliche Vertrauensbeziehungen zurückgreifen. Der Fundus an gemeinsam definierbaren Zielen und politisch-theoretischen Vorstellungen scheint ihnen für ihr überfraktionelles Projekt zunächst auszureichen. Doch im Verlaufe der politischen Arbeit und mit dem Zustrom neuer Mitglieder und Unterstützer driften SB-Arbeitsgruppe, Verlag 2000 und links-Redaktion immer weiter auseinander. Diese fatale Entwicklung hängt eng mit der Entwicklung der Arbeitsfelder und den personellen Veränderungen in der links-Redaktion zusammen, in der sich Anfang 1980 kein einziges Mitglied der ursprünglichen Redaktion mehr findet. Die neuen Redakteure aus dem linken akademischen Milieu (wie z.B. Micha Brumlik, Detlev Clausen, Dan Diner, Joachim Hirsch) haben ihre politischen Erfahrungen vorwiegend in der studentischen Protestbewegung gemacht oder wurden durch sie zumindest verstört. Sie sehen in der links eine Plattform, um ihre politisch-theoretischen Ideen zu verbreiten. Zu den für sie prägenden Erfahrungen im linken akademischen Milieu gehört aber auch, sich darin als unverwechselbar darzustellen, selbst kleine theoretische Differenzen zu anderen deutlich zu markieren und die eigene (herausragende) Position diskursiv zu behaupten. Joachim Hirsch stilisiert die personellen Veränderungen in der links-Redaktion als Ablösung der Traditionalisten durch eine theoretisch radikal denkende Neue Linke: „Aus dem ursprünglich eher noch traditionalistischen Kontext des Sozialistischen Büros stammend, wurden die Erfahrungen und Einsichten der aus der 68er-Protestbewegung und der darin sich formierenden Neuen Linken für das politische Konzept der Redaktion mehr und mehr bestimmend.“ (Hirsch 1997: 19)

Die Kluft zwischen den Aktivitäten des SB in seinen Arbeitsfeldern und den Diskussionen in der links wird Ende der 1970er Jahre immer tiefer. So mokiert sich Joachim Hirsch (1980) über das SB als einen „Kopf ohne Leib, ohne Sinne und Sinn.“ Durch solche Polemiken werden die Beziehungen zwischen der „Arbeitsgruppe Sozialistisches Büro“, dem Verlag 2000 und der links-Redaktion immer problematischer und spannungsreicher.

Nach 1980 zieht sich die von den jüngeren SBlern als „traditionelle Linkssozialisten“ bezeichnete Gründergeneration um Klaus Vack (Andreas Buro, Arno Klönne, Wolf-Dieter Narr, Roland Roth, Herbert Stubenrauch, Edgar Weick u.a.) weitgehend aus dem SB zurück. Sie versuchen, ihre politischen Vorstellungen

im Komitee für Grundrechte und Demokratie⁹ oder in der neu gegründeten Partei Die Grünen fortzuführen. Klaus und Hanne Vack scheiden aus ihrem Sozialistischen Büro aus und übernehmen die Geschäftsführung des Komitees – mit einem Büro in ihrer Wohnung im Sensbachtal im Odenwald. Die Trennung von SB und Komitee verlief zwar relativ reibungslos in vereinbarten Formen, bedeutete aber für das SB ohne Zweifel einen Aderlass, der es stark schwächte (Buro 2011: 166)¹⁰.

Einige der Hauptakteure des SB haben sich in biographischen Aufzeichnungen dazu geäußert, was diese Trennung für sie bedeutete und wie sie von ihnen nachträglich bewertet wird. Hier nur wenige herausgegriffene Beispiele, die zugleich das Fehlen einer fundierten historischen Analyse und Bewertung schmerzhaft verdeutlichen:

Für Klaus Vack beginnt der Trennungsprozess bereits 1976 nach dem Pflingstkongress in Frankfurt, den er als den „großen Sprung nach vorn“ ansieht. Er befürchtet, dass er als Gründer und politischer Sekretär inzwischen eine zu dominante Rolle einnimmt, die für die Basisorientierung des SB schädlich werden kann. Doch erst 1979 beendet er seine Tätigkeit als Geschäftsführer des Sozialistischen Büros und des Verlags 2000. Anlässlich seines 50. Geburtstags im Jahr 1985 gibt er einige inhaltliche Hinweise: „Ob es nun die 1976 im Sozialistischen Büro so scharf geführte Auseinandersetzung über einen „verbindlichen“ Standpunkt zum Wahlverhalten bei den Bundestagswahlen war, die spätere Zuwendung von großen Teilen des Sozialistischen Büros zu den „Grünen“, um „sozialistische Positionen einzubringen“, das alles ist noch sehr warm.“ (Vack 1985: 151f.)

Für Andreas Buro bedeutete die Gründung des Komitees für Grundrechte und Demokratie „keine Abkehr von sozialistischen Positionen, sondern eine verstärkte Zuwendung zum Thema Menschenrechte“. Für ihn war die damit verbundene radikal-demokratische Arbeit zugleich auf eine „Transformation bürgerlich-kapitalistischer Gesellschaft im Sinne von mehr Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit“ gerichtet. Das Komitee verstand er als „Baustein im sich ausweitenden Gefüge der sozialen Bewegungen.“ (Buro 2011: 165)

9 Das *Komitee für Grundrechte und Demokratie* hat sich 1980 gegründet. 1996 hatte es einen kleinen Mitgliederkreis von etwa 100 engagierten Prominenten und Experten zu rechtlichen und spezifischen Fragen der Grund- und Menschenrechte. Darüber hinaus gibt es einen Förderkreis zur finanziellen Unterstützung des Komitees mit über 1000 Mitgliedern sowie einen Kreis von Sympathisantinnen und Sympathisanten von etwa 10.000 Einzelpersonen. (Vack 1996: Anhang)

10 Die Geschäftsführung des Sozialistischen Büros, des Verlags 2000 und der Zeitschrift *links* ging an Günter Pabst und Horst-Dieter Zahn über.

„Das vielleicht wichtigste Motiv, mich dort zu engagieren, war, dass ich meine seit etwa zwei Jahrzehnten bestehende Zusammenarbeit mit den mir vertrauten Personen nicht aufgeben wollte. Inmitten der turbulenten sozialen Bewegungen war für mich eine verlässliche Gruppe, in der ich meine Probleme offen zur Sprache bringen konnte, von größter Bedeutung.“ (Buro 2011: 166f.)

Für den einflussreichen linkssozialistischen Gewerkschafter Willi Hoss beispielsweise geht es damals in erster Linie um die Frage, ob sich die „außerparlamentarische Bewegung ein parlamentarisches Spielbein verschafft.“ Er selbst entschied sich, ebenso wie Rudi Dutschke, dafür, „den Weg der Grünen mitzugestalten und unsere politischen und betrieblichen Erfahrungen einzubringen. Da meine freie Zeit begrenzt war, führte das zwangsläufig zum Ausscheiden aus der aktiven Arbeit des SB.“ (Hoss 2004: 130)

Rudi Dutschke wird nach dem Pfingstkongress 1976 SB-Mitglied, hat schon zuvor mit dem Arbeitsausschuss des SB¹¹ über die „Organisationsfrage“ diskutiert, wobei es immer wieder darum ging, ob die Zeit reif sei, um eine autonome linkssozialistische Partei zu gründen. Doch das SB erscheint ihm bald als zu unflexibel; es habe „den Anschluss an die Bewegung in der Linken, auch wegen seiner Unschlüssigkeit und dem Streit um ‘Varianten linker Politik’ verloren.“ (Dutschke 1996: 373) Er beteiligt sich dann aktiv an der Gründung der Partei Die Grünen und versuchte dort seine Vorstellungen eines emanzipativen Sozialismus einzubringen.

Und Arno Klönne? Er hatte sich schon früher zurückgezogen, da er die Auseinandersetzungen in und zwischen den linken Strömungen und Gruppierungen jener Zeit als wenig produktiv empfand. Für ihn waren Sitzungen unbefriedigend, in denen lange um die richtige Analyse der politischen Situation gestritten wurde, deren Ergebnis dann war, dass keine zutreffende und überzeugende Analyse vorhanden war, man also auch nicht handeln konnte.

Im Nachhinein wird deutlich, dass dem Sozialistischen Büro der Erfolg und die Aufbruchsstimmung nach dem großen Pfingstkongress von 1976 nicht gut bekommen sind. Mit dem Zustrom neuer Mitglieder und Ideen verstärken sich die Spannungen und politischen Differenzen. Sie lösen eine scharfe Organisations- und Parteidebatte aus, die mit oft stark persönlich eingefärbten Querelen und akademisch vorgeprägten Profilierungsversuchen verbunden waren.

11 Im November 1975 war ein neuer Arbeitsausschuss gewählt worden, dem jetzt angehörten: Elmar Altvater, Volkhard Brandes, Andreas Buro, Peter Grohmann, Otto Jacoby, Helmut Korte, Sibylle Laturner, Wolf-Dieter Narr, Willi Scherer, Sonja Tesch und Klaus Vack. Zuvor hatte sich Arno Klönne bereits zurückgezogen.

Die Redaktion der Zeitschrift links erhebt zwar bis zum bitteren Ende im Jahr 1997 so etwas wie einen, auch intern umstrittenen, sozialistischen Anspruch, löst sich aber faktisch immer stärker von den politischen Aktivitäten des SB ab. Um dem Ganzen einige der inzwischen ziemlich abgegriffenen politischen Etiketten aufzukleben: Ende der 1970er Jahre ist das Sozialistische Büro sicherlich immer noch ein „linkes“ Projekt – aber längst kein „links-sozialistisches“ mehr. Es gehört bis zu seinem Ende ohne Zweifel zur Geschichte der westdeutschen „Neuen Linken“ im Nachkriegsdeutschland – doch welche Rolle es darin tatsächlich spielte, darüber sind sich die Gelehrten noch nicht einig.

Organisation oder linkes Netzwerk?

Die Geschichte der Linken wird immer noch in erster Linie entlang der von ihren Organisationen hinterlassenen Dokumenten tradiert. Die politisch handelnden Menschen erscheinen in den meisten Organisationsgeschichten als Rollenträger oder als Repräsentanten ihrer Organisation, deren Ziele und politische Vorstellungen sie artikulieren oder ihnen widersprechen. Eine solche Sicht erschwert die „Wahrnehmung einer Wirkungsgeschichte, die inzwischen fast unsichtbar und dennoch allgegenwärtig ist.“ (Weick 2013) Gewissermaßen komplementär zu den Organisationsgeschichten gibt es allerdings inzwischen eine immer umfangreicher werdende biographische und autobiographische Literatur über und von einzelnen der älteren Repräsentanten des Linkssozialismus – wie Wolfgang Abendroth, Willi Hoss, Leo Kofler, Fritz Lamm ... Und über viele andere gibt es so etwas leider immer noch nicht.

Gottfried Oy, letzter Redaktionssekretär der Zeitschrift links, hat im Jahr 2007 den verdienstvollen Versuch unternommen, im Auftrag der Rosa-Luxemburg-Stiftung eine Organisationsgeschichte des Sozialistischen Büros zu schreiben (Oy 2007a; 2007b). Er stützte sich dabei in erster Linie auf einige biographische Erinnerungen (z.B. von Klaus Vack, Oskar Negt und Micha Brumlik), vor allem aber auf die 29 Jahrgänge der Zeitschrift links. Das in Hamburg lagernde Aktenarchiv hat er aus zeitökonomischen Gründen nicht benutzt. In einer späteren Publikation betonte er, dass weder die Publikationsgeschichte des Verlags 2000 noch der Werdegang der SB-Periodika links, express und Widersprüche, auch nicht die Rezeptionsgeschichte einzelner Publikationen bis jetzt aufgearbeitet wurden. Nach seiner Beobachtung waren sie auch in den Diskussionen um die Rolle des Linkssozialismus in der bundesdeutschen Nachkriegsgeschichte bisher kein Gegenstand der Debatte. Er rechnet die Erfahrungen im SB zum „Erbe des westdeutschen Linkssozialismus“ und versucht die Organisationsgeschichte einer

„linkssozialistischen Organisation“ zu schreiben, die allerdings nur kurzzeitig linkssozialistisch war, und sich auch nicht angemessen als Organisation charakterisieren lässt. Den in vielen zeitgeschichtlichen Darstellungen linker Gruppierungen gewählten Ausweg, die Organisationsgeschichte durch eine Ereignisgeschichte und durch biographische Exkurse über einzelne „Führungspersönlichkeiten“ zu ergänzen, halte ich für eine methodische Sackgasse. Meine Kritik mag vielleicht als akademische Spitzfindigkeit erscheinen. Doch sie eröffnet einen anderen Blick auf Verlauf, Ende und Nachwirkungen eines Aktivitätszentrums, wie es das SB einmal war.

Betrachtet man die verschiedenen Selbstdefinitionen und programmatischen Erklärungen des Sozialistischen Büros etwas genauer, dann ist auffällig, dass fast sämtliche allgemeinen Merkmale einer Organisation, die sich in der soziologischen Literatur finden, abgelehnt werden. Stattdessen wird für eine interpretationsfähige Programmatik plädiert; keine Formalisierung von Handlungsabläufen angestrebt; Hierarchien und Rollenteilungen werden bestenfalls pragmatisch und zeitlich begrenzt akzeptiert. Schon deshalb ist es m.E. wenig sinnvoll, vom SB als einer „Organisation“ zu sprechen.

Ich schlage daher eine andere Sichtweise vor: Das Sozialistische Büro war keine klassische Organisation im soziologischen Sinne. Es arbeitete vielmehr als ein netzförmig organisiertes politisches Projekt, mit dem die zahlreichen, nach 1968 entstandenen heterogenen linken und radikaldemokratischen Aktivitäten in produktive Verbindungen gebracht werden sollten.

Diese Sichtweise verändert den methodischen Zugriff auf die Geschichte des SB: Sie lenkt den Blick auf Aktivitäten und Besonderheiten von Personen und insbesondere auf deren Verknüpfungen, die von persönlichen Freundschaften, über gemeinsame Erfahrungen und kulturelle Orientierungen bis zu pragmatischen politischen Bündnissen reichen. Eine Geschichte des Sozialistischen Büros wäre dann die Rekonstruktion von Metamorphosen oder Transformationen eines linken Netzwerks. Bei einem derartigen methodischen Zugriff kann man sich durchaus der elaborierten Konzepte und Forschungsmethoden bedienen, die inzwischen für die Analyse sozialer Netzwerke entwickelt wurden (vgl. Fuhse 2016).

Hierzu nur einige methodische Bemerkungen. Betrachtet man das SB als Netzwerk, dann muss sich der analytische Blick auf die Akteure, deren Eigenheiten und Vorstellungen richten. Im Verlauf der etwa dreißigjährigen Geschichte des Sozialistischen Büros sind immer wieder neue Menschen mit ganz unterschiedlichen Biografien und Erfahrungen hinzugekommen – und andere sind gegangen. Dies gilt ebenso für die Redaktionen der SB-Zeitschriften. Mit den neuen Personen kommen aber auch andere Themen und politisch-theoretische

Orientierungen, neue oder alte Ideen und Ideologien, vielfältige Positionen, Absichten und Interessen in das SB. Und es ist nicht unerheblich, welche Kontakte, Verbindungen zu anderen Personen, Organisationen und Netzwerken sie mitgebracht haben.

Die wechselnden personellen Konstellationen im SB sowie in der Redaktion der links prägten unmittelbar, welche Verbindungen im Netzwerk ermöglicht oder erleichtert wurden, und welche schwieriger oder auch abgebrochen wurden. Kurz: Sie prägten die Struktur (verstanden als Topologie) des Netzes. Es veränderten sich dadurch zunächst die Beziehungen innerhalb des Arbeitsausschusses, des Verlags 2000 und der verschiedenen Zeitschriftenredaktionen. Und es veränderten sich auch die Beziehungen zwischen ihnen. Die sich verändernden Personenkonstellationen bestimmten auch, wie das SB und seine verschiedenen Gruppierungen und Organisationseinheiten sich auf veränderte politische und diskursive Bedingungen in der Gesellschaft beziehen, einstellen und eingreifen konnten.

Eine Paradoxie: Organisation der Selbstorganisation

Nach seinem erklärten Selbstverständnis wollte das Sozialistische Büro die Selbstorganisation der verstreuten Gruppen und Personen der außerparlamentarischen Linken organisieren. Dieses Verständnis wird in unterschiedlicher Weise artikuliert und theoretisch begründet. Demokratische Selbstorganisation der Betroffenen in „Betrieben, Büros, Schulen, Gemeinden und Wohngebieten“, heißt es in der Gründungserklärung des SB: Für diese Selbstorganisation will das SB ein „organisatorisches Dach“ bilden, einen „organisatorischen Rahmen“ zur Verfügung stellen und „organisatorische Voraussetzungen“ der gruppenübergreifenden politischen und theoretischen Kommunikation und Reflexion schaffen. Kurz: Die Selbstorganisation soll organisiert werden. Aber wie und von wem?

In diesem Selbstverständnis steckt eine Paradoxie: Das SB war, abstrakt gesagt, ein politischer Versuch, mit der Paradoxie einer Organisation von Selbstorganisation aktiv und produktiv umzugehen. Mit dem Konzept der Arbeitsfelder wurde versucht, die Paradoxie in eine bearbeitbare Form zu bringen. Dabei pendelte das SB zwischen dem Pol einer theoretisch begründeten Distanz zu den vielfältigen selbstorganisierten Aktivitäten auf der einen Seite; oder es näherte sich dem anderen Pol und versuchte, als „Zentrale“ in diese Prozesse einzugreifen und sie politisch zu lenken. Vielleicht kann man die gesamte verschlungene Organisationsdebatte, die sich in der links nachlesen lässt, als einen Versuch interpretieren, der Paradoxie der Selbstorganisation entweder zu entkommen oder sie nach einer Seite hin aufzulösen.

Produktiv konnte das SB sein Organisationsparadoxon solange bearbeiten, wie es für die Basisinitiativen in seinen verschiedenen Arbeitsfeldern (Betrieb und Gewerkschaft, Schule, Sozialarbeit, Gesundheitswesen) eine überregionale Kommunikationsplattform und einen allgemeinen Rahmen für politisch-theoretische Reflexion, Kontroversen und Konsensbildung bildete. Hierfür waren die Arbeitsmaterialien und die regelmäßig erscheinenden Informationsdienste wichtige Elemente. So konnte Selbstorganisation dezentral gestärkt und es konnten zugleich Erfahrungen verallgemeinert und zentral reflektiert werden. Die hunderte vom Verlag 2000 veröffentlichten Rundbriefe, Broschüren, Reihen und Bücher dokumentieren auf eindrucksvolle Weise die Arbeit und Ideen in den verschiedenen Arbeitsfeldern¹². Im Zentrum des Arbeitsfeldansatzes standen dabei die Interessen, Bedürfnisse und Erfahrungen der Menschen, deren öffentliche Artikulation, praktische Koordination und theoretische Reflexion. Oskar Negt hatte immer wieder versucht, die Paradoxie einer Organisation von Selbstorganisation theoretisch zu fassen, wobei er gedanklich zumeist auf Elemente der traditionellen linken Organisationsdebatte, wie zentral/dezentral, Organisation/Bewegung etc., zurückgriff. Zwei Jahre vor dem Ende des Sozialistischen Büros schrieb er:

„Das Büro ist so aufgegliedert, daß die jeweiligen Arbeitsfelder ihre eigenen Zugänge, Arbeitsmittel, Ziele und Voraussetzungen [...] entwickeln können. Die Arbeitsfeldkonzeption ist die Basis dieser Organisationsidee, die zentrale Koordination und dezentrale Praxis miteinander zu verknüpfen sucht. [...] Der Zentrale obliegt es, vorhandene politische Arbeitsprozesse zu koordinieren [...] mit Entwicklungsperspektiven der Gesamtgesellschaft und geschichtlichen Zusammenhängen zu verbinden.“ (Negt 1995: 158)

Nach seinem Politikverständnis sollte das SB nicht als eine Zentrale wirken, die Gleichgesinnte um sich sammelt, sondern als „produktives Medium, durch die bestehende und sich entwickelnde Arbeitsfelder in Zusammenhang gebracht und Strukturen und Hilfsmittel zur Verfügung gestellt werden.“ (Negt 1997: 58) Der von ihm geprägte Slogan: „Nicht nach Köpfen, sondern nach Interessen organisieren!“ bringt dieses Verständnis auf den Punkt.

Edgar Weick, ein links-Redakteur der ersten Stunde, betont, das Sozialistische Büro habe in seiner über 25-jährigen Geschichte dem inzwischen breiten Spekt-

12 Sie sind im Anhang der Studie von Oy (2007) vollständig aufgelistet. Besonders die vom SB herausgegebenen Buchveröffentlichungen *Für eine sozialistische Linke* (1973) sowie die *Thesen des Sozialistischen Büros – Ansatzpunkte sozialistischer Politik in der Bundesrepublik* (1975) geben einen guten Einblick in das politisch-strategische Denken des SB in seiner Frühphase.

rum der Neuen Linken einen produktiven publizistischen und organisatorischen Rahmen gegeben. Es habe weder vorher noch nachher eine organisierte Neue Linke mit einer vergleichbaren Bedeutung und politischen Wirkung existiert. Doch warum konnte dieses so erfolgreiche Projekt nicht fortgeführt werden? Wie schon gesagt, nach dem großen Pfingstkongress 1976 entwickelten sich SB und links immer weiter auseinander. Gerade der Erfolg dieses Kongresses löste eine neue Debatte aus, in der es um Parlamentarismus und Parteien sowie die Organisation der linken und radikaldemokratischen Opposition ging. Angestoßen und verschärft wurde diese Debatte insbesondere durch das Anwachsen der Alternativbewegung sowie die Gründung der Partei Die Grünen. Viele Mitglieder und ganze SB-Gruppen haben sich an den Debatten über die Gründung dieser Partei beteiligt, und viele sind auch in die Partei eingetreten¹³. Dort haben sie sich lange für eine basisdemokratische Orientierung der Grünen eingesetzt und Basisaktivitäten gegen zentralistische Tendenzen in der neuen Partei verteidigt – gewissermaßen die Organisationsparadoxie des SB in die neue Partei eingetragen. Die Debatten der Frühzeit über die grünen Prinzipien – basisdemokratisch, gewaltfrei und ökologisch – waren stark von SB-Mitgliedern geprägt.

Für das Sozialistische Büro wurde das Verhältnis zu den neuen sozialen Bewegungen, den zahlreichen lokalen und regionalen Initiativen und Protestgruppen, wurden die Aktivitäten in den verschiedenen Arbeits- und Berufsfeldern zu einem Schlüssel für Erfolg oder Misserfolg (vgl. Roth 1997: 53-55). In diesem Zusammenhang spielt die Entwicklung der Zeitschrift links eine ganz entscheidende Rolle. Bereits gegen Ende der 1970er Jahre hörte sie auf, ein „Instrument der politischen Kommunikation“ zwischen den verschiedenen Gruppen zu sein und verwandelte sich Zug um Zug in ein akademisch geprägtes Debattenorgan, mit einem „spezifischen Themenkanon und Sprachduktus, der sich als universitärsozialwissenschaftlich beschreiben lässt.“ (Oy 2007a). Den Aktivisten in den Basisgruppen und in der neuen Grünen Partei musste die stark von einem in der Frankfurter Politikwissenschaft vorherrschenden Marx- und Kapitalismusverständnis geprägte Rhetorik der links als oberlehrerhafte Besserwisseri erscheinen. Die links endete schließlich als Frankfurter Szeneblatt.

Nach und nach wurde so die Paradoxie durch eine weitgehende organisatorische Trennung und theoretische Distanzierung aufgelöst: Organisationsarbeit

13 Vgl. dazu die Schilderung der Arbeitsgruppentagung des SB im Oktober 1979 in Buchschlag bei Frankfurt durch Willi Hoss. Das SB konnte sich dort zu keiner eindeutigen Haltung zur Gründung der Grünen durchringen. Hoss und andere SB-Mitglieder entschieden sich, für eine aktive Mitarbeit in der neuen Partei. (Hoss 2004: 130)

in den Arbeitsfeldern als zentrale Aufgabe des Sozialistischen Büros auf der einen Seite; davon weitgehend unabhängige politisch-theoretische Debatten in der Zeitschrift links auf der anderen. Ein produktiver Weg wurde so zu einer politischen Sackgasse.

Das Ende eines Projekts

„Politisch-theoretische Auseinandersetzungen führen notwendig zu Spaltungen und Ausdifferenzierungen.“

Joachim Hirsch 1997, S. 20

Bereits im Jahr 1984 stellte der Verlag 2000 sein Buchprogramm aus ökonomischen Gründen vollständig ein. Die Zeitschriften links, express und Widersprüche wurden aber zunächst fortgeführt. Im Januar 1997 erschien mit der Nummer 320/321 die letzte Ausgabe der links. Kurz danach wurde der Verlag liquidiert und für die beiden verbliebenen Zeitschriften wurden neue Trägerschaften gefunden¹⁴. Beide Zeitschriften sind bis heute in ihren jeweiligen Arbeitsfeldern verwurzelt, dienen als Organe theoretischer Reflexion und Austausch politischer Erfahrungen: express versteht sich als Zeitung für sozialistische Betriebs- und Gewerkschaftsarbeit; die Zeitschrift Widersprüche ist 1981 aus den Informationsdiensten der Arbeitsfelder Schule und Bildung, Sozialarbeit und Gesundheit hervorgegangen und wird bis heute von einem großen Redaktionskollektiv gestaltet. Es gibt auch noch einen Unterstützerkreis für beide Zeitschriftenprojekte mit etwa 100 zahlenden Mitgliedern, die sich immer noch dem faktisch nicht mehr bestehenden Sozialistischen Büro verbunden fühlen.

Wenn heute von einem „Ende des Sozialistischen Büros“ gesprochen wird, dann kann damit m.E. nur das Ende der Zeitschrift links, die Liquidation des Verlags 2000 und die Auflösung des Arbeitsausschusses des SB gemeint sein, die alle vom Untergang des Flaggschiffes links mitgerissen wurden. Betrachtet man jedoch die mit dem SB verknüpften Netzwerke, dann ergibt sich ein anderes Bild: Diese Netzwerke haben sich zwar verändert, wurden neu geknüpft und transformiert, sie wurden aber keineswegs beendet. SB-Aktivist*innen wie Arno Klönne haben sich nach dem Ende des SB keineswegs in die innere Emigration begeben.

¹⁴ Der *express* wird seit 1997 von einer „Arbeitsgemeinschaft für politische Bildung e.V.“ herausgegeben. Die *Widersprüche* erschienen seit 1997 zunächst im Kleinen Verlag, inzwischen im Verlag Westfälisches Dampfboot und werden ebenfalls von einem Trägerverein herausgegeben.

In der letzten Nummer der Zeitschrift links kommentieren die meisten Redakteure und einige der älteren Herausgeber¹⁵ das Ende der Zeitschrift aus ihrer jeweiligen Sicht. Ihre Kommentare ergeben ein verwirrendes Bild. Einerseits werden äußere Bedingungen thematisiert und historische Veränderungen reflektiert, andererseits wird auf innere Konflikte und Verwerfungen hingewiesen. In den meisten Nachrufen der Redakteure und Herausgeber wird das SB eindeutig in einer linkssozialistischen Tradition verortet und als Organisation der Neuen Linken charakterisiert. Dann liegt der Schluss nahe, diese Organisation sei zusammen mit der westdeutschen Neuen Linken gescheitert, denn die zu Beginn beabsichtigte Sammlung und Vereinigung der zerstreuten Sozialisten sei ganz offensichtlich nicht gelungen. Die Nachrufe kreisen um dieses Thema – und bei der Suche nach Ursachen für das eigene Scheitern kann dann auf politische Veränderungen verwiesen werden, die von der Redaktion nicht zu beeinflussen waren.

Nach dem Ende des SB haben einige der Akteure sich nochmals etwas intensiver mit dessen Geschichte beschäftigt, am intensivsten wohl Gottfried Oy, der als einer der beiden letzten hauptamtlichen Redakteure das Innenleben der links-Redaktion und des Sozialistischen Büros in den 1990er Jahren sehr gut kennt. In der letzten Nummer der links versuchte er (zusammen mit Thomas Kunz) die Argumente seiner Genossinnen und Genossen zu bündeln und sich und der Öffentlichkeit das Ende des SB zu erklären. Dieses behandelte er als eine organisatorische Einheit von SB-Arbeitsausschuss, Verlag 2000 und der drei vom SB herausgegebenen Zeitschriften und Publikationen. Die Zeitschrift links sah er als „Kernprojekt“ des Sozialistischen Büros an. Diese Auffassung teile ich nicht, da sie m.E. zu einem verzerrten Bild führen kann. In den ersten Jahren waren zwar Arbeitsausschuss, Verlag 2000 und die verschiedenen Zeitschriftenredaktionen durch personelle Überlappungen stark verzahnt, und man kann hier gut von einer organisatorischen Einheit sprechen. Später verselbständigten sich aber die Organisationsteile immer mehr und entwickelten sich auch in unterschiedliche Richtungen. Sie sollten daher auch zunächst getrennt betrachtet werden¹⁶.

¹⁵ Um die Attraktivität und Akzeptanz der Zeitung bei den ehemaligen Mitgliedern und Sympathisanten des SB zu steigern, legte die Redaktion 1993 ein neues Konzept vor, das sich unter anderem durch einen breiten Herausgeberkreis auszeichnet. Viele „alte“ SB'ler traten noch einmal als Herausgeber auf, um die „neue“ links zu unterstützen – etwa Elmar Altvater, Andreas Buro, Arno Klönne, Wolf-Dieter Narr, Oskar Negt, Klaus Vack, Edgar Weick.

¹⁶ Darüber, wie sich deren Verhältnis im Verlauf der Jahre tatsächlich veränderte, gehen die Meinungen bei den Beteiligten, mit denen ich gesprochen habe, weit auseinander.

Die Gründung des Komitees für Grundrechte und Demokratie im Jahr 1980 durch die linkssozialistische Gruppe um Klaus Vack sieht Gottfried Oy als Abspaltung, die das SB personell, organisatorisch und finanziell stark schwächte. Das ist sicherlich richtig, wenn man das SB als Organisation ansieht. Betrachtet man aber seine umfangreichen Netzwerkaktivitäten genauer, dann bedeutet die Gründung des Komitees eine Erweiterung der Netzwerke bei gleichzeitiger thematischer Konzentration. Oy argumentiert, dass die aufkommende Alternativbewegung und die neuen sozialen Bewegungen sich anfangs zwar noch stark auf die organisatorischen Überlegungen und Konzepte des Sozialistischen Büros gestützt hätten; jedoch seien die sozialistischen Aspekte im Laufe der achtziger Jahre immer mehr in den Hintergrund getreten, was eine strategische Orientierung an diesen neuen sozialen Bewegungen für überzeugte Sozialistinnen und Sozialisten problematisch machte. Zudem habe die ebenfalls 1980 gegründete Partei Die Grünen dem SB Mitglieder und öffentliche Aufmerksamkeit entzogen und den linken politischen Diskurs an den Rand gedrängt. Man kann dem noch hinzufügen, dass seit 1979 die taz als bundesweite Tageszeitung erschien, was die Auflage der links faktisch halbierte. Die weltpolitischen Umbrüche der 1990er Jahre, ökonomische und schließlich auch die programmatisch-inhaltliche Krise hätten schließlich zum Ende der Zeitschrift links als dem ehemaligen Kernprojekt geführt – und damit auch zum Ende des Sozialistischen Büros (Oy 2007a).

Auffällig ist, dass nur in wenigen Nachrufen die personellen Veränderungen im Sozialistischen Büro und in der links-Redaktion genauer unter die Lupe genommen werden. Nach meinen Beobachtungen zeigt sich in diesen Veränderungen die Akademisierung eines politischen Projekts. Lässt man die Namen der links-Redakteure aus den letzten zehn Lebensjahren dieser Zeitschrift Revue passieren, dann erinnert die Liste an Frankfurter Doktorandenkolloquien. Die links hatte ganz offensichtlich besonders für jüngere Politologen und Soziologen interessante Publikationsmöglichkeiten geboten. Für einige ältere, marxistisch orientierte Professoren bot das SB eine Plattform, um gesellschaftstheoretische Erörterungen, Beiträge aus ihren jeweiligen Arbeitsgebieten und abstrakte strategische Konzepte zu entwerfen und zu veröffentlichen, wodurch sie sich auch gegenüber ihren Studenten politisch ausweisen und profilieren konnten. In die links wurden auf vielfältige Weise Themen und Streitgegenstände aus den sozialwissenschaftlichen Seminaren eingebracht und dadurch in einem sich als politisch verstehenden Kontext reproduziert. Diskussionsbedürftige theoretische Positionen wandelten sich auf diese Weise in scheinpolitische Konzepte. Die links mutierte zum „Szenenblatt einer Subkultur“ und fristete als „Frankfurter Uni-Fanzine“ mehr schlecht als recht ihr Dasein (Kunz & Oy 1997: 10). Die links-Redaktion löste

sich dadurch immer mehr von dem politisch-theoretischen Netzwerk, das von dem Sozialistischen Büro geknüpft worden war, und deren theoretische und strategische Überlegungen verloren sich in einem „politisch luftleeren Raum“ (Hirsch 1997: 20). Man könnte mit Bourdieu auch sagen: Das noch verbliebene soziale und kulturelle Kapital des SB war aufgebraucht.

Transformationen eines linken Netzwerks

„Die Geschichte dieses ‘unvollendeten Projekts’ ist noch zu schreiben. Es ist eine Geschichte voller Gegenwärtigkeiten.“
Edgar Weick 2013

Bevor wir von einem Ende des mit dem Sozialistischen Büro verbundenen politischen Projekts sprechen, sollten wir uns die Überreste und Fortsetzungsaktivitäten des SB einmal genauer ansehen, wozu auch gehören könnte, den weiteren politischen und publizistischen Weg der Aktivisten und strategischen Denker genauer zu verfolgen:

Die beiden in ihren jeweiligen Arbeitsfeldern verankerten Zeitschriften Widersprüche und express existieren bis heute mit neuem Verlag und veränderter Redaktion weiter. Eine Frankfurter Gruppe ehemaliger links-Redakteure und Frankfurter akademischer Linker um Joachim Hirsch betreibt die Internet-Plattform ‘links-netz’ gewissermaßen als digitale Fortsetzung des SB-Periodikums. Geblieben ist auch ein locker geknüpftes akademisches Netzwerk ehemaliger Redakteure, Autoren und Mitglieder des SB, das für den einen oder die andere sich durchaus als karrierefördernd erwies.

Im Komitee für Grundrechte und Demokratie arbeiten viele ehemalige Aktive aus dem SB mit und setzen die Netzwerkaktivitäten des SB mit einem neuen thematischen Fokus fort. Schon früh gingen viele SB-Mitglieder und ganze Gruppen auf lokaler und auch auf überregionaler Ebene in die grüne Parteipolitik. Prominente Beispiele dafür sind Micha Brumlik, Willi Hoss oder der ehemalige Sekretär des SB Horst-Dieter Zahn. In der Rosa-Luxemburg-Stiftung und in der Heinrich-Böll-Stiftung kann man viele der alten SB-Aktivisten wiederfinden – und einige auch in der Partei Die Linke (z.B. Heiner Halberstadt, einer der SB-Gründer). Unter den älteren Aktivisten bei attac und blockupy, in der Protestbewegung gegen Stuttgart 21 oder in den zahlreichen Flüchtlingsinitiativen stößt man auf viele ehemalige SBler.

Fixiert man sich nicht auf das organisatorische Ende, sondern betrachtet die Netzwerkaktivitäten des SB und dessen Einfluss auf einzelne Personen und

Gruppen, dann war dieses Projekt äußerst wirksam und erfolgreich. Am Sozialistischen Büro orientierten sich viele Menschen, die sich in der Ostermarschbewegung, der Kampagne gegen die Notstandsgesetze, der studentischen Protestbewegung politisierten und die sich nach 1968 in Bürgerinitiativen, lokalen Protestgruppen und neuen sozialen Bewegungen weiter aktiv betätigten. Das Sozialistische Büro hat in seinen verschiedenen Arbeitsfeldern (Schule, Erwachsenenbildung und Sozialarbeit, Gesundheitswesen, Betrieb und Gewerkschaft) sowohl publizistisch als auch organisatorisch nachhaltig gewirkt, insbesondere dadurch, dass es überregionale Netzwerke knüpfte und stabilisierte. Mit dem Rückzug der linkssozialistischen Gründergeneration und der Organisation des Komitees für Grundrechte und Demokratie schlieften allerdings die Netzwerkaktivitäten des SB weitgehend ein. Doch die Netzwerke selbst existieren in neuen Formen weiter.

„Vieles von dem, was einmal als SB-Praxis begonnen hatte, lebte ohne diese Organisationshülle eigenständig und in anderen Zusammenhängen weiter. Dennoch gibt es auch eine deutliche Verlustgeschichte. Der Niedergang des Sozialistischen Büros war auch eine Erscheinungsform des nachlassenden Einflusses der Neuen Linken auf die oppositionellen Arbeitszusammenhänge und Bewegungsmilieus.“ (Roth 1997: 54)

Aus einer historischen Perspektive betrachtet, kann man das Sozialistische Büro durch die Art seiner Netzwerkaktivitäten durchaus auch als einen Vorläufer der neueren, über das Internet organisierten und professionell betriebenen politischen Kampagnen ansehen. Damals wurde mit vor-digitalen kommunikativen und organisatorischen Mitteln (Zeitschriften, Rundbriefe, Flugblätter, Plakate, Prominentenauftrufe, Kampagnen, Veranstaltungen, Namenslisten, Briefen, Telefon und Treffen) erfolgreich etwas ausprobiert, was heute mittels Computer und in Internet-basierten sozialen Netzwerken technisch viel einfacher möglich ist. Das SB hat dadurch soziale Erfahrungen und Lernprozesse ermöglicht, von denen heute netzorganisierte Kampagnen von attac oder campact profitieren. Die Karteikästen und Namenslisten von Klaus Vack, das Archiv sozialistischer Aktivitäten und Aktivist*innen im Kopf von Arno Klönne, die Fähigkeiten von Andreas Buro als Netzwerker und die gut organisierten Offenbacher Versandaktionen waren gewissermaßen Vorläufer von Datenbanken, Internet-Plattformen, Rundmails und facebook-Gruppen.

Literatur

- Buro, Andreas 2011: Gewaltlos gegen Krieg. Lebenserinnerungen eines streitbaren Pazifisten. Frankfurt/M.
- Buschak, Willy 1985: Das Londoner Büro: Europäische Linkssozialisten in der Zwischenkriegszeit. Amsterdam
- Dutschke, Gretchen 1996: Wir hatten ein barbarisches, schönes Leben. Rudi Dutschke – eine Biographie. Köln
- Fuhse, Jan Arendt 2016: Soziale Netzwerke. Konzepte und Forschungsmethoden. Konstanz und München
- Hirsch, Joachim 1980: Organisation kaputt? Zur Situation des SB, in links, Nr. 125/126, August/September 80, S. 33-34
- 1997: Außerparlamentarische Politik: Ein Auslaufmodell?, in links, Nr. 320/321, S. 19-20
- Hoss, Willi 2004: Komm ins Offene, Freund. Autobiographie, herausgegeben von Peter Kammerer. Münster
- Jünke, Christoph (Hrsg.) 2010: Linkssozialismus in Deutschland. Jenseits von Sozialdemokratie und Kommunismus? Hamburg
- Klönne, Arno 2010: Linkssozialisten in Westdeutschland. In: Jünke (2010), S. 90-105
- Komitee Für Grundrechte und Demokratie (Hrsg.) 1985: „Tradition heißt nicht, Asche aufheben, sondern die Flamme am Brennen erhalten“. Für und über Klaus Vack. Sensbachtal
- Kunz, Thomas/Gottfried Oy 1997: Zurück an Absender. 28 Jahre links und ein Ende, in: links, Nr. 320/321, S. 10-13
- Negt, Oskar 1985: Politik als Produktionsprozeß. In: Komitee Für Grundrechte und Demokratie (1985), S. 51-54
- 1995: Achtundsechzig. Politische Intellektuelle und die Macht. Göttingen
- 1997: links – Eine Zeitschrift als politische Sozialisationsinstanz. Eine Trauerrede, in links, Nr. 320/321, S. 58-60
- Otto, Karl A. 1977: Vom Ostermarsch zur Apo. Geschichte der außerparlamentarischen Opposition in der Bundesrepublik 1960–1970 (mit einem Nachwort von Andrea Buro). Frankfurt/M.; New York
- Oy, Gottfried 2007a: Spurensuche Neue Linke. Das Beispiel des Sozialistischen Büros und seiner Zeitschrift links. Sozialistische Zeitung (1969 bis 1997). Berlin
- 2007b: Spurensuche Neue Linke. Das Beispiel des Sozialistischen Büros und seiner Zeitschrift links, in UTOPIE kreativ, Heft 197 (März 2007), S. 252-261
- 2008: Ein anderes 1968. Jenseits von Partei und Spontaneismus: Das Sozialistische Büro, in Jahrbuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Heft III/2008
- 2010: Überfraktionelles Bewusstsein jenseits von Partei und Spontaneismus. Das Sozialistische Büro. In: Jünke (2010), S. 206-220
- Roth, Roland 1997: Neue Linke und Neue soziale Bewegungen. Eine kleine Ermutigung, in: links, 29. Jg., Nr. 320/321, S. 53-55

- Sozialistisches Büro (Hrsg.) 1973: Für eine sozialistische Linke – Analysen, Strategien, Modelle. Frankfurt/M.
- 1975: Thesen des Sozialistischen Büros – Ansatzpunkte sozialistischer Politik in der Bundesrepublik. Offenbach
- Taylor, Astra 2016: Aktivist. Geschichte eines Kampfbegriffs. In: Le Monde diplomatique, Juni 2016, S. 3
- Vack, Klaus 1985: Versuch, Geschichte und Erfahrung darzustellen. In: Komitee für Grundrechte und Demokratie (1985), S. 151-225
- 1996: Friedenspolitik mitten im Krieg. Sensbachtal (Komitee für Grundrechte und Demokratie), Anhang
- 2013: Das Neue an der Neuen Linken. In: Becker, Jens; Zöllner, Thomas (Hrsg.), Gesellschaftskritik und emanzipatorische Praxis. Denken im Anschluß an Heinz Brakemeier. Hamburg

Egon Becker, Institut für sozial-ökologische Forschung (ISOE) GmbH,
Hamburger Allee 45, 60486 Frankfurt am Main
E-Mail: E.Becker@em.uni-frankfurt.de



LATEIN AMERIKA
NACHRICHTEN
// Die Monatszeitschrift

**Immer auf dem
Laufenden über das
aktuelle Geschehen in
Lateinamerika**

Aktuelle Berichte,
Reportagen,
Kommentare und
Interviews zu Politik,
Gesellschaft und
Kultur

PROBEABO
// 3 Monate lesen für 10 Euro
// endet automatisch

// solidarisch // kritisch // unabhängig

Lateinamerika Nachrichten
Gneisenaustraße 2a
10961 Berlin
www.lateinamerika-nachrichten.de

Kritische Soziale Arbeit: Eingriffe und Positionen

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen, liebe Leser und Leserinnen,

die Zeitschrift *Widersprüche* bietet seit Heft 133 den Arbeitskreisen Kritische Soziale Arbeit und vergleichbaren Initiativen den Raum und die Möglichkeit, über ihre Positionen, Vorhaben, Publikationen, Kampagnen und andere wichtige Ereignisse zu berichten.

Kurze Texte, knappe Dokumentationen und Ähnliches können wir direkt in diese Rubrik aufnehmen. Längere Texte können mit einem kurzen Aufriss sowie einem entsprechenden Link vorgestellt werden, so dass Leserinnen einen leichten Zugang zum kompletten Dokument haben. Terminankündigungen sind dabei in einer Vierteljahreszeitschrift nur dann sinnvoll, wenn auf Ereignisse hingewiesen wird, die einen entsprechenden Vorlauf haben.

Koordiniert wird diese Rubrik von Timm Kunstreich, mit dem auch weitere Details besprochen werden können. Die Kontaktadresse zum Senden der Beiträge lautet: TimmKunstreich@aol.com

Die Beiträge werden zu den folgenden Redaktionsschlüssen für die nächsten Hefte entgegengenommen:

Heft 144: 10.04.2017

Heft 145: 10.07.2017

Heft 145: 10.10.2017

Die Redaktion

„Die Beteiligten zu (potentiell) Betroffenen machen“



Über: Simone Danz 2015: *Vollständigkeit und Mangel. Das Subjekt in der Sonderpädagogik*. Klinkhardt: Bad Heilbrunn, 216 Seiten; 978-3-7815-2043-1; 39,90 EUR

In der von der Sektion Sonderpädagogik der DGfE herausgegebenen Reihe „Perspektiven sonderpädagogischer Forschung“ ist die an der Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin eingereichte Dissertation von Simone Danz zum Subjekt in der Sonderpädagogik erschienen. Ausgangspunkt der Arbeit ist die These, dass „Hinderungsgründe für eine umfassende Teilhabe behinderter Menschen“ (5) nicht bei den „zu integrierenden, sondern [...] den die Integration leistenden Individuen“ (14) zu suchen sind. Bewusst benutzt die Autorin deshalb auch die Formulierung „behinderte Menschen“ und nicht „Menschen mit Behinderung“, um im Unterschied zur Intransitivität von „Behindert-Sein“ mit dem Transitiv auf die gesellschaftliche Verursachung von Behinderung hinzuweisen. Im Anschluss an Weisser sieht sie Behinderung als „‘Coming out‘ des menschlichen Normalfalls [...]: abhängig, hilfebedürftig und ausgeliefert zu sein“ (18). Wie sie schon im ersten Kapitel in kritischer Auseinandersetzung mit dem Stand der sonderpädagogischen Forschung bezüglich „ihrer ethisch-pädagogischen [...] Begründung“ (27) sowie ihrer Auseinandersetzung mit dem „Normalisierungsprinzip“ (28), im Anschluss auch an das „aus den Disability Studies stammende Konzept des Ableismus“ (16) überzeugend nachweist, wird

dieser Normalfall jedoch in der herrschenden gesellschaftlichen Kultur durch „phantasmatische Bewältigungsstrategien“ (20) abgewehrt. Diese – so ihre weitere These – schützten „vor der Anerkennung der eigenen Unvollständigkeit und Abhängigkeit [...], indem erst durch die Kategorie Behinderung die Gegenposition Nicht-Behinderung ihre Bedeutung“ (ebd.) und „beruhigende Funktion“ (ebd.) erhalte.

Im Zentrum der Arbeit von Simone Danz steht deshalb die Untersuchung „subjektive[r] Normalitätskonstruktionen im Prozess der Subjektbildung“ (5) vor allem im Hinblick darauf, wie die von ihr als „fragil[er]“ (14) analysierten „Konstituierungsbedingungen des reflektierenden Subjektes die (gesellschaftliche) Kategorie Behinderung stützen“ (5). So fragt sie danach, „ob das Problem der Abwertung und Ausgrenzung von Behinderung nicht auch in der allgemeinen Funktionsweise des wahrnehmenden und denkenden Subjekts zu suchen ist und daher Normalität nicht allein durch die gesellschaftliche Zuweisung und Kontrolle produziert wird“ (14). Dies gibt ihr auf, in „Auseinandersetzung mit verschiedenen Subjektbegriffen“ (23) zu untersuchen, wie „im Zusammenspiel von Autonomie und Angewiesenheit [...] das Anerkennen und das gleichzeitige Verkennen von Unterwerfung als Voraussetzung für ein autonomes Bewusstsein“ (22) auch dazu führt, dass „das Subjekt qua seiner Konstitution begrenzte Möglichkeiten der Integration von Andersheit, Verletzbarkeit und Schwäche hat, die sich wiederum in bestimmten Normalisierungsprozessen abbilden bzw. vice versa durch diese begrenzt werden“ (23).

Um „das Zusammenwirken der subjekt-eigenen und der gesellschaftlichen Bedingungen hinsichtlich der Wahrnehmung

von Abhängigkeit, Hilfebedürftigkeit und Behinderung“ (30) zu verdeutlichen, trennt sie analytisch zunächst „die subjektimmanenten, eher von innen heraus wirkenden Subjektwerdungs-Faktoren von normativ verankerten gesellschaftlichen – eher von außen als diskursive Praktiken wirkenden – Faktoren“ (ebd.). Bezüglich des „Bezugsrahmen Individuum“ rekonstruiert sie in zwei die Subjektconstitution fokussierenden Kapiteln Georg Herbert Meads Identitätstheorie im Verhältnis von „I“ und „Me“ sowie Erving Goffmans Unterscheidung von sozialer, persönlicher und Ich-Identität, um dann knapp nachzuzeichnen, wie Freuds Drei-Instanzen-Modell in unterschiedlicher Art und Weise von Erik H. Erikson, Margret Mahler, der Objektbeziehungstheorie sowie der Ich- und Selbstpsychologie weiterentwickelt und durch Jacques Lacan radikalisiert wurde. Lacan ist für die Autorin vor allem deshalb von Bedeutung, da er – wie sie später, in ihrem beide Bezugsrahmen zusammenführenden Kapitel ausführt – „den Gedanken der reziproken Anerkennung als ‚reziproke Entfremdung‘“ (123) erweitert, die „in Form einer Leugnung des Mangels Raum [greift]“ (ebd.).

Auch anhand aktueller Diskussionen zum Identitätsbegriff – vor allem von Keupp – zeichnet sie nach, wie darin Identität als aktiver „Konstitutionsprozess der eigenen Wesenseinheit im Spannungsfeld von Innen- und Außenperspektive“ (37) gefasst wird. Dies führt sie zum Begriff des Subjekts bzw. dessen Dekonstruktion, wobei sie Judith Butlers Analysen des „komplexen Zusammenwirkens von Autonomie und Unterwerfung“ (38) und den von Anne Waldschmidt unterschiedenen vier Entwürfen von Selbstbestimmung als „Selbstbeherrschung, Selbstinstrumentali-

sierung, Selbstthematisierung und Selbstgestaltung“ (42) besondere Aufmerksamkeit schenkt. Die besonders von Butler analysierte „Ambivalenz von Autonomie und Abhängigkeit“ (51) verfolgt sie dann auch entwicklungspsychologisch weiter anhand der Arbeiten von Donald W. Winnicott und Fonagy/Target, um so die Bedeutung der „unbewusste[n] Leugnung von Abhängigkeit, Unvollkommenheit und Verletzlichkeit [...] für die Ich-Bildung“ (62) auch von dieser Seite her aufzuweisen.

Den „Übergang zur Betrachtung der überindividuellen Ebene“ (62) leitet die Autorin mit einem Kapitel „Subjektconstitution und Selbstbestimmung als pädagogische Leitidee und Kennzeichen gesellschaftlicher Ansprüche“ (63ff.) ein. In diesem zeichnet sie nach, wie Selbstbestimmung nicht nur „als ‚zentrale Chiffre der Moderne‘ (...) an die Stelle eindeutiger Wertordnungen und verlässlicher Moralvorstellungen“ (68) getreten ist, sondern auch zu einem „Prinzip kritischer Behindertenpolitik“ (64) avancierte, „um Abhängigkeit sowie Ausschluss und Separierungsmechanismen abzubauen und um Respekt für andersartige Lebensvollzüge zu fordern“ (ebd.). Verbunden sieht sie dies mit der Gefahr, dass in dem Maße wie „Selbstbestimmung und Autonomie [...] als Kennzeichen gelungener Entwicklung“ (65) hervorgehoben wird, nicht nur Abhängigkeiten „verschleiert“ (ebd.) werden, sondern „die Illusion der Autonomie [...] unter anderem in Bezug auf Menschen mit geistiger Behinderung auch dazu führt, lückenhafte oder begrenzte Vernunftfähigkeiten mit mangelnden Selbstbestimmungsmöglichkeiten gleichzusetzen“ (ebd.).

Ähnlich wie die Kapitel zum „Bezugsrahmen Individuum“ sind auch die zum

„Bezugsrahmen Gesellschaftsgefüge“ so aufgebaut, dass über Begriffsklärungen ein Bezugsrahmen für die weiteren Überlegungen geschaffen wird. Die Begriffe *Ethik*, *Moral*, *Sittlichkeit* rekonstruiert Simone Danz als „gemeinsame gesellschaftliche Vorstellungen über Erwünschtes und Unerwünschtes, Richtiges und Falsches hinsichtlich der übergeordneten gesellschaftlichen Sphäre“ (69), aus denen „*Werte* und *Normen* als konkrete Wahrnehmungsmuster und Handlungsanweisungen und Handlungserwartungen für die Mitglieder der Gemeinschaft“ (ebd.) erwachsen, welche im Zuge ihrer Verinnerlichung „individuelle Verhaltensmuster, Wahrnehmungs- und Denkprozesse [steuern] und [...] Vorstellungen von Normalität [organisieren]“ (75). Dabei greift sie immer wieder auch die zuvor von ihr in den beiden Kapiteln zum „Bezugsrahmen Individuum“ skizzierten Theorien auf, um deren Vermittlung mit dem „Bezugsrahmen Gesellschaftsgefüge“ herauszuarbeiten. Darüber hinaus widmet sie Jürgen Links „Analyse des Normalismus“ (80) ebenso besondere Aufmerksamkeit wie Geert Hofstedes Dimensionen der Unterscheidung von Kulturen. In Letzteren sieht sie „ein gutes Analyseinstrument für gruppenbezogene Verhaltensweisen und Wertestrukturen“ (88), weist aber auf die Gefahr einer „Stereotypisierung und Homogenisierung“ (ebd.) hin, wenn sie auf nationale Kulturen bezogen werden. Vor diesem Hintergrund zeigt sie, wie „normalitätstheoretische Reflexionen“ (89) in ganz unterschiedlicher Weise im „sonderpädagogischen Diskurs“ (ebd.) und den Disability Studies aufgegriffen wurden.

Um die „intersubjektiven Mechanismen, die normative Leitideen und Deutungsmuster etablieren, bekräftigen und modulieren“

(93) detaillierter in den Blick zu nehmen, setzt sie sich im anschließenden Kapitel mit Anerkennungstheorien auseinander. Ausgehend von Hegel zeigt sie, wie dessen Figur der Anerkennung einerseits von Jessica Benjamin im Rahmen einer feministischen Psychoanalyse des „spannungsreiche[n] prozessuale[n] Zusammenspiel[s] von Autonomie und Abhängigkeit bei der Entwicklung des Selbstbewusstseins“ (100) aufgegriffen wird. Noch essentieller für ihre Fragestellung erachtet die Autorin jedoch die Art und Weise, in der Axel Honneth die in Hegels „System der Sittlichkeit“ lediglich angelegte Ausdifferenzierung aufeinander aufbauender Sphären von affektiver Anerkennung in der Familie, kognitiv formeller Anerkennung im Recht sowie sozialer Anerkennung und Solidarität in der Wirtschaft ausgearbeitet hat, einschließlich der „normative[n] Spannung (...)“, die sich in Gewährung und Versagung von Anerkennung gemäß geltender moralischer Normen äußert“ (123).

Wie Simone Danz in ihrem beide „Bezugsrahmen“ zusammenführenden 6. Kapitel darlegt, kann dieses „Theoriegebäude [...] zur Begründung der vielfach wahrgenommenen und belegten Benachteiligung behinderter Menschen“ (124) in der Weise herangezogen werden, dass „Anerkennung [...] in symmetrischer Weise zwischen autonomen Individuen statt[findet] [...]“. Ist diese Wechselseitigkeit außer Kraft gesetzt und eine der beiden Seiten nicht in der Lage, die gleichen Rechte und die gleichen Pflichten auszuüben, funktioniert ein solches auf ausgewogene Anerkennungsbeziehungen autonomer Individuen angelegtes Moralsystem nicht“ (ebd.). Entsprechend legt sie in Auseinandersetzung mit Patchen Markells Begriff von „Anerkennung

als ermächtigende Recognition“ (ebd.) dar, dass Anerkennungsprozesse nach diesem Muster „üblicherweise nicht die Verwundbarkeit und Temporalität von Identität berücksichtigen, sondern den beruhigenden Anspruch von souveräner Handlungsfähigkeit unter Gleichen“ (ebd.). Demgegenüber fordert sie mit Judith Butler „als Basis für einen neuen Humanismus [...] eine gemeinsame körperliche Verletzlichkeit sichtbar und anerkennungsfähig zu machen“ (112).

Vor dem Hintergrund der zuvor von ihr entfalteten Theorien – vor allem zum „phantasmatischen Charakter“ des Autonomieempfindens – ist ihr dabei wohl bewusst, dass „jede Begegnung mit einem Gegenüber, das Symbole der Verletzbarkeit oder Verunsicherung zur Schau stellt, eine Gefährdung der Herrschaftsphantasien zur Sicherung der eigenen Souveränität“ (ebd.) bedeutet und als „Gefährdung der Illusion fortwährender eigener Selbstständigkeit und Leistungsfähigkeit abgewehrt werden muss“ (180). Dies stellt für sie „im Rahmen der sonderpädagogischen Theorie und Praxis“ (126) bislang ebenso sehr ein Desiderat dar wie die daraus im Hinblick auf Reziprozität abgeleitete Maxime, „die Sorge für die oder den Anderen gleichzeitig als potentielle oder zukünftig benötigte Selbstsorge zu betrachten“ (ebd.).

Vor dem Hintergrund dieses ihres über beide „Bezugsrahmen“ entfalteten „bildungs- und erziehungsphilosophischen Theorie-Zugang[s]“ (24) hat Simone Danz dann auch noch im Rahmen eines Lehrforschungsprojektes „mit angehenden Fachkräften in einem Bachelorstudiengang Soziale Arbeit in ihren fünften Semester“ (133) eine „explorative“ Studie durchgeführt. Dabei wurde eine „nicht-probalistische [...]“ (138) „Ad-hoc-Stichprobe“ (ebd.) von

„250 professionell Tätige[n] im außerschulischen Bereich der Behindertenhilfe“ (ebd.) schriftlich „nach den eigenen für sie selbst empfundenen Normalitätsanforderungen“ (ebd.) befragt. Daneben hat sie die Studierenden gebeten, in einer ebenfalls „schriftlichen Reflexion am Ende des Semesters [...] sich mit der Frage [zu] beschäftigen, wie sie im Zusammenhang mit der Thematik ‚Behinderung als Coming out‘ ihre Einstellung zur eigenen potentiellen Verletzbarkeit oder Behinderung einschätzen“ (ebd.). Daraus referiert sie jedoch nur unkommentiert in exemplarischer Weise bedeutsame Aussagen. Erst im vorletzten Kapitel unter der Überschrift „Ausblick: ‚Ich bin schon da, wovor Du noch Angst hast – Behinderung als Coming out“ (174) und im abschließenden „Fazit“ (175ff.) werden diese Reflexionen summarisch von ihr noch einmal positiv im Hinblick auf die von ihr mit der Lehrveranstaltung verfolgte Zielsetzung bewertet. Das etwas irritierende Zitat in der „Ausblick“-Überschrift bezieht sich dabei auf die Interpretation von Aussagen zweier behinderter Studierender auch als Verweis auf die Verwirklichung „neue[r] Anerkennungspraxen“ (180) im Rahmen der Lehrveranstaltung.

Ihre „explorative Vertiefung“ (127) beginnt Simone Danz mit der Ableitung von Thesen zu den aus der theoretischen Auseinandersetzung sich ergebenden „drei übergeordnete[n] Themen a) Normalitätsvorstellungen, b) Selbständigkeit und Leistungsfähigkeit, Abhängigkeit und Hilfebedürftigkeit und c) Abwehr bzw. Distanzierung vom Phänomen Behinderung“ (ebd.). Ihr folgt eine ausführliche Erörterung des Standes sowohl der Einstellungsforschung zu Behinderung sowie „zu Motiven der Berufswahl im Feld der Heil-

und Sonderpädagogik“ (130) als auch der „pädagogische[n] Professionalitätsforschung“ (131). Gestützt auf diesen Forschungsstand sowie weitere Literatur werden dann zu diesen übergeordneten Themen Hypothesen formuliert (vgl. 139f.) und in geschlossenen Fragen mit je nach Fragestellung dichotomen oder fünfteilig intervallskalierten Antwortkategorien operationalisiert. Allerdings handelt es sich dabei streng genommen zumeist nicht um Hypothesen in einem positivistischen Sinne und ebenso werden diese nicht über statistische Tests mit entsprechenden Zusammenhangsmaßen und Angaben des Signifikanzniveaus falsifiziert, was ja auch den gesetzten Rahmen einer explorativen Studie im Rahmen eines Lehrforschungsprojektes überschreiten würde.

Bei der systematischen Gegenüberstellung der Ergebnisse der deskriptiven Statistik zu den Hypothesen bzw. „Eingangsfragestellungen“ im Hinblick auf die drei „übergeordneten Themen“, verweist sie explizit auch auf „Erklärungslücken“ (172). Über diese deskriptive Statistik hinaus wurden Variablengruppen bezüglich des „Erlangen gesellschaftlicher Anerkennung“ (153) einerseits und zu deren Erreichbarkeit für behinderte Menschen andererseits mit Hilfe zweier explorativer Faktorenanalysen auch noch „vertiefter auf latente Strukturen im Antwortverhalten hin analysiert“ (ebd.). Deren Ergebnisse „deute[n] [...] darauf hin, dass die befragten Fachkräfte Unabhängigkeit für einen wichtigen Aspekt für das Erlangen gesellschaftlicher Anerkennung halten, der für Menschen mit Behinderungen im Vergleich mit den anderen Faktoren in der Tendenz schwerer erreichbar ist, und dass Interaktion und Beziehung als eher nicht so wichtig für das Erlangen gesell-

schaftlicher Anerkennung ist, aber für Menschen mit Behinderung als leichter erreichbar erachtet werden“ (156f.).

Bezüglich der anderen Ergebnisse dieser Explorationsstudie hebt Simone Danz im auch noch mal den Gang ihrer Argumentation rekapitulierenden „Fazit“ hervor, dass „die Befragten [...] übereinstimmend an[geben], in ihrem subjektiven Erleben die potentielle eigene Abhängigkeit, Hilfebedürftigkeit und Verletzlichkeit negativ zu bewerten und der Selbstständigkeit und Leistungsfähigkeit einen hohen Stellenwert zu geben“ (179). Vor diesem Hintergrund sowie ihrer theoretisch fundierten Argumentation hinsichtlich einer nur über die Antizipation einer eigenen potenziellen Betroffenheit herstellbaren „Reziprozität der Anerkennung [...] mit einem Gegenüber, das Symbole der Verletzbarkeit oder Verunsicherung trägt“ (180), plädiert sie schließlich in überzeugender Weise dafür, „das in der sozialen Arbeit übliche und partizipatorisch wichtige Prinzip *Betroffene zu Beteiligten zu machen*“ (175) umzuformulieren in „*Die Beteiligten zu (potentiell) Betroffenen machen*“ (ebd.). Insgesamt betrachtet hat sie damit eine weit über die Sonderpädagogik hinaus bedeutsame Arbeit vorgelegt. Durch ihre sehr gute didaktische Aufbereitung mit jeweiligem Zwischenfazit und entsprechenden Ein- und Überleitungen vermag diese Studierenden im gesamten, weiten Feld der Erziehungswissenschaften einen profunden Überblick zu Kernfragen ihrer Disziplin zu verschaffen.

Michael May
Walkmühlstr. 21
65195 Wiesbaden
E-Mail: m.may@em.uni-frankfurt.de



Kompetenzzentrum Pflegekinder e.V.

Fachtagung: Pflegefamilie – und dann? Careleaver im Übergang

Bisher wurde das Thema Leaving Care, der Übergang aus stationären Hilfen in Deutschland, vor allem mit dem Fokus auf die stationäre Heimerziehung bearbeitet. Das Careleaver Kompetenznetz und das Kompetenzzentrum Pflegekinder e.V. wollen in Kooperation mit dem Dialogforum Pflegekinderhilfe, Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen (IGfH) den Blick auf die Vollzeitpflege ausweiten. Dies soll im Austausch mit Tagungsbeteiligten aus allen Bereichen – (ehemaligen) Pflegekindern, Pflegeeltern, Fachkräften aus Jugendämtern und Freien Trägern sowie sonstigen Interessierten – geschehen.

In Pflegefamilien wird die formale Beendigung der Hilfe zur Erziehung in der Regel wenig thematisiert. Man fühlt sich „als Familie“ und für viele Pflegeeltern ist es selbstverständlich, ihre Pflegekinder auch weiter zu unterstützen. Für die jungen Menschen im Übergang bleibt dabei allerdings oft unklar, in welcher Weise der Kontakt nach dem Hilfeende oder Auszug weitergeführt wird. Welche materielle, lebenspraktische und emotionale Unterstützung kann von den oft als Eltern erlebten (aber juristisch nicht unterhaltsverpflichteten) Pflegeeltern erwartet werden? Denn auch die Pflegekinderdienste gehen häufig davon aus, dass ein Unterstützungsbedarf nach dem Hilfeende von den „ehemaligen“ Pflegeeltern aufgefangen wird, obwohl gemäß § 41 SG VIII Hilfen des Jugendamtes bis zum Alter von 27 Jahren möglich wären.

Immer die Careleaver selbst im Blick soll aus den unterschiedlichen Blickwinkeln der Tagungsbeteiligten versucht werden, Lösungsvorschläge für eine Verbesserung der Situation von Pflegekindern im Übergang zu finden. (Ehemalige) Pflegekinder und Careleaver, Pflegefamilien, Fachleute aus öffentlichen Einrichtungen wie von freien Trägern und weitere Interessierte sind eingeladen, gemeinsam ins Gespräch zu kommen. Für Pflegekinder/Careleaver entfällt der Teilnehmerbeitrag.

Tagungsort und -zeit:

19. Juni 2017

10:18 bis 16:27 Uhr*

Festsaal der Berliner Stadtmission
 Jugendgästehaus Hauptbahnhof
 Lehrter Straße 68
 10557 Berlin

Anmeldung:

info@kompetenzzentrum-pflegekinder.de

Weitere Informationen unter:

www.careleaver-kompetenznetz.de/tagung

www.kompetenzzentrum-pflegekinder.de

www.igfh.de → Veranstaltungen

* *Tagungsbeginn um 10:18 Uhr* Da es gängige Praxis ist, dass die Jugendhilfemaßnahme mit 18 beendet wird *Tagungsende um 16:27 Uhr* – weil wir fordern, dass Jugendhilfe bei Bedarf bis 27 gewährt wird.

Widersprüche

Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich

Gesellschaft als „Diskurs der Wünsche“ meint das Verfertigen
 des Sozialen im Prozess des sozialen Diskurses,
 nicht Unterwerfung unter vorgefertigte Normierungen.
Niko Diemer (1952 – 1992)

Wir über uns

1981/82 gründeten Mitglieder der Arbeitsfelder Gesundheit, Sozialarbeit und Schule des Sozialistischen Büros die Zeitschrift Widersprüche. In dieser Zeit des grünen Aufbruchs und der radikalisierten konservativen Wende versuchten wir eine erste Standortbestimmung als Redaktionskollektiv: „Verteidigen, kritisieren, überwinden zugleich“. Unter dieser Programmatik wollten wir als Opposition dazu beitragen, die materiellen Errungenschaften des Bildungs- und Sozialbereichs zu verteidigen, dessen hegemoniale Funktion zu kritisieren und Konzepte zu ihrer Überwindung zu konkretisieren. Zur Überzeugung gelangt, dass eine alternative Sozialpolitik weder politisch noch theoretisch ausreichend für eine sozialistische Perspektive im Bildungs- und Sozialbereich ist, formulierten wir unseren ersten Versuch einer Alternative zur Sozialpolitik als Überlegungen zu einer „Politik des Sozialen“. An der Präzisierung dieses Begriffes, an seiner theoretischen und politischen Vertiefung arbeiteten wir, als die Frage nach der „Zukunft des Sozialismus nach dem Verschwinden des realen“ 1989 auf die Tagesordnung gesetzt wurde. Das Kenntlichmachen der „sozialen Marktwirtschaft“ als modernisiertem Kapitalismus im Westen und Kapitalismus „pur“ im Osten erleichtert uns zwar die Analyse, gibt aber immer noch keine Antwort auf die Frage nach den Subjekten und Akteuren einer Politik des Sozialen, nach Kooperationen und Assoziationen, in denen „die Bedingung der Freiheit des einzelnen die Bedingung der Freiheit aller ist“ (Kommunistisches Manifest).

Wer in diesem Diskurs der Redaktion mitstreiten will, ist herzlich eingeladen.